

Hans Klein

In eine neue Zukunft

Dokumente einer Hoffnung

Hans Klein

In eine neue Zukunft

Dokumente einer Hoffnung



MARTIN-LUTHER-VERLAG • ERLANGEN
2004

Den Freunden
Klaus Werner Johannis, Oberbürgermeister,
und Martin Bottesch, Landrat,
die unsere Hoffnung in die Tat umsetzen

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-87513-144-4

© Martin-Luther-Verlag, Erlangen 2004
Gestaltung: Frank Thiel, Erlangen
Druck: Gruner-Druck GmbH, Erlangen

Inhalt

Vorwort 7 | Geleitwort 9 | Einleitung 13

I. Vor der Wende: Hoffnung in der Resignation

17

- Die Evangelische Kirche in der Zeit Ceausescus zwischen Widerstand und Anpassung.
Sinnvolles Leben unter unsinnigen Verhältnissen 18
Pfarrer in Verantwortung 34
Zwischen Resignation und Hoffnung. Versuch einer Deutung
der gegenwärtigen Lage unter den Siebenbürger Sachsen 35
Der todkranke Siebenbürger 41 | Advent 1987 42
Unsere Kirche auf dem Weg in das Jahr 1993. Ein Diskussionspapier, Herbst 1988 43
Grundsätzliche Überlegungen zum Weg unserer Kirche
in die Zukunft besonders bis zum Jahr 1993 51
Advent 1988 54 | Advent 1989 55
Vorbereitungen auf Grund von Ahnungen 57 | Für Neujahr 1990 58

II. Nach der Wende: Hoffnung gegen den Augenschein

59

- Die Wende 1989 in Rumänien. Was kam danach? 60
Die geschenkte Freiheit 68 | Siehe ich mache alles neu 70
Gott ist immer einen Schritt voraus 71
Wir sind in Gottes guter Hand. Predigt über Matthäus 5,3–19 73
Advent 1990 76 | Neujahr 1991 77
Ein Wort zum Neuen Jahr 1991 78
Das Christentum als kleine Minderheit
in den späten Schriften des Neuen Testaments 80
Gebet (1991) 89 | Eröffnete Zukunft. Wort zum Sonntag 90
Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages 92
Siehe, ich bin bei euch alle Tage. Predigt 94
Sorget nicht (Herbst 1992) 97
Unsere Kirche im Jahr 1993 – eine Reflexion (Dezember 1992) 98
Advent 1992 100 | Volk und Gottesvolk in der Bibel 101
Die Talsohle zurückgelassen 114 | Sein und Werden 116
Neues beginnen 117 | Fürchtet euch nicht 118
Neu erschlossene Zukunft. Predigt über Offenbarung 5,1–5 120
Isaak ist geboren. Aus der Weihnachtspredigt 1993 über 1. Johannes 3,1–6 123

III. Begründete Hoffnung

125

- Begrenzung und Offenheit der Kirche 126
- Der Schritt in das Neue. Predigt zum Neujahrstag 1994 über Josua 1,1–9 132
- Rechenschaft über die Hoffnung 135 | Die große Stunde 138
- Leben heute 139 | Advent 1994 140
- Getragen in der Not. Predigt über Matthäus 5,1–12 141
- Ostern 1995 145 | Vortastendes Ahnen 147
- Der Auftrag einer evangelischen Kirche in nachkommunistischer Zeit 149
- Für wen ist die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien da?
 - Eine theologische Analyse 157
 - Stärke im Kreuz 169 | Konsolidieren 170
- Brief an Martin Luther 172 | Genesung im Neuen Jahr 178
- Das Positive sehen 180 | Pfingsten 1997 in Gürteln 182
- Versöhnte Verschiedenheit 185

IV. Gefestigte Hoffnung

193

- Zeit der Gnade 194 | Advent 1998 196
- Neue Hoffnung nach dem Leiden. Predigt über Jesaja 12,1–6 197
- Reichtum in der Armut. Predigt über Offenbarung 2,8–10 199
- Jahreswende 1999/2000 201 | Christus und die Macht 202
- Ein Ereignis, das unsern Weg bestätigt 208
- Unsere Kirche auf dem Weg ins Jahr 2005 210
- Gott hat Trost zugesagt. Predigt über Jesaja 40,1–8 222
- Advent 2002 225 | Neujahr 2003 226
- Gottes Angebot der Versöhnung mit der Geschichte 228
- Zur Jahreslosung 2004 231 | Europa eine Seele geben 234
- Advent 2003 243
- Anhang: Volkes Stimme aus Gottes Hand 245

Vorwort

Die hier zusammengestellten Vorträge, Referate, Predigten, Berichte und gebundenen Texte stammen aus der Zeit von 1985 bis 2003 und sind zu ganz verschiedenen Anlässen geschrieben. Von den Beiträgen am Anfang der Kapitel, die die Situation beschreiben, abgesehen, sind sie chronologisch geordnet und zeigen eine Entwicklung in der Erwartung an, von Resignation zu wachsend begründeter Hoffnung und schließlich zur Gewissheit, dass der Weg der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen weitergeht.

Herzlich danken möchte ich Kollegen Hermann Pitters, der mich zur Veröffentlichung dieser Texte sehr ermutigt hat. Er hat entscheidenden Anteil an der Auswahl der prägnantesten Texte aus der Fülle des Materials und beim Lesen der Korrekturen.

Dem Martin-Luther-Bund in Erlangen und besonders seinem Generalsekretär, Dr. Rainer Stahl, danke ich für die spontane Bereitschaft zur Veröffentlichung und die aufwändige Verlagsarbeit.

Hermannstadt/Sibiu zu Weihnachten 2003

Hans Klein

Geleitwort

Niemals vergesse ich die Begrüßung durch einen britischen Diplomaten, die in der ersten Hälfte des Jahres 1991 ein Kreis von Interessierten in Leipzig erfahren hatte, denen es um die Kontakte und die Verständigung zwischen dem Osten Deutschlands und Großbritannien ging: „I welcome you to NATO!“ Damals gehörte das vor kurzer Zeit der Bundesrepublik Deutschland beigetretene Territorium der früheren Deutschen Demokratischen Republik noch nicht direkt der NATO an, es lebte aber schon unter ihrem Schutzschild, was große Bedeutung für die Tage des Putsches in der Sowjetunion Anfang August jenes Jahres haben sollte, waren doch damals die sowjetischen Besatzungstruppen im Osten Deutschlands noch in keiner Weise reduziert.

Seit diesem Jahr, 2004, gehört nun auch Rumänien der NATO an, ist also eingebunden in einen Sicherheitsverband, der die Entwicklung hin nach Europa unumkehrbar macht. Dies wird gerade für jene Region Rumäniens eine positive Herausforderung sein, die sich durch ihre ganze Geschichte hindurch als dem Herzen Europas zugehörig gefühlt hat: nämlich Siebenbürgen.

Und in diesem Siebenbürgen sind es wieder ein spezielles Volk und eine spezifische Kirche, die in diesem Buch im Mittelpunkt stehen: die Siebenbürger Sachsen und ihre Evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien. Was mancher Leserin und manchem Leser wie eine übermäßige Spezialisierung auf einen Gegenstand erscheinen mag, erweist sich bei genauerem Hinsehen als Konzentration auf das Schicksal eines Kollektivums, das in besonderer Weise von den Veränderungen der letzten Jahre betroffen war und in seinem Schicksal Grundzüge dieser Veränderungen durchmachen und darstellen musste. Heute ist diese Kirche mit ihren etwa 15 000 Gemeindegliedern so groß wie in anderen Ländern einzelne Kirchengemeinden (so in Schweden z. B.). Aber sie ist nicht versunken in Resignation und Selbstmitleid, sondern sie sucht nach ihrem Auftrag in ihrer Umwelt und Zeit.

Gerade die spannenden Texte – unterschiedlichen Charakters –, die Hans Klein, Professor für Neues Testament an der Fakultät für Evangelische Theologie in Sibiu-Hermannstadt, von 1993 bis 1998 Stadtpfarrer von Hermannstadt und jetzt auch Bischofsvikar seiner Kirche, in diesem Band zusammengestellt hat, bezeugen nicht nur sein Ringen, seinen Glauben,

seine Hoffnungen. Als solche schon sind sie wert, zur Kenntnis genommen zu werden, wird doch dieses Zeugnis allen Leserinnen und Lesern auch zu eigenem Glauben und eigenem Hoffen verhelfen. Sie bezeugen darüber hinaus aber einen beispiellosen Weg von der Ratlosigkeit und schockbedingten Apathie hin zu mutigem Engagement für neue Zukunft in seiner gesamten Kirche.

Der Einstieg zur zweiten Hälfte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts war markiert durch die Stimmung des Erschreckens, in der gleichwohl nach neuen Wegen vorgetastet wurde:

„Ich weiß, ich bin todkrank,
die meisten um mich wissen es auch
und machen sich die Rechnung.
...
Darf ich sterben wollen?
Was ist wichtiger, so zu leben,
oder bewusst zu sterben?
Oder darf ich auf ein Wunder warten?“

„Nebel schwinden,
Vorhänge gehen auf,
Licht flutet
in die Räume
...
In deinem Lichte
Lass uns neu sehen
deine Herrlichkeit,
und deine Werke,
o Herr.“

In diese Hoffnung auf Gottes Wunder – nicht auf menschliche Fähigkeiten – mündet das Ringen des Autors im Jahr 2003.

Zwanzig Jahre eines Weges – des Weges eines einzelnen, der für sich und für die anderen reflektiert und bedenkt, der aus der lebenswichtigen Haltung des „Standhaltens“ hinüber findet zum Aufbruch zu Versöhnung und Gestaltung, der den Mut in die Zukunft verkündigt, weil er glauben kann, dass in dieser Zukunft auch derjenige auf uns zukommen wird, der schon in der Vergangenheit in Wahrheit der Herr der Geschichte war –, und zugleich des Weges seiner Gemeinschaft in Kirche und Gesellschaft,

die ihrerseits aus der lebenswichtigen Haltung des „Standhaltens“ den Weg findet zu Gewissheit und Mut zum Gestalten und sich Einbringen angesichts der Herausforderungen der gesamten Gesellschaft, deren Teil – wenn auch kleiner – sie ist.

So wird sich – davon bin ich fest überzeugt – dieses Werk nicht nur als mitreißende Dokumentation von Schicksalen erweisen, die in ihrer Art beispiellos waren (dies auf alle Fälle!), sondern auch als stellvertretendes Ringen um Zukunft und Hoffnung, aus dem Menschen anderer Zeit und anderer Situation für ihre eigenen Herausforderungen wichtige Anregungen werden gewinnen können.

So wie mein praktisch-theologischer Lehrer, Klaus-Peter Hertzsch, am 4. 8. 1989 – also vor aller „Wende“ in der damaligen DDR! – hat dichten können:

„Vertraut den neuen Wegen,
auf die uns Gott gesandt!
Er selbst kommt uns entgegen.
Die Zukunft ist sein Land.
Wer aufbricht, der kann hoffen
in Zeit und Ewigkeit.
Die Tore stehen offen.
Das Land ist hell und weit“

(Evangelisches Gesangbuch, Nr. 395,3).

So übergeben wir im Martin-Luther-Bund diesen Band nicht nur allen, die den Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen mit Anteilnahme verfolgen und nicht zuletzt den Siebenbürger Sachsen in Rumänien und in Deutschland selbst, sondern auch allen, die aus Resignation zu Gewissheit und Hoffnung hindurch dringen wollen. Ihnen allen bietet Hans Klein mit seinen Texten unschätzbare Hilfen. Dafür sei ihm schon hier gedankt.

Erlangen, 6. 6. 2004 zum Trinitatis-Fest:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll“ (Jesaja 6,3).

Rainer Stahl

Einleitung

Wie der Mensch eine Leib-Seele-Einheit ist, ist auch unser Denken von den Verhältnissen abhängig. Manchmal setzt sich das Denken von den Verhältnissen ab, läuft ihnen voraus oder bleibt hinter ihnen zurück. Aber nur dann ist Denken wirklich hilfreich, wenn es immer wieder die Bindung an die Geschichte, die Entwicklungen, an die soziale und politische Gegebenheit sucht. Krisenzeiten können überhaupt nur dann wirklich durchgestanden werden, wenn sie als solche erkannt und durchdacht werden. Besonders hilfreich ist es, wenn in solchen Zeiten das Denken den Ereignissen voraus ist und damit die Sprache findet, die die folgenden Ereignisse artikulieren hilft.

In der Geschichte der Siebenbürger Sachsen ist das Denken oft den Ereignissen gefolgt, zumindest dort, wo es um Ereignisse ging, die Siebenbürgen speziell betrafen. Denn die stark auf Deutschland ausgerichtete Intellektualität der Siebenbürger Sachsen hat sich von dort auch die Denkmodelle zum Verständnis der Ereignisse geben lassen, die in Zeiten eines Umbruchs, der nur Siebenbürgen betraf, wenig hilfreich waren.

Die Grundstimmung der Siebenbürger Sachsen war seit dem Toleranzpatent Josephs II. leicht traurig, pessimistisch. Damals verloren die Sachsen einen Teil ihrer Privilegien und konnten damit nur schwer zurecht kommen. Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts haben den Pessimismus gefördert und die Frage immer dringlicher gemacht, ob diese Minderheit als solche den Entwicklungen der Geschichte standhalten könne. Um die Wende zum 20. Jahrhundert war die Skepsis in dieser Hinsicht weit verbreitet. Damals haben viele Menschen vorausgesehen, dass *mein liebes Sachsenvolk er stirbt*, wie es eine Frau formulierte. Besonders die als Katastrophe erlebte Niederlage im zweiten Weltkrieg hat die Auswanderung aus Rumänien gefördert und die These aufkommen lassen, dass sich die Siebenbürger Sachsen endgültig aus der aktiven Geschichte verabschiedet haben.

Die Auswanderung der Siebenbürger Sachsen begann mit Kriegsende. Es blieben viele Soldaten in Deutschland, ein Teil der in die Sowjetunion Verschleppten wurden nach Deutschland gebracht. Anfang der fünfziger Jahre begannen die organisierten Auswanderungen, zunächst als Familienzusammenführung gedacht. Da aber jede Zusammenführung gleichzeitig ein Auseinanderreißen anderer Familien bewirkte, zog die Bewegung weitere Kreise. So wurde diese Maßnahme ein Faktor der Unruhe in der Kirche.

Zunächst wanderten hauptsächlich Städter aus, aber die Tendenz griff spätestens in den sechziger Jahren auf die Dörfer über. Zwar gab es in dieser Zeit relativ viele, die neue Häuser bauten, aber die Frage nach dem Sinn eines Lebens in Rumänien wurde immer weniger positiv beantwortet. Durch das Abkommen zwischen Nicolae Ceausescu und Helmut Schmidt im Jahr 1978 wurde eine Quote von jährlich nach Deutschland Ausreisenden festgelegt. Es wurde klar, dass eine bestimmte Anzahl von Menschen jährlich ausreisen wird, die Frage war nur, wer dazu gehört und wer nicht. Anfang der achtziger Jahre errechneten wir, dass sich etwa um 1990 eine große Krise in der Evangelischen Kirche bemerkbar machen würde, weil dann die Mehrheit der vor dem Krieg in Siebenbürgen lebenden Evangelischen in Deutschland wohnen werden und vermutlich ein weiterer Teil um die Ausreise angesucht haben werde. Der Bestand der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien sah von Jahr zu Jahr immer gefährdeter aus.

Diese Krise wurde 1985 erahnt, als auf einer Tagung der Herrenalber Akademie das Thema: *Resignation oder Hoffnung. Die Zukunft der Rumäniendeutschen* behandelt wurde. Zwar wurden dort keine Rechnungen angestellt, aber man spürte bereits, dass das Pendel in Richtung völlige Auswanderung umschlagen könnte. Mancher evangelischer Pfarrer behauptete in dieser Zeit, dass mehr als 90 % seiner Gemeindeglieder um Ausreise angesucht habe.

Die große Auswanderung erfolgte dann tatsächlich 1990/91. Mancher hat damals davon gesprochen, dass man einen geordneten Rückzug organisieren müsse. Das war aber aus den verschiedensten Gründen nicht möglich, hier war man nicht mehr Herr der Situation. Aber das Bangen darüber, ob die Evangelische Kirche weiterhin in Siebenbürgen bestehen werde, war groß.

Ab 1994 klärte sich die Lage. Es wurde zunehmend deutlich, dass es in Rumänien auch in Zukunft, zwar eine kleine, aber eben eine Evangelische Kirche A. B. geben werde. Die Anzeichen waren zunächst undeutlich, wurden aber immer klarer.

Mit dem Jahr 2003 ist die Situation eine andere. Diejenigen, die blieben, haben sich teilweise in die Gesellschaft eingebracht und sehen Aufgaben in Rumänien. Der Aufbau hat längst begonnen. Vor allem steht die Integration Rumäniens in die NATO 2004 und später in die EU bevor. Das führt tatsächlich in eine neue Zukunft. Der vorletzte Beitrag in diesem Buch ist darum Europa gewidmet. Der letzte zeigt die neue Situation an.

Somit scheint mir eine Dokumentation der verstrichenen Zeit heute möglich. Die Texte, die nachstehend gebracht werden, zeigen das Bangen und Hoffen in dieser Zeit, vor allem aber die wachsende Gewissheit, dass Hoff-

nung nicht zuschanden wird, wie der Apostel Paulus im Römerbrief (Röm 5,5) herausstellt. Die Hoffnung, die in diesen Texten thematisiert ist, fließt aus der immer neuen Lektüre der Bibel, die mit ihrem häufigen *fürchte dich nicht* Mut und Zuversicht vermittelt. Darum weisen viele Aussagen in diesem Buch auf den Ursprung aller Hoffnung, auf Gott, den Herrn der Geschichte, der unsere Kirche in eine neue Zukunft führt.

I.

Vor der Wende: Hoffnung in der Resignation

Jede Diktatur setzt der Eigeninitiative Grenzen. Die Entfaltungsmöglichkeiten der Evangelischen Kirche waren in der Zeit des Kommunismus sehr gering. Der Trend zur Resignation nahm spürbar zu. In dieser Zeit Hoffnung zu bewahren, war kaum möglich. Es gab sie dennoch, aber nur in ständigem Ringen mit der Resignation.

Der erste Beitrag versucht, im Rückblick die damalige Situation zu kennzeichnen, die folgenden Beiträge stammen aus jener Zeit.

Die Evangelische Kirche in der Zeit Ceausescus zwischen Widerstand und Anpassung

Sinnvolles Leben unter unsinnigen Verhältnissen*

Es ist für mich heute sehr schwer, über die Zeit der Diktatur Ceausescus zu reden und darum möchte ich von vorne herein aussprechen, dass ich nicht einen objektiven Bericht zu geben gedenke, weil ich einen solchen nicht geben kann. Die Zeit von damals hat uns alle geprägt, wir können nicht von uns absehen, wenn wir darüber berichten. Weit mehr aber macht mich die Tatsache vorsichtig, dass ich fünf Jahre lang nach der Wende, also bis 1995 in einem Zustand des Exaltiert-Seins gelebt habe, wie ich im Rückblick feststelle. Es ging mir wie mit einem Schnellkochtopf, dem man das Ventil öffnet: Dann strömt Dampf heraus. Es muss also sehr viel Dampf in dem Kessel gewesen sein, wenn ich erst 1995 zur inneren Ruhe kommen konnte. Wie soll ich dann heute sachgemäß darüber sprechen? Ich habe mich in den letzten Jahren vermutlich sehr gewandelt, und was mir in Erinnerung geblieben ist, kann ich nur als persönliches Erlebnis darlegen. Es gibt freilich eine kleine Möglichkeit der Korrektur, nämlich die Erinnerung daran, was wir damals dachten und niederschrieben. Aber auch dies bekommt durch die heutige Sicht eine neue Perspektive.

Dennoch habe ich mich um Abstraktion und Sachlichkeit bemüht und möchte darum meinen Bericht anhand von 10 Thesen gestalten. Vielleicht trägt die Spannung zwischen möglichst distanzierter These und personen-gebundener Ausführung etwas zum Verständnis der Situation bei.

These 1:

Die Zeit Ceausescus, also jene 25 Jahre zwischen 1964 und 1989 hat drei Phasen gekannt: a) die Zeit der Lockerung des politischen Druckes und des wirtschaftlichen Aufschwungs (1964–1972), b) die Zeit der Stabilisierung der Macht und damit des erneuten Druckes und des wirtschaftlichen Stillstandes (1972–1980) und c) die Phase des Zusammenbruchs der Wirtschaft und damit verbunden jene der Überwachung (1980–1989).

* Vortrag an der Kirchlichen Hochschule Bethel am 12. Juni 2003.

Bevor ich aber auf die Zeit Ceausescus genauer eingehe, muss ich feststellen, dass die Zeit vor ihm eine weit schlimmere war. Es war die Zeit der Enteignung von Boden, zeitweise auch von Haus und Hof, die Zeit wachsender individueller Unsicherheit angesichts ungeschminkter Inkrimination aller jener, die sich nicht am sogenannten *Aufbauwerk des Sozialismus* beteiligen, d.h. sich nicht der Diktatur des Proletariates willenlos unterwerfen wollten und die einfach durch ihre Existenz dem Verdacht ausgesetzt waren, zu einem *Nest der Reaktion* zu gehören. Mein Vater hat von 1957, also nach den Repressionen, die der ungarischen Revolution folgten, bis 1964, also bis zur Machtübernahme Ceausescus seinen Offiziersmantel aus dem 2. Weltkrieg am Abend in sein Bett gelegt, damit er, wenn er nachts aus dem Bett geholt wird, um gefangen abgeführt zu werden, sein wärmstes Kleidungsstück sofort zur Stelle hat. Damit sind wir als Kinder aufgewachsen.

Genug davon. Ceausescu hat wie einst Chruschtschow seine Position dadurch zu sichern gedacht, dass er eine begrenzte Liberalisierung förderte. Sie sollte selbstverständlich unter Kontrolle bleiben, wurde aber von vielen Intellektuellen als Aufbruch wahrgenommen. Durch geschickte taktische Schritte suchte er sich aus der Zange der Sowjets zu befreien und strebte darum zunächst eine engere Beziehung zu China an, dann öffnete er sich außenpolitisch dem Westen. Hoffnungen, dass sich eine größere Liberalisierung ergeben werde, wurden besonders anlässlich seines Widerstandes gegen den Einmarsch der Truppen der meisten Staaten des Warschauer Vertrages in die Tschechoslowakei 1968 geweckt. Die katastrophalen Überschwemmungen 1970 wurden dazu benutzt, im Westen um Spenden für Rumänien zu werben, Spenden, die weniger den Geschädigten, als der doch sehr maroden Wirtschaft zugute kommen sollten.

Wahrscheinlich wurde bei diesem Anlass vielen Funktionären klar, dass die Wirtschaft keinen wirklichen Aufschwung erleben kann. So verlagerte sich die Politik stark auf die sogenannten Helsinki-Abkommen, damals KSZE genannt (heute OSZE). Man hoffte, außenpolitisch einen Aufschwung zu erreichen, was man innenpolitisch nicht bewirken konnte. Es ist die Zeit nach 1972. Es wurde sehr viel zur Verbesserung des Images Rumäniens im Ausland getan, und das bewirkte eine gewisse Liberalisierung der Institutionen. Offiziell wurde die Zensur abgeschafft. Aber sie existierte weiter. Die Mechanismen der Staatsmacht wurden umverteilt. Die zweite Überschwemmung 1975 machte das Desaster deutlich. Um ans Geld der Ausländer zu kommen, wurde das Quartieren derselben in Privathäusern bei Androhung schwerer Geldstrafen verboten. Der Umgang mit den Auslän-

dern wurde im Rahmen eines Gesetzes betreffend das Staatsgeheimnis neu geregelt.

Nach 1980 ist der politische Druck langsam erträglicher geworden, obwohl für viele wegen seines Andauerns kaum erträglich. Die Äußerungen des Unmutes über die immer länger werdenden Schlangen bei Milch, von Fleisch und Südfrüchten gar nicht zu reden, wurden immer lauter, die Geschäfte immer leerer, bis man zuletzt, kurz vor der Wende nur noch Senf in den Lebensmittelläden ohne Schlange kaufen konnte. Die Nachrichten über Veränderungen durch Gorbatschow wurden immer zahlreicher, wenn sie auch nicht in der offiziellen Presse erschienen, der Name Iliescu immer wieder als Variante kolportiert. Um sich die innenpolitische Stabilität doch noch zu sichern, wurde immer stärker ein Nationalkommunismus mit deutlich chauvinistischer Prägung propagiert. Wurden wir Deutschen wegen des bestehenden Abkommens betreffend die Auswanderung etwas geschont, so spürten die Ungarn immer wieder den harten Druck der Anpassungsforderung an das Rumänische. Die Juden waren mittlerweile durch die Auswanderung zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft, die vielen kleinen Minderheiten spielten keine Rolle.

Wir haben uns immer wieder gefragt, was denn das Unsinnige jener Diktatur war und haben ein Doppeltes als Antwort gefunden: a) Das System war retrograd. Es brachte zwar für die Ärmsten der Armen eine Besserung, aber nur auf Kosten der wirklich Arbeitenden, derer die etwas hatten. Es war der letzte Vertreter einer Mentalität, wonach alles Gut gleichermaßen verteilt werden muss, und wo an Stelle Gottes, der alles schenkt, die Führung des Proletariates trat, die den handwerklichen Mittelstand eliminierte und das Bauerntum vernichtete und immer von dort nahm, wo etwas war, unfähig die Gesellschaft zur Schaffung solcher Güter zu stimulieren, weil sie von der Machbarkeit der Welt ausging. In diesem Sinne war sie zutiefst gottlos, weil sie machen wollte, was Gott schenkt. Dazu kam b) dass die Führer aus der *gesunden Schicht*, der Arbeiterklasse ausgewählt wurden und jene Bildung nicht hatten, über welche die durch Jahrhunderte geprägten Bauern und Handwerker verfügten. So musste ein Großteil der Bevölkerung zusehen, wie unvernünftige Dinge angegangen werden, z. B. Ackern von sehr nassem Boden oder vorzeitige Ernte der Planwirtschaft zuliebe. Da jede Initiative von unten erstickt wurde, konnte auch kein natürliches Wachstum der Gesellschaft erfolgen. Man war auf Gedeih und Verderb der Führung ausgeliefert, die mit Mitteln eines Polizeistaates die Macht sicherte.

These 2:

Partei und Staatssicherheit haben sich in der Zeit Ceausescus gegenseitig gehalten. Hat die Staatssicherheit mit Druck gearbeitet, so hat sie doch die Situation im Lande gekannt, denn sie war die einzige Institution, die Umfragen erstellen durfte. Hingegen hat die Partei strikt auf die Weisungen von oben reagiert.

Mir liegt an dieser Feststellung sehr viel, weil nach der Wende die Staatssicherheit (Securitate) bei weitem als das größere Übel im Lande angesehen wurde. Gewiss, sie hat mit unmenschlichen Mitteln gearbeitet, aber die Partei war nicht weniger rücksichtslos, bloß verdeckter und für die einzelnen Menschen nicht in derselben Weise gefährlich. Die heiklen Probleme löste die Partei über den Sicherheitsdienst. Ich möchte nicht eine Lanze für die Securitate brechen, aber ich wehre mich bewusst dagegen, dass sie zu Gunsten der Partei verteuftelt wird. Teuflich war das ganze System. Und vergessen sollte man nicht, dass Gorbatschow vom Sicherheitsdienst kam und Putin ebenso. Gorbatschow hat an drei Säulen der Gesellschaft gerüttelt, der Bürokratie, der Armee und der Partei, an der Staatssicherheit nicht. Mit ihren Mitteln und ihren Kenntnissen wollte er einen modernen Staat, eine große Weltmacht aufbauen oder festigen. Ich habe im September 1989 zu einem Freund aus Norddeutschland gesagt, dass für mich die Staatssicherheit der Grund der Hoffnung auf einen Wandel ist, weil man dort die Mentalität der Leute und die moderne Apparatur beherrscht, die einen wirtschaftlichen Aufschwung möglich macht. Und soweit mir heute bekannt ist, hat sie den Sturz Ceausescus eingeleitet. Prominente Köpfe der sogenannten Revolution waren im internationalen Sicherheitssystem des Ostblocks integriert.

Immer, wenn ein neuer Direktor im Ministerium oder an anderen höheren Stellen eingesetzt wurde, wurde auch die Frage ventiliert, ob er von der Partei oder von der Staatssicherheit kommt. Kam er von der Securitate, wusste man, dass er außenpolitisch flexibel und innenpolitisch hart sein werde, kam er von der Partei, war klar, dass er eine großzügigere innenpolitische Linie verfolgen werde, aber den Außenbeziehungen skeptischer gegenüber stand. Beide Institutionen wollten die Staatsmacht sichern, jede von ihrer Sicht her und in beiden sorgten sich die Leute um ihre Stühle, denn es galt hier wie dort: Je sicherer die Institution, desto sicherer der Arbeitsplatz.

These 3:

Die Kirchen haben die drei sich zeitlich ablösenden Phasen der Politik Ceausescus wahrgenommen und darauf auf höchster Ebene reagiert und reagieren müssen. Zunächst wurde in ökumenischen Kreisen fast ausschließlich die Friedensarbeit bedacht, es folgte die Beschäftigung mit der Befreiungstheologie und am Ende wurde dem wachsenden Nationalkommunismus Rechnung getragen.

Die Anfänge ökumenischer Zusammenkünfte liegen zu Beginn der 50er Jahre. Kirchen sollten als Propagandamittel in der Friedenskampagne dienen, die gar nichts anders war, als ein Instrument zu Erhaltung des status quo und damit der Sicherung der nach dem Krieg dem Osten zugesprochenen Gebiete. Man konnte einen Krieg mit dem Westen nicht riskieren, wollte ihn wahrscheinlich auch nicht, aber auf keinen Fall wollte man etwas hergeben von dem, was man erworben hatte. So wurden die Kirchen in die Propagandamaschinerie einbezogen und damit instrumentalisiert. Dass 1961 die Kirchen des Ostblocks dem Ökumenischen Rat beitraten, hängt nicht mit deren Beschluss, sondern mit einer Anweisung von Moskau zusammen. Man wollte in einem so wichtigen internationalen Gremium mitmischen. Dass damit auch die Fragen der Ökumene ins Land kamen, nahm man in Kauf, Informationen im Inland hoffte man steuern zu können. Neu war dann in den 70er Jahren das verstärkte Interesse an der Befreiungstheologie. Der Staat entdeckte, dass auf diese Weise die Subversion in der dritten Welt theologisch untermauert werden konnte. In welchem Ausmaß man blind war dafür, dass eine solche angeordnete Beschäftigung auch Kräfte im Inneren bewegen könnte, nach einer Veränderung zu suchen, kann ich hier nicht erläutern. Wie sehr aber solche ökumenischen Veranstaltungen vom Staat gesteuert waren, zeigt nicht nur die Tatsache, dass alle Referate vorher dem Ministerium zur Durchsicht vorgelegt werden mussten, sondern mehr noch jene, dass am Ende dieser Veranstaltungen die berühmt gewordenen Telegramme an den Staatspräsidenten verabschiedet wurden, deren Text vorgegeben war. In der letzten Phase wurden diese ökumenischen Veranstaltungen immer mehr mit Themen beladen, die den Nationalismus förderten. Die dabei angeschlagenen Töne auch hoher Würdenträger überschritten oft das Maß des Zumutbaren, doch war immer wieder erstaunlich, dass dieselben Leute beim nächsten Tagesordnungspunkt ganz anders redeten, für mich ein Zeichen, dass die Referate nicht von denen erstellt worden waren, die sie lasen.

These 4:

Für die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien war der Beitritt zur Ökumene ein Schritt zur Öffnung in die Solidarität protestantischer Kirchen und darum ein echter Gewinn. Die Ökumenische Gebetswoche erwies sich als Segen und Möglichkeit innerer Missionsarbeit, die Frauen trafen sich zur Erarbeitung des Weltgebetstages, die ökumenische Gemeinschaft und das gegenseitige Verständnis füreinander wuchs.

Die Folgen der Beitreites zur Ökumene bestanden zunächst darin, dass unser damaliger Dekan und Bischofsvikar Mitglied des Zentralrates wurde. Er konnte uns über die Ereignisse berichten und uns im Ausland bekannt machen. Mehr war zunächst nicht drin. Der Versuch, einen Absolventen zum ökumenischen Insitut nach Bossey zu schicken, scheiterte zunächst an der Person, die nicht genehmigt wurde, dann an der Sache, denn der Nächste an der Reihe musste drei Jahre lang warten, bis er endlich erfuhr, dass auch er nicht genehmigt werde. Zu Beginn der 70er Jahre ging es dann aber los. Wir konnten die Konferenz der Lutherischen Minderheitskirchen in der Schulerau/Poiana Brasov, einem Erholungszentrum bei Kronstadt/Brasov mit gestalten, und 35 unserer Pfarrer konnten daran teilnehmen. Das hatte eine starke Ausstrahlung und große Wirkung, der beste unserer Studenten konnte ein Jahr in Dänemark studieren, es folgten die nächsten zunächst in Holland, dann in Frankreich/Straßburg und anschließend dann auch in Deutschland und Österreich. Auch die neu eingestellten jungen theologischen Lehrer durften zur Fortbildung ins Ausland, der eine vier Monate nach Frankreich/Straßburg, der andere vier Monate nach England. Hier war der Aufbruch mit Händen zu greifen. Es kam die Wahrnehmung der Möglichkeit zur Gestaltung der Ökumenischen Gebetswoche hinzu, die sehr bald in allen Gemeinden eingerichtet und als eine Möglichkeit der Evangelisierung genutzt wurde. Denn unter diesem Firmenschild konnten Pfarrer sich gegenseitig besuchen und in anderen Gemeinden Dienst tun, was staatlicherseits nicht sehr erwünscht war; es konnten Gäste eingeladen werden. Wir haben diese neue Möglichkeit als einen immensen Segen und großes Gottesgeschenk empfunden. Nicht ganz so rasch, aber stetig und zunächst sehr umsichtig ging es mit dem Weltgebetstag der Frauen, wie er damals noch genannt wurde. Aber die damalige Frau Bischof nahm die Gelegenheit wahr, Pfarrfrauen zu sich ins Haus einzuladen und mit ihnen den Weltgebetstag vorzubereiten. Daraus wurde ein reguläres Pfarrfrauentreffen, wo auch andere Fragen besprochen wurden, die Solidarität der Pfarrfrauen wuchs, die ökumenische Möglichkeit wurde zur Kraft der Solidarität.

Bei diesen Gelegenheiten gingen auch die Türen zu den anderen Kirchen auf. Oftmals waren orthodoxe oder reformierte Pfarrer Gäste bei den ökumenischen Veranstaltungen, zuweilen auch Prediger aus den Freikirchen. Nicht ganz so häufig, aber immerhin öfter waren auch unsere Pfarrer bei den vergleichbaren Veranstaltungen der Schwesterkirchen. So wurde hier eine Chance der Öffnung in positiver Weise genutzt. Zu Pfarrereinsetzungen wurden selbstverständlich die Amtsbrüder aus derselben Ortschaft eingeladen. Und so ergab sich ein erster Kontakt, der mehr oder weniger ausgenutzt wurde, aber nirgends spurlos blieb. Die ökumenische Öffnung war bei weitem nicht so intensiv wie im Westen, ich denke etwa an die Arbeit der ACK, aber es geschah etwas, eine Tür war aufgegangen, die sich langsam, aber stetig weiter öffnete.

These 5:

Die Theologische Arbeit hat die Situation zu reflektieren und Hilfe in der gegenwärtigen Situation zu bieten versucht. In der ersten Zeit, also bis 1970 war sie stark von der Dialektischen Theologie der 30er und 40er Jahre geprägt, es folgte eine immer deutlichere Verarbeitung der Situation auf die Praxis hin und führte zu eigenständigen Ansätzen. Konkret: Der Betonung einer Heilsgeschichte Gottes bei erlebter Unheilszeit folgte eine Konzentration auf das Jenseitige und führte endlich zur Thematisierung der Situation, wobei das Leben als Angelpunkt theologischer Analyse gewählt wurde.

Im Rückblick ist auffällig, wie sehr unsere Theologische Ausbildung bis zum Beginn der 70er Jahre von der neureformatorischen Theologie der 30er und 40er Jahre bestimmt war. Einerseits wurde ein konservatives Luthertum vertreten, andererseits das Konzept einer Heilsgeschichte im Verständnis Oscar Cullmanns. Ich verstehe das Erstere so, dass man sich auf die Grundlagen der eigenen Kirche neu besinnen wollte und Durchhalten in der Lehre propagierte, wie es im Ganzen um ein Durchhalten ging, und das Letztere, nämlich die Übernahme von Cullmanns Konzept einer Heilsgeschichte so, dass man der erlebten Unheilsgeschichte Gottes Heilsplan entgegenstellte. Die Theologie Bultmanns haben wir rezipiert, aber die Forderung nach einer Je-jetzt-Entscheidung dann doch nicht ganz nachvollzogen. Es galt zumindest bis zum Beginn der 70er Jahre zu stehen, durchzuhalten. Und diese Entscheidung musste grundsätzlich und dauerhaft, nicht immer neu gefällt werden.

Weiter half uns zu Beginn der 70er Jahre im praktischen Bereich die neue Ekklesiologie. Wir kämpften um das Verständnis der Gemeinde als Leib mit gleichberechtigten Gliedern und verstanden die Funktion des Pfarrers eher als Herz im Leib, denn als Hirt einer Herde. Wir freuten uns bei den kirchlichen Wahlen, wenn Jüngere in die Presbyterien gewählt wurden und merkten nicht, dass die meisten Laien uns zwar anhörten, aber unsern Gedanken nicht ganz folgten. Nur wenige intellektuelle Laien haben sich anstecken lassen, die prominenteste Figur wurde wegen ihrer Initiativen bald von staatlichen Organen zur Auswanderung genötigt. Auf der anderen Seite ist uns damals die Kreuzestheologie, besonders in der Form, wie sie Ernst Käsemann darbot, sehr gelegen gekommen. Gerade weil er aufgrund von Joh 17 erklärte, dass im Kreuz die Krone liege, konnten wir Sinn in den unsinnigen Verhältnissen proklamieren. Wer das nicht tat, konzentrierte sich auf eine bestimmte Spiritualität, die irdisch nicht verifiziert werden musste. In jedem Fall war solche Theologie Flucht aus der Gegenwart, die wir sowieso nicht gestalten, geschweige denn ändern konnten, in eine Welt intra muros ecclesiae und damit auf eine nicht gefährdete Insel. Jeder hatte seine eigene Insel, nicht nur die Evangelischen, sondern auch die Orthodoxen, sogar die meisten Apparatschicks.

Dem wollten wir in den 80er Jahren entrinnen und begannen, das Leben vor Gott und in Verantwortung vor der Gesellschaft zu thematisieren. Das ging, weil der Freiraum der Kirche größer geworden war. Dass wir aber auch hier an Grenzen stießen, wurde immer wieder deutlich, wenn wir den Versuch unternahmen, aus den Mauern der Kirche auszubrechen.

These 6:

Die Kirche hat zunächst dem Druck standgehalten, der Aufbruch in den 70er Jahren führte zur Herausgabe einer kirchlichen Zeitschrift, zur Erarbeitung einer Agenda unserer Kirche und eines neuen Gesangbuches. Der nächste Schritt etwa in die Anstaltsdiakonie wurde im Ansatz Ende der 70er Jahre verboten. Die Möglichkeiten hatten ihre Grenzen gefunden. Aber auch die Organisation jährlicher Jugendlager gelang nur in den Bergen.

Es ist beeindruckend, wie sehr es der Kirchenleitung in den Jahren bis 1970 gelang, dem Druck Stand zu halten. Gewiss musste man immer wieder auch Kompromisse schließen, aber die Kunst zu stehen und möglichst nicht nachzugeben, wurde geübt und trug Früchte. Der 1969 gewählte Bischof ist als Hoffnungsträger der Standhaften gewählt worden. Er war

vorher lange Zeit kalt gestellt worden. Mit dem Aufbruch der 70er Jahre kam in die Kirche Bewegung, am wirksamsten zunächst durch die bereits erwähnte Konferenz in der Schulerau (Poiana Brasov) und dann mit der Herausgabe der Kirchlichen Blätter mit dem Jahre 1973, die zunächst bestimmt nicht gemeindegemäß waren, denn es gab bei der Kirche keine Journalisten, die aber doch für die notwendigen Informationen in der Kirche sorgten und eine gewisse Meinungsbildung bewirkten. Natürlich musste dann sehr bald auch ein Leitartikel herein, der auf die sogenannten *sozial-ethischen Probleme* einging. Es sollte ein Artikel sein, der die Politik der Regierung unterstützte. Es gelang den Herausgebern aber, die Dinge so zu formulieren und zu beleuchten, dass wir uns heute noch dieser Artikel nicht schämen müssen, wiewohl sie schwer und ein wenig widerwillig verfasst wurden. Als dann in den 80er Jahren bei einem gewissen Anlass gefordert wurde, dass das berühmte Bild auf der ersten Seite erscheint, gab es eine blitzartig zusammengerufene Sitzung vieler Verantwortungsträger der Kirche, und man beschloss, die Zeitung lieber einzustellen, wenn es nicht anders geht. Es ging, auch ohne Bild.

Leichter gestaltete sich die Arbeit an der Agende. Sie war 1957 ins Auge gefasst worden und musste eingestellt werden, weil sich die Folgen der Ungarnrevolution auswirkten. Nun wurde sie wieder aufgenommen. Das Erscheinen dieser Agende war als notwendig erachtet worden, weil wir seit 1748 keine eigene Agende mehr hatten, die im Ausland ausgebildeten Pfarrer ganz verschiedene mitgebracht hatten und die jungen Pfarrer keine besaßen. Es kam hinzu, dass es in unserer Kirche einige von den Berneuchnern beeinflusste Pfarrer gab. So entstand die neue Agende als Ringbuch, eine Produktion unserer Geistlichen, man sorgte nur dafür, dass im Hauptgebet auch für die Regierung des Landes gebetet wurde. Ein entsprechender Text war schon viel früher mit der Regierung ausgehandelt worden, jetzt wurde er fröhlich variiert. Mit dieser Agende zog eine Vereinheitlichung der gottesdienstlichen Formen ein, die von denen, die an derselben Fakultät studiert hatten, sehr weit vorangetrieben wurde.

Als drittes großes Werk ist die Erarbeitung eines neuen Gesangbuches zu nennen, weil das in Gebrauch befindliche vom Ende des 19. Jahrhunderts stammte. Die Arbeit daran und damit hat das geistliche Leben in den Gemeinden gefördert. Man sang auf neue Weise mit vielen neuen Texten. Und die Gebete im Anhang waren in heutige Sprache umgesetzt und für die Menschen in dem konkreten Umfeld ausgesucht.

Als letztes Werk diese Art ist das christliche Hausbuch zu nennen, das unter dem Titel *Weggeleit* Erzählungen sowie Texte zum Glaubensleben

und aus der Geschichte unserer Kirche brachte. Eine Wirkungsgeschichte dieses mit viel Sorgfalt erarbeiteten Buches ist mir nicht bekannt.

Damit waren die 70er Jahre weitgehend ausgefüllt. Gegen Ende derselben meldeten sich die Stimmen, die Initiativen auf dem Gebiet der Sozialethik, besonders in der Betreuung der Alten forderten. Hingewiesen wurde auf die Einrichtung der jüdischen Glaubensgemeinschaft. Doch als die Landeskirchenversammlung beschloss, die Einrichtung eines Altenheimes anzugehen, gab es rotes Licht von Seiten des Staates, der das Projekt scheitern ließ. Sogar der kleinste Versuch, die Sache anzugehen, damit, dass zwei ältere Menschen in ein Erholungsheim aufgenommen wurden, wurde richtig als Tendenz für Betreuung Alter erkannt und als Verstoß gebrandmarkt. Hier hatte die Kirche eindeutig die Grenze ihrer Möglichkeiten erreicht. Wahrscheinlich wäre manches an kleinen Schritten möglich gewesen, wenn es nicht über Beschlüsse der Landeskirchenversammlung gegangen wäre. Es gehörte zur Überlebensstrategie im Kommunismus, Dinge im Halbdunkel zu machen und nicht den offiziellen Weg zu beschreiten. Das ist an der Jugendarbeit deutlich geworden, die auch verboten war und sicher sehr hart zurückgewiesen worden wäre, hätte man einen entsprechenden Beschluss gefasst. Aber da sie von einem Pfarrer in Eigeninitiative durchgeführt und von der Kirchenleitung stillschweigend gedeckt wurde, konnte mit viel Vorsicht eine Menge erreicht werden.

Das Leben *intra muros ecclesiae* hat dazu geführt, dass Kirche und Gemeindeglieder gleicherweise in zwei Welten lebten, der realen, weithin abgelehnten, und der eigenen, selbst gebauten. Aus diesem Zwiespalt ist die Kirche, sind ihre Glieder nie heraus gekommen. Daraus ergab sich ein Schuldgefühl. Man wusste immer, dass man die innere Welt nach außen tragen müsste, aber auch, dass es nicht ging, wenn auch manches zur gegebenen Zeit möglich war. Die Einsicht darüber hat sich in der Schulderklärung der Kirche zu Wort gemeldet, die am 1. Weihnachtstag 1989 von allen Kanzeln verlesen wurde. Modell dazu stand die Stuttgarter Schuldklärung nach dem 2. Weltkrieg. Es war eigentlich eine öffentliche Beichte vor Gott angesichts der Gemeinde, für die Gemeinde und der Gemeinde selber. Auf die Frage, ob man sich mit einer solchen Botschaft auch an die Welt, d.h. an die neuen Regierenden wenden solle, kam ein klares *Nein!* Dem Staat oder der Welt gegenüber wusste man sich nicht schuldig, wohl aber vor Gott und den Brüdern und Schwestern.

These 7:

Die Gemeindearbeit war zunächst vom Kampf um den Kinder- und Konfirmandenunterricht bestimmt, der durchgestanden wurde. Sorgsam ging man weitere Schritte voran: Treffen der Chöre der Gemeinden, intensivere Gemeindebesuche. Die Nachbarschaften funktionierten weiter und boten gegenseitige Hilfestellung.

Neben dem allgemeinen Druck, der alle Leute gleicherweise erfasste, gab es mit dem Kinder- und Konfirmandenunterricht viele Schwierigkeiten. Sie wurden in den 70er Jahren geringer. Die Schulen standen unter Druck, und leider hat auch mancher evangelischer Direktor die Jugendweihe als Alternative zur Konfirmation gefordert. Der Staat reagierte nicht darauf, es gab zu wenige Lutheraner in Rumänien, und die Orthodoxen kennen keine Konfirmation.

Dieser Druck ließ langsam nach. Die Gemeinden fühlten sich freier. Dass die ökumenische Gebetswoche genutzt wurde, Pfarreraustausch zu pflegen, wurde bereits gesagt. Gemeinden besuchten sich, zuerst zögerlich, dann intensiver. Besonders die Kirchenchöre trafen sich oder besuchten andere Gemeinden. Der Zusammenhalt wuchs, auch die Kommunikation untereinander. Treffen von Kuratoren (Gemeindeältesten) wurden organisiert. Es begann sich etwas zu bewegen. Die Verantwortung der Gemeindeglieder nahm zu. Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang, dass die Nachbarschaften, einst eine säkulare Einrichtung, jetzt unter dem Dach der Kirche weiter funktionierten. Hier gab es weiterhin eine Demokratie, wo jeder Nachbar, der Haus und Hof besaß, gleichwertig war und wo man sich gegenseitig half. In den Städten gab es diese Organisation nicht, aber es gab Einrichtungen, den Zusammenhalt der Gemeindeglieder, und besonders die kirchliche Integration der in die Stadt ziehenden jungen Leute zu fördern. Diese blieben aber oft in der Heimatgemeinde verwurzelt. Das entsprach dem Trend auf die neue Zeit so zu reagieren, dass man so viel wie möglich vom Alten bewahrte.

These 8:

Die Pfarrer haben in der ersten Zeit etwa zu 2/3 standgehalten. In der Zeit der Lockerung haben sie Orientierung gebraucht und oft gefunden. Eine Schädigung der Kirche durch Pfarrer, bewirkt durch eine Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Staat ist nicht bekannt. Soweit man das überhaupt sagen kann, haben die Pfarrer in der Zeit Ceausescus weitgehend

ihre Pflicht getan. Sie haben die Chance der Evangeliumsverkündigung wahrgenommen. Gerne hätte mancher auch im sozialen Bereich den Leuten Hilfe geboten. Aber da stieß man auf klare Grenzen.

Die Anfangszeit Ceausescus unterschied nach dem älteren Prinzip zwischen Mitarbeitern und Oppositionellen. Die mit der Partei mitarbeitenden Pfarrer wurden sichtbarlich gefördert und in die Gremien hineingestoßen. Unter den Dechanten befanden sich solche Mitarbeiter, die von den Theologiestudenten wegen ihrer Dummheit belächelt wurden. Besonders schlecht waren sie nicht. Man sorgte auch dafür, dass das kirchliche Leben neben ihnen weiter ging. Und Interesse an der Kirche hatten sie schon, lebten sie doch von deren Gehalt. Auch an Respekt gegenüber den Gebildeteren fehlte es ihnen nicht. Sie wollten bloß mehr beachtet sein und machten mit den staatlichen Organen mit. Nach 1970 wurde eine andere Taktik angewandt. Es wurde versucht, alle Pfarrer in irgendeiner Weise zur Mitarbeit zu bewegen. Vergünstigungen gab es kaum mehr. So wurden alle Pfarrer zur Partei, oder öfter zur Securitate gerufen oder von deren Organen besucht. Aussagen musste jeder, zumal bei ausländischen Besuchen oder nach einer Auslandsreise. Die Frage war nur, was ausgesagt wurde. Zur Ehre der Pfarrer muss ich sagen, dass mir kein Fall bekannt ist, in dem ein Pfarrer der Kirche oder einem Amtsbruder wirklich geschadet hat. Die Akten des Geheimdienstes sind allerdings nur sehr begrenzt einzusehen. Ob es Erschütterungen gibt, wenn sie geöffnet werden, weiß ich nicht. Die Kirche selbst betrifft es kaum, weil heute nur noch ein kleiner Teil der Pfarrer aktiv und im Land ist von jenen, die dort mitgemacht haben können. Es ist bereits zu viel Zeit vergangen. Aber keiner blieb ungeschoren. Soweit mir bekannt ist, haben sich die Pfarrer bei den entsprechenden Besuchen so verhalten, dass sie über sich viel, über andere wenig sagten. Seit dem Ende der 70er Jahren konnte sich auch jeder Pfarrer, der sich von der Securitate bedrängt fühlte, beim Bischof melden, der ihn von der Pflicht, aussagen zu müssen, entband. Das wurde jährlich bei Pfarrversammlungen kundgemacht. Natürlich wurde da der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben: Der Bischof rief an Stellen zentraler Verwaltung an und verlangte, dass die Individualität des Pfarrer nicht angegriffen wird. Das System ändern konnte er nicht, wohl aber dafür sorgen, dass niemand zur Aussage gezwungen wird, wenn die Methode unmenschlich wurde. Dass man Besuch bekam und mehr oder weniger freundlich ausgefragt wurde, das konnte er nicht verhindern, wohl aber, dass man zur Aussage mit Unterschrift verpflichtet wurde. Dass ich selber nicht die Mitarbeit unterschrieben habe, verdanke

ich einem glücklichen Zufall im Verlauf des Gespräches und dem Gebet meiner Frau in dieser Zeit. Dass ich nach jeder Auslandsreise Besuch bekam, haben auch meine Kinder erlebt. Und dass ich bei alledem sorgsam überwacht wurde, war klar. Aber ich war privilegiert. Ich durfte ins Ausland fahren. Als ich 1985 die Bewilligung zur Wahrnehmung der Lehrstuhlvertretung in München erhielt, fragte ich im Ministerium nach, wie ich vorgehen solle, wenn mir ein Reporter den Weg versperrt, bis ich ihm ein Interview gegeben habe. Ein solches im Lande zu geben war nur der Kirchenleitung gestattet. Der entsprechende Ministerialdirektor sagte kurz: *In Fragen der Theologie mischen wir uns nicht ein, was die Kirche angeht, bitte fragen sie beim Landeskonsistorium nach und in Fragen der Politik ... (er stockte kurz) da wissen wir, was sie sagen.* Tatsächlich war das berechenbar, denn ich hatte mir in langer Arbeit auf den Rat eines älteren Pfarrers hin ein Vokabular angeeignet, mit dessen Hilfe ich überall das Gleiche sagte, in Vorlesungen, in persönlichen Gesprächen und auch öffentlich. Es war eine politisch unterkühlte Rede ohne jede Emotion. Ich sprach von Schwierigkeiten, von Situationen, die nicht leicht zu bewältigen sind und so weiter. Ich hatte es auch leichter als viele andere, denn ich hatte es mit einer überschaubaren Gruppe von Studenten zu tun und musste keine politische Position einnehmen oder verteidigen. Dass ich darunter litt, so wenig praktisch helfen zu können, habe ich damals immer wieder gesagt. Nach der Wende sollte sich das brüsk ändern. Da konnten wir helfen, so weit die Kräfte reichten. Sie reichten leider nicht sehr weit.

These 9:

Die Laien haben in der Kirche die Institution gesehen, die den Zusammenhalt der Evangelischen Gemeindeglieder und auch der deutschen Bevölkerung sichert. Sie haben sich in die kirchlichen Gremien oft gegen den Druck der allgewaltigen Partei wählen lassen. Manchmal mussten sie dann doch zurücktreten. Dass man zu dieser Kirche gehört, blieb eine Selbstverständlichkeit.

Wir haben oft in dieser Zeit gehört: Die Kirche ist das Einzige, was uns zusammenhält. Das verdankt die Kirche einem Erbe, dem der Volkskirche, die sich im 19. Jahrhundert so herausbildete. Das hat sich bei den Laien erhalten, wiewohl in Kirchenleitung und Theologie längst ein anderes Kirchenverständnis dominierte: Kirche als Zeugnisgemeinschaft. Kuratoren und Presbyter waren in dieser Zeit oft Pensionisten. Dass Frauen in diese

Gremien gehörten, setzte sich langsam, aber stetig durch. Sie waren auch vorher präsent, wenn auch hinter den Männern stehend, immer in der Mehrheit beim Gottesdienstbesuch, der auf den Landgemeinden zwischen 10 und 20 % lag, in den Städten zwischen 3 und 5 %. Anlässlich der Kirchenwahlen hat die Partei immer wieder versucht, Druck auf die Kirchenleitung und die Pfarrer auszuüben, dass nicht Parteimitglieder gewählt wurden. War das in der Anfangszeit noch erfolgreich, solange wenige Gemeindeglieder in die Partei eingetreten waren, so wurde es später immer unwirksamer, weil die meisten Jünger der Partei angehörten. Die Kirche stellte sich auf den Standpunkt, dass ihr die Listen der Parteimitglieder nicht bekannt seien und stellte einfach Kandidaten auf. Wurden sie gewählt, gab es immer wieder ein Tauziehen. Manchmal musste ein gewählter Kurator zurücktreten, aber es geschah selten und nur in großen Gemeinden, wo diese Stelle einflussreich war. Bei den Wahlen in die Konsistorien, kam es häufig zu Versuchen der staatlichen Organe, die Wahl zu dirigieren, nicht nur zu beeinflussen. Es hing weitgehend an der Zivilcourage der Wahlleiter, inwieweit sich diese Organe durchsetzten. Wenn sie die Wahl eines einzigen Kandidaten durchaus nicht billigen wollten, haben sie sich meistens durchsetzen können. Einen absoluten Widerstand in dieser Richtung gab es nicht. Umgekehrt haben die staatlichen Organe zumindest ab 1970 selten versucht, mehr als einen Kandidaten zu verhindern oder durchzusetzen. Wie ernst die Lage war, zeigt das Beispiel eines Freundes, der Direktor einer größeren Fabrik war. Als er diese auch nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten und nicht nur nach der strikten Weisung der Partei zu leiten begann, wurde er bestrahlt und starb kurz darauf an Krebs. Das war 1988!

Weil die Laien begrenzte Möglichkeiten und auch begrenzte Zeit hatten, haben sie immer deutlicher die Sorge ausgesprochen, dass die Kirche eine Pastorenkirche wird. Das hing auch daran, dass der Dienst der Kirche fast ausschließlich in Wort und Sakrament bestand. In den Wirren der Wende haben die Pfarrer dann tatsächlich sehr viel an Macht an sich gerissen, gerade zu jener Zeit, wo eigentlich die Mitarbeit der Laien wieder gefordert war. Die Lage bessert sich langsam.

These 10:

Die Auswanderung war das eigentliche Problem in dieser ganzen Zeit. Es war eine Möglichkeit der Flucht angesichts anhaltender Schwierigkeiten. Da aber nur eine begrenzte Zahl auswandern konnte, hat die Auswander-

unsbewegung die Kirche gespalten, die Leitung der Kirche musste für die sorgen, die blieben. Das hat viele Probleme mit sich gebracht, die wir heute kaum nachvollziehen können.

Auswanderung war vor der Ceausescu-Zeit nur sehr begrenzt möglich. Ausgewandert sind damals vor allem Städter. Ceausescu hat auch hierin gelockert und die sogenannte *Familienzusammenführung* in eine kontingentierte Auswanderung umgewandelt, die beim Besuch von Helmut Schmidt 1978 zahlenmäßig festgelegt wurde. Der deutsche Staat zahlte eine relativ hohe Summe für jeden, der auswanderte. Damit war klar, dass jährlich recht viele auswandern werden, aber ebenso, dass es nicht für alle möglich wird. Wir errechneten, dass auf diese Weise erst 2007 die Letzten an die Reihe kommen werden. Weil sich aber auch viele Gemeindeglieder ausrechnen konnten, dass es für sie lange dauern könnte, haben sie Mittel und Wege gesucht, schneller an die Reihe zu kommen und damit die Korruption in dieser Sache gefördert. Die Kirche hat sich etwa ab 1980 die Aussage zu eigen gemacht, dass sie bei denen bleibt, die hier sind. Sloganartig wurde erklärt: *Die Kirche wandert nicht aus*. Den Laien wurde alle Freiheit gelassen, aber die Pfarrer wurden angehalten, bei den Gemeindegliedern zu bleiben. Dementsprechend wurden die deutschen Kirchen gebeten, nichts zu tun, was die Auswanderung der Pfarrer fördert. Das hat viel Verstimmung zur Folge gehabt. Wir haben als jüngere Pfarrer die Möglichkeiten durchgespielt, ein anderes Verhalten der Kirche zu suchen, es zeigte sich keines. Die Situation war so, dass die Kirchenleitung auf eine funktionsfähige Kirche achten musste, dies aber unter den gegebenen Umständen nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen konnte. Das hat zu einer Zerreißprobe der Kirche geführt, wo auf allen Seiten Schuldgefühle und Gewissensbisse vorhanden waren. Wir erlebten damals, dass *kein Mensch selig wird, wenn der Herr die Tage nicht verkürzt*, wie Mk 13,19 zu lesen ist. So war die Auswanderung das schwerste Kreuz, das der Kirche damals auferlegt wurde. Noch heute weiß ich nicht, was man damals anders hätte machen sollen, so sehr ich jene verstehen möchte, die fanden, dass das Leben auf die Dauer nicht zu ertragen ist, ein Leben, das nur geistlich als sinnvoll zu begreifen war. Dieses schwere Thema erfordert einen Vortrag für sich. Darum breche ich hier ab.

Zusammenfassung

Sinn gab das nackte Leben im Kommunismus nicht, wenn man davon absieht, dass das Leben an sich sinnvoll ist. Sinn musste man finden. Er konnte intra muros ecclesiae gefunden werden, denn es gab eine Reihe von Möglichkeiten, Sinnvolles zu tun. Und die Gemeinschaft mit Menschen, die gleiches erlebten, konnte man in jedem Fall als sinnvoll empfinden. Und so erlebten wir im Kreuz das Getragen-Sein durch den Gekreuzigten. Das war doch wohl ein Teil ewigen Lebens schon heute. Dass das Leben in Rumänien heute uns ganz anders fordert und weit mehr Sinn in sich trägt, wenn auch nicht nur im geistlichen Verständnis, möchte ich als Ausblick des bisher Gesagten zum Abschluss andeuten.

... Wir haben eine seltsame Erfahrung gemacht: Der Gedanke des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen hat Verwirrung angerichtet, weil die Gemeinden darin die Suche des Pfarrers vermuteten, sie verlassen zu dürfen, denn es geht ja auch ohne Pfarrer in einer Gemeinde, wo jeder Getaufte Priester ist. Wahrscheinlich wird bei uns die ganz alte Zweiteilung der Gliedschaft am Leibe Christi wieder wichtig werden, nämlich das besondere Amt und der normale Gemeindedienst. Luther hat diese Teilung einmal beiseite geschoben. Das mag für damals richtig gewesen sein und kann heute noch vielen Gemeinden helfen. Zur Förderung der Laienaktivität. Wir werden aber unsererseits, mehr als es bisher geschah, das Amt des Verkündigers herausstellen, damit wir den vielen Gemeindegliedern, die bleiben werden, ob sie wollen oder nicht, den Dienst anbieten können. Es sind nämlich weithin die schwächeren, weniger aktiven Menschen, die bleiben werden und betreut werden müssen. In alledem aber werden wir immer neu lernen, das Wort *sorget nicht* ernst zu nehmen. Wenn wir das Nötige Vertrauen zu Gott haben, wird er uns in seine große Zukunft führen, auf seinem Weg halten.

Ich möchte ein Missverständnis vermeiden: Wir sind nicht an einen bestimmten Boden, aber an eine Gemeinschaft gebunden und haben den Auftrag, dieser Gemeinschaft Lebenshilfe zu bringen, gerade wenn sie bedroht ist. Von diesem Auftrag kann uns niemand entbinden, und wir sind gewiss, dass wir, solange wir uns unter ihn stellen, im Segen dessen bleiben, der ihn uns gab. Darum wollen wir nicht schon heute wissen, was die Zukunft bringen wird. Wir werden uns führen lassen und wehren uns gegen jene, die über die Zukunft Bescheid wissen. Es genügt uns, dass wir den Auftrag für heute und morgen kennen. Wenn wir offenen Auges ihn erfüllen, wird sich der nächste Auftrag zeigen und mit ihm der Segen. Wolle uns Gott die Kraft geben, dass wir nach Jahrhunderten der Bewahrung uns im Heute für morgen bewähren.

* Aus einem Vortrag vor der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (ACK) Bayern in Augsburg, wahrscheinlich im Februar 1984.

Zwischen Resignation und Hoffnung

Versuch einer Deutung der gegenwärtigen Lage
unter den Siebenbürger Sachsen*

Das Thema: *Resignation oder Hoffnung* suggeriert eine Beurteilung der Lage. Gemeint ist, dass nicht nur Grund zur Resignation, sondern ebenso zur Hoffnung besteht. In diesem Sinne wurden die bisherigen Referate gehalten, und es ist ein legitimes Unterfangen, denen gegenüber, die sich in dieser Lage befinden, die Resignation nahelegt, Mut zu machen und Hoffnung zu wecken. Die Gefahr solchen Bemühens ist freilich immer auch, dass man den Deprimierten oder Resignierten nicht erreicht. Einem Menschen klar zu machen, dass er Grund zur Hoffnung hat, ist ein sehr schweres Unterfangen. Es gleicht etwa dem Versuch, einen in den Brunnen gefallenen Menschen darauf aufmerksam zu machen, dass er heraus kommen kann, wenn er den Fuß auf jenen Stein setzt, auf den man ihn hinweist, oder mit der Hand nach einem Vorsprung greift, wo der Gefallene aber den Stein für den Fuß oder Vorsprung für die Hand nicht ohne Weiteres findet. Da muss man schon viel Geduld aufwenden, sich auf den Hilfesuchenden einstellen und ihm immer noch einmal zu erklären versuchen, wie er es machen könnte.

Dieser Vergleich könnte indes den Eindruck erwecken, als ginge es nur darum, den Siebenbürgern einige Hinweise zu geben, als gebe es tatsächlich sichtbaren Grund zur Hoffnung, der nur ihnen selbst verborgen sei, so dass der Sinn der heutigen Tagung darin besteht zu lernen, wie man auf diesen Hoffnungsgrund sachgemäß aufmerksam machen kann, so dass sich die Betroffenen auch wirklich helfen können. Dass dem nicht so ist, ist wohl jedermann klar. Der Grund der Hoffnung für die Siebenbürger Sachsen ist nicht evident. Wir wollen darum einen anderen Vergleich heranziehen.

Da liegt ein Mensch schwer krank. Er fiebert. Denn es gibt in diesem Körper noch eine ganze Reihe von Kräften, die sich gegen die Krankheit

* Vortrag, gehalten anlässlich einer Tagung der Evangelischen Akademie Herrenalb unter dem Thema: *Resignation oder Hoffnung? Die Zukunft der Rumäniendeutschen*, 17.–19. Januar 1986, abgedruckt in: Herrenalber Protokolle 36, S. 36–42, sowie im Gustav-Adolf-Blatt, 32, 1986, S. 2–4.

wehren. Aber die Krankheit ist gefährlich. Auch der Arzt weiß nicht, ob die Lebenskräfte des Körpers ausreichen. Wenn der Arzt nicht hilft, könnte es sein, dass der Kranke nicht aufkommt. Aber der Arzt weiß auch, dass er mit jedem Medikament sowohl hilfreich als auch gefährdend wirken kann. Was soll er tun? Er weiß, dass das Allerwichtigste die richtige Diagnose ist. Aber genau diese kann er nicht eindeutig stellen. Darum steht all sein Tun im Zweifelt. Er könnte doch mehr schaden als helfen.

Es sieht mir so aus, als seien wir hier versammelt, um in erster Linie eine richtige Diagnose zu stellen, und es muss gesagt werden, dass ein Team von Spezialisten bereits das Votum abgegeben hat. Ich verstehe mich nicht als Spezialist, sondern als Teil dieses schwer kranken Körpers, zu jenen Kräften gehörig, die dem Leben und nicht dem Sterben desselben dienen wollen. Aber ich weiß auch, dass dieser Teil des Körpers über sich keine Diagnose stellen kann, weil sie eine objektive Sicht darstellt und Distanz zum Körper voraussetzt. Und ebenso weiß ich, dass dieser Körper von sich aus nicht genesen kann. Nicht darum, weil er keine Kräfte mehr in sich hätte, sondern darum, weil ständig von außen Todeskeime eindringen, er aber nicht in eine sterile Kammer gebracht werden kann, sondern sich mit diesen Todeskeimen auseinandersetzen muss, die ihn täglich neu schwächen. Diese Todeskeime haben zwar einen Resonanzboden im Körper, aber sie kommen nicht in erster Linie aus ihm selber. Darum kann wesentliche Hilfe für diesen Körper nur von außen kommen. Aber das kann man nicht ohne weiteres machen, und wir hier, die Anwesenden schon gar nicht. Aber es könnte sein, dass die Hilfe kommt, mit oder ohne unser Zutun. Dabei ist dieser kranke Körper vielleicht mit einem Regenwurm zu vergleichen, dem man ein Stück seines Körpers immer wieder abschneidet. Wie lange, wird man fragen, ist das möglich? Einmal jedenfalls wird auch der Regenwurm sterben, wenn man immer noch ein Stück von ihm entfernt. Aber er kann sich auch noch recht lange regenerieren. Das Bild macht deutlich: Wenn eine Lage eintrifft, in der man dem kranken Volkskörper nicht mehr entweicht, dann könnte er sich helfen, regenerieren. Solange er aber immer neu wichtige Teile verliert, bleibt er krank, schwer krank.

Von hier aus wage ich nicht, die kleinen Zeichen der Hoffnung, die es bei uns gibt, zu positiv zu werten. Aber es gibt sie. Einige lassen sich auch nennen: die Bereitschaft zum Besuch des Gottesdienstes und des Heiligen Abendmahles ist gewachsen, die ökumenische Gebetswoche findet großen Anklang und wurde allmählich zu einer Woche der Evangelisation, der Kinder- und Konfirmandenunterricht ist sehr viel besser, der Ernst mit dem

er betrieben wird, viel größer, die Flexibilität der Pfarrer und ihre Bereitschaft umzudenken, ist erhöht vorhanden. Es gibt immer wieder neue Ansätze in der Chorarbeit, in den Jugendgruppen, in den Bibelstunden und anderes. Und doch ist dies alles noch kein wirkliches Zeichen der Hoffnung, weil alle diese Ansätze dadurch gefährdet sind, dass jene, die sie leiten oder mitbestimmen, zwar heute da sind, morgen aber vielleicht nicht mehr. Eine Reihe von Aufbrüchen und guten Initiativen ist untergegangen, weil ihre Promotoren auswanderten.

Aus solchen und anderen Gründen wage ich heute nicht mehr, einen Grund zur Hoffnung zu artikulieren. Es gibt ihn ganz gewiss. Er liegt in Gott, aber eben nur in Gott. Denn alles Sichtbare deutet daraufhin, dass es keinen Grund zur Hoffnung mehr gibt. Wer die Linie aus den Erfahrungen der letzten sieben Jahre auszieht, wird nachweisen können, dass die Geschichte der Siebenbürger Sachsen innerhalb einer durchaus übersichtlichen Zeit zu Ende geht, es fragt sich nur, ob man in dieser Hinsicht optimistisch oder vorsichtig rechnet. Aber in beiden Fällen kommt man über ein Menschenalter nicht hinaus. Wer von der jüngsten Vergangenheit her die Geschichte deutet, wird schließen, was man sowieso immer neu hört: Es geht dem Ende zu. Es ist genau so, wie wenn man am Kräfteverfall eines Menschen auf den Tod hin schließt. Nun kann der Historiker freilich auf die schrecklichen Bedrohungen in der Türkenzeit hinweisen, die allesamt durchgestanden wurden. Auch kann er deutlich machen, dass es in der Geschichte nie ohne Brüche gegangen ist: Es kommt dann doch immer wieder anders als gedacht oder geplant. Das ist auch richtig und ein wichtiger Gesichtspunkt zur Relativierung einer Sicht, die allzu einseitig die letzten Jahre berücksichtigt. Aber diese Sicht vermag allenfalls deutlich zu machen, dass es Grund zur Hoffnung geben *kann*, nicht aber, dass es ihn gibt. Was über diese *kann* hinausgeht, ergibt sich nicht mehr aus der Realität, sondern aus dem Glauben.

Meine Hoffnung gründet darum nicht in den Gegebenheiten der irdischen Realität, sondern im Glauben, dass Gott die Seinen nicht verlässt. Dabei ist mir der Apostel Paulus in ganz besonderer Weise zum Lehrmeister geworden. Auch er sah, wie sein Volk dem Verderben entgegenging. Heiden wurden Christen, das jüdische Volk verwarf die Botschaft des Evangeliums. Im 11. Kapitel des Römerbriefes aber gibt er seiner Hoffnung Ausdruck: Wenn sich die Fülle der Heiden bekehrt haben wird, wird sich auch Israel zum Evangelium wenden (vgl. Röm 11,25–28). Gerade jetzt, wo Paulus das Gegenteil erfährt, hofft er um so mehr, weil seine Hoffnung nicht auf das Sichtbare blickt, sondern auf Gott. An anderer Stelle, im 4. Kapitel des

Römerbriefes, weist er darauf hin, dass Saras Leib erstorben war und Abraham dennoch der Verheißung traute. Er hoffte, wo nichts mehr zu hoffen war, oder mit dem Wortlaut des Paulus, er hoffte gegen die Hoffnung (Röm 4,18f). Und siehe da, die Hoffnung wurde von Gott aus erfüllt. Darum kann er auch im 2. Korintherbrief das wunderbare Wort sagen: *als die sterbenden und siehe, wir leben*. Weil wir diesen Grund der Hoffnung haben, dass Gott Möglichkeiten schafft, wo wir keine mehr sehen, und Perspektiven eröffnet, wo sie niemand ahnt, darum bleiben wir offen für all das, was Gott an uns und mit uns tun will. Wir halten es für möglich, dass er uns in Siebenbürgen einen Weg in die Zukunft, in eine irdische Zukunft weist, und wir erhoffen es. Auch Sara hatte ja ein Kind bekommen. Sie und Abraham mussten nicht nur mit dem Wort der Verheißung leben. Dabei warten wir aber nicht auf ein Wunder vom Himmel, das die Gesetze der Natur, der Politik, der Wirtschaft oder der Geschichte außer Kraft setzt. Wir wissen bloß, dass Gott Möglichkeiten hat, in die Geschichte einzugreifen, die wir kaum ausdenken können. Natürlich hat jeder von uns, der in solcher Weise Hoffnung aus Gott und seinem Wort schöpft, auch Vorstellungen darüber, wie der Weg in die Zukunft aussehen könnte. Aber ebenso wissen wir, dass es auf diese Vorstellungen nur sehr bedingt ankommt. Denn Vorstellungen sind noch keine Wege. Aber es bedarf ihrer, damit sich Wege zeigen, wie denn auch das Sprichwort sagt: Wer keine Luftschlösser baut, baut auch keine anderen. Wichtig ist für uns bloß, dass man nicht nur über Vorstellungen oder Erwartungen redet, sondern dass etwas geschieht, und zwar nicht von anderen, sondern von jedem. Bestimmt ist Ihnen das Phänomen auch bekannt, dass mancher lieber erwartet, was irgend jemand tun sollte. Das kann nicht weiterhelfen. Wohl aber führt überall dort der Weg weiter, wo er mutig beschritten wird. Es gibt unter uns Leute, die nicht nur über Möglichkeiten sprechen, sondern auch selbst Wege suchen und finden.

Freilich, es sind nicht viele, die in dieser Weise neue Wege gehen. Das hängt zum Teil damit zusammen, dass die Vielen einen einzigen Weg gehen und dafür alle Kräfte einsetzen, wie der Mann, der den Schatz im Acker fand. Säkularisierte Himmelreichshoffnung. Darum scheint mir unsere wichtigste Aufgabe darin zu bestehen, dass wir offenen Auges die neuen Wege erkennen und die fördern, die sie gehen. Daneben aber werden wir warten, warten, dass Gott uns selbst den Weg zeigt, den wir vielleicht als erste oder mit anderen zu gehen haben. Ich meine also ein aktives Warten, ein Warten, das von Gebet begleitet wird und darum auf Gott und all das sieht, was er uns vor die Füße legt.

Unsere vornehmste Aufgabe dürfte also darin bestehen, dass wir wachen und beten, wie es Jesus in Gethsemane von seinen Jüngern erwartet hat. Es könnte ein, dass wir dann wie Jesus in den Tod, in das Ende der Evangelischen Kirche in Siebenbürgen geführt werden. Aber auch das wird dann nicht geschehen, ohne dass die Kraft der Auferstehung irgendwo sichtbar wird. Es kann aber ebenso sein, dass wir durch solches Wachen und Beten den Weg zum Weiterleben gezeigt bekommen. Wie gesagt, von uns aus reicht die Kraft zum Weiterleben wohl nicht aus. Aber Gott ist der Herr der Geschichte. Er kann Hilfe von außen schicken, wann er will. Wir müssen sie dann nur als solche erkennen. Und dazu bedarf es des Wachens und des Betens.

Darum scheint mir, dass für unsere Lage ein Wort wie jenes berühmte des Jesaja: *Im Stille-Sein und Hoffen liegt eure Kraft* (Jes 30,15), jetzt nicht mehr ganz zutrifft. Wachen ist mehr als Stille-Sein, es ist das aktive Ausschau-Halten, das keinen Fingerzeig Gottes außer Acht zu lassen bestrebt ist und dementsprechend handelt. Eher möchte ich den Aufruf zur Wachsamkeit mit der Einrichtung des Nehemia vergleichen: Sie arbeiteten an der Mauer und hielten das Schwert zur Verteidigung bereit. Ausschau halten und Tun. Und daneben vielleicht noch: Erhaltung dessen, was ist, damit es als Gefäß für das Neue diene.

Weil wir also von Gott erwarten, dass er uns in seine Zukunft führt, halten wir beides für möglich, nämlich, dass wir bleiben und dass wir beenden, wie sich seinerzeit der Apostel Paulus im Gefängnis vor den beiden Möglichkeiten des Sterbens und des Bleibens sah, wie er den Philippnern schreibt (Phil 1,22). Er meint, er werde wohl um der Gemeinde willen bleiben. und weil der Apostel so kühn diese irdische Hoffnung aussprach, wage ich aus diesem Text auch für uns eine irdische Hoffnung abzuleiten, wohl bewusst, dass jede Parallele mit der Bibelaussage problematisch bleibt. Aber ich glaube und hoffe, dass Gott diese Kirche der Siebenbürger Sachsen noch braucht und zwar, weil sie einen doppelten Vorzug im Vergleich zu anderen Kirchen hat, auch wenn die Mängel auf der Hand liegen werden. Sie hat 1. eine besondere Möglichkeit der Vermittlung zwischen Protestanten und Orthodoxen, und sie hat 2. die Möglichkeit der Übermittlung von Gedankengut aus der zweiten in die erste Welt. Es ist ja so, dass in der sogenannten ersten Welt das, was in der zweiten gedacht und gelebt wird, kaum bekannt ist, man möchte meinen, weniger als im Vergleich mit der sogenannten dritten Welt. Man bringt auch wenig Voraussetzungen mit, dieses Denken zu verstehen. Und doch ist dieses Denken, wie mir scheinen will, für den Westen von lebenswichtiger Funktion, weil man hier von

ganz anderen Voraussetzungen her zu denken begann, die Denkmodelle aber angesichts der vielfältigen neuen Probleme nicht ausreichen werden. Noch können es die Leute aus der zweiten Welt nicht in genügendem Ausmaß, sich selbst und ihr Leben so zu artikulieren, dass es für jene im Westen hilfreich ist.

Das mag auch damit zusammenhängen, dass die Denkmodelle des Westens in gewisser Weise hypnotische Wirkung haben und die Gedanken des Ostens zu verwirren drohen, weil das dortige Gedankengut in diese Denkmodelle nur sehr bedingt passt. Aber es könnte die Zeit kommen, in der dieses anders wird, und die Gedanken östlicher Menschen gefragt sind. Da könnte unsere Kirche eine Funktion des Brückenschlages übernehmen. Und wenn uns Gott etwa dazu ausersehen hat, wird er uns dort in Siebenbürgen erhalten und in seinen Dienst nehmen.

Hat er aber andere Gedanken mit uns und will, dass diese Kirche aufhöre, so werden wir auch dies dankbar aus seiner Hand nehmen, nicht ohne Zittern, wie es im berühmten Gedicht Bonhoeffers heißt, denn auch er hat, als die Stunde des bitteren Kelches kam, gezittert, wohl aber dankbar und um so fester an das Wort der Schrift klammernd, dass denen Heil zusagt, die das Kreuz tragen.

Weil wir in solcher Hoffnung uns ganz auf Gott geworfen wissen, wissen wir auch, dass er uns in seinem Dienst erhalten wird, es sei im Leben oder im Sterben. Wir wissen aber auch, dass wir uns immer neu auf Gott und sein Tun in der Geschichte umstellen müssen. Vorerst werden wir zu resignieren haben, d. h. wörtlich: zurückzustecken haben. Denn wir werden weniger. Und darum werden wir auch immer der Gefahr der Resignation ausgesetzt sein. Wir sehen auch keinen wirklichen Grund zur Hoffnung, es sei den in Gott allein. Darum leben wir zwischen Resignation und Hoffnung. Aber in dieser Lage vertrauen wir auf Gott und erwarten, dass er uns unsern Weg zeigt, nicht mit einem trotzigem *Dennoch*, wohl aber voll Vertrauen, immer bereit, uns selbst auf das uns von Gott vor die Füße Gelegte einzustellen und offen zu bleiben für seine Führung. Und wenn einer oder der andere aus diesem Kreis mit uns wachen und beten, oder säkularisiert gesagt, mitdenken und Ausschau halten will, dann tut er uns ganz bestimmt den allergrößten Dienst.

Der todkranke Siebenbürger

Ich weiß, ich bin todkrank,
die meisten um mich herum wissen es auch
und machen sich die Rechnung.

Was tue ich in der verbleibenden Zeit?
Soll ich tun, als ginge es einfach weiter?
Mir möglichst schöne Tage machen?
Mich ergötzen an Formulierungen, Aussprüchen, Ideen?
Das Haus bestellen,
das ich dann nicht mehr brauche?
Auch meine Kinder nicht.
Für wen?
Darf ich so leben?
Darf ich sterben wollen?
Was ist wichtiger, so zu leben,
oder bewusst zu sterben?
Oder darf ich auf ein Wunder warten?

Advent 1987

Menschen, die im Finstern lebten,
grau der Alltag, schwarz die Nacht,
haben einen Stern gesehen,
der ihr Dunkel helle macht.

Unsere Kirche auf dem Weg in das Jahr 1993

Ein Diskussionspapier, Herbst 1988

Im Jahre 1984 wurde ich gefragt, ob es so etwas wie eine lang- oder zumindest mittelfristige Planung für unsere Kirche gebe. Ich antwortete darauf, dass es schwierig sei, eine solche Planung vorzunehmen, weil die Auswanderung die Existenz unserer Kirche innerhalb einer Generation zu nichte machen könne. Aber die gestellte Frage hat mich seither nicht mehr losgelassen. Soweit ich es bisher erkunden konnte, gibt es eine solche Planung in unserer Kirche nicht. Vielleicht ist sie für uns auch nicht lebensnotwendig. Andererseits kann man immer wieder feststellen, dass sich ganz verschiedene Menschen, Laien wie Pfarrer, sehr konkrete Vorstellungen über die Zukunft unserer Kirche machen. Aber diese Gedanken haben bisher zu keinem Entwurf geführt, der in etwas breiteren Kreisen bekannt wäre. Freilich sprechen wir miteinander und tauschen unsere Gedanken aus, aber ich weiß von keiner größeren Gruppe, die konkrete Planungen oder mittelfristige Konzepte entwickelt hätte. Das soll nicht heißen, dass es sie nicht gibt, sondern bloß, dass ich davon nichts erfahren habe und dass somit, wenn ich nicht ein völliger Außenseiter bin, eine Breitenwirkung solcher Entwürfe, sollte sie vorhanden sein, bisher ausblieb.

Dies ist der Grund dafür, dass ich diesem Kreis¹ meine eigenen Gedanken und Vorstellungen mitteile mit der Absicht, das Schweigen zu brechen und eine Diskussion über die nächste Zukunft unserer Kirche einzuleiten. Es ist dabei gar nicht wichtig, ob die folgenden Gedanken zutreffend sind, oder abführen. Viel wesentlicher ist es, dass wir miteinander sprechen und unsere Gedanken austauschen und damit zur Bewältigung der Situation beitragen.

Denn, wenn man sich Gedanken über die Zukunft macht, ist man von den Statistiken, die im Nachhinein die Entwicklungen registrieren, nicht mehr überrascht, man ist in gewisser Weise der Entwicklung voraus, auch wenn sie von der Realität immer wieder korrigiert wird. Wer den Entwicklungen voraus denkt, wird darum den Ereignissen viel gelassener entgegen-

¹ Es handelt sich um den Kreis der Kollegen, der Lehrer am Theologischen Institut Hermannstadt.

sehen. Und gerade diese Gelassenheit haben wir bitter nötig, wenn wir in irgend einer Weise die steigende Nervosität abfangen wollen.

1) Eine gewisse Atempause zum Nachdenken ist uns voraussichtlich durch die zwischenstaatlichen Abmachungen bis 1993 beschert. Denn erfahrungsgemäß haben sich nach Abschluss der Verhandlungen über die Quotenregelung betreffend die Auswanderung die Gemüter immer wieder einige Zeit beruhigt, um dann vor der neuen Verhandlungsrunde, also drei bis vier Jahre später, eine erneute Erregung zu erleben. Es sieht so aus, als würden diese Jahre bis etwa Sommer 1993 dauern, wenn für 1994 und die folgenden Jahre neue Verhandlungen beginnen werden. Bis dahin haben wir also etwas Zeit. Dann müssen wir aber weit mehr als bisher wissen, wie wir uns dazu stellen sollen, sollten auch konkretere Vorstellungen als bisher über unsere Zukunft haben, um den dann auftretenden Fragen mit einem möglichst geschlossenen Konzept zu begegnen. Denn wir sind nicht nur gerufen, die Dinge hinzunehmen, die durch andere ausgehandelt werden, wir werden auch immer wieder gefragt. Ob unser Reden tatsächlich die Landschaft verändert, wissen wir heute noch nicht, es sieht so aus, als sei es nicht der Fall. Aber auch dann müssen wir einen Entwurf von Zukunft haben, auch wenn er nur darin besteht, wie wir in dem uns zur Verfügung stehenden Raum lebensfördernd wirken. Andererseits können wir in diesen Jahren auch prüfen, was unser Reden bewirkt. Gerade wenn wir uns einander durch gegenseitige Information näher kommen und sich so etwas wie ein Grundkonsens vieler herausbildet, hat das eine Folge für die Ereignisse, wenn auch offen bleibt, welche. Durch den Austausch von Gedanken können wir also selbst gewandelt werden, uns gegenseitig besser helfen, aber auch mehr als das.

2) Bis 1993 oder 1994 liegen, wenn ich recht weiß, die Dinge fest. Wir haben damit zu rechnen, dass jährlich 6000 Gemeindeglieder unsere Kirche verlassen. Das ergäbe bis 1993 rund 30 000. Da wir jetzt rund 110 000 zählen, wären wir dann bei rund 80 000 angelangt. Wer anders schätzt, wird mit 5000 oder mehr hinauf oder hinunter gehen. Mir kommt es nicht darauf an, genaue Werte auszurechnen. Ferner rechne ich damit, dass heute rund 55 000 Gemeindeglieder um Auswanderung angesucht haben, d.h. die Hälfte aller Vorhandenen. Ich spreche die Zahlen nicht leichtfertig aus, sondern aufgrund von langjährigen Ermittlungsbemühungen. Wer anders schätzt, wird wissen, warum, doch sollte er nicht nur den kleinen, ihm überschaubaren Umkreis zum Maßstab wählen. Nur weil etwa die Hälfte

aller Gemeindeglieder nicht eingereicht hat, können wir noch Anwärter für das Theologiestudium finden, d. h. Leute in deren Familie die Auswanderung noch nicht ein ernster Wunsch ist. Geht aber der vorhandene Trend weiter, so dass jeder Auswanderer einen nach sich zieht, der um den Pass ansucht – und damit ist tatsächlich zu rechnen, wenn nicht mit mehr –, dann hätten wir 1993 bei 80 000 Gemeindegliedern 55 000–60 000 Auswanderungswillige, d. h. rund drei Viertel der Gemeindeglieder. Das gäbe eine der Jetzt-Zeit sehr veränderte geistige und seelische Lage. Die Wahrscheinlichkeit, dass man dann einen Kurator oder Presbyter findet, der nicht eingereicht hat, wäre sehr gering, vermutlich nur in sehr abgelegenen Gemeinden, wo es wegen Passstop keine Auswanderung gibt. Nicht nur die Art, über die Auswanderung zu reden, sondern auch jene, wie in der Kirche gehandelt wird, also auch, was man noch repariert, wäre dann anders gefordert. Dieses ist heute noch nicht auszuziehen, hier sollten wir zuerst weiterdenken.

3) Die finanzielle Lage wird sich in dieser Zeit in den Gemeinden verändern. Ich habe noch nicht genügend Informationen, sehe aber, dass die Beiträge der Gemeindeglieder in manchen Gemeinden 200 Lei pro Jahr erreicht oder überschreitet. Damit nähert sie sich sehr rasch den 1 % in der Stadt. Wenn sich nun herumspricht, dass man in der Stadt weniger zahlt, kann man mit steigenden Zahlen der Gemeindeglieder in der Stadt und mit rapide sinkenden auf dem Land rechnen.² Das vermindert die Geldmittel der Landgemeinden weiterhin, und es ist damit zu rechnen, dass ab 1993 manche Gemeinde ihren Pfarrer nicht mehr bezahlen kann, den sie heute gerne besoldet. Es ist auch damit zu rechnen, dass die Ansuchen um Patenschaften³ steigen und in diesen Jahren erstmalig die Möglichkeiten übersteigen. Freilich wird es nicht überall so sein. In Gemeinden, wo die Auswanderer viel spenden, wird der Kassarest sogar steigen, aber wie solide ist eine solche Basis, wie lange werden Auswanderer ihrer Heimatgemeinde Spenden zukommen lassen? All dies führt mich zum Schluss: Die materielle Basis wird schmaler, wir werden mit Geldmitteln vorsichtiger sein müssen. Sollte ich mich täuschen, um so besser. Vorsicht hat noch nie geschadet.

2 Viele Gemeindeglieder, die längst in den Städten wohnten, beglichen ihre Kirchenbeiträge in der ehemaligen Heimatgemeinde.

3 Patenschaften waren Unterstützungen kleinerer Gemeinden durch größere; damit wurde das Pfarrgehalt gedeckt.

4) Es ist nicht damit zu rechnen, dass unsere Gemeinden kontinuierlich und gleichmäßig, also mit dem gleichen Prozentsatz überall gleich abnehmen. Auch bisher gab es hierin bevorzugte und vernachlässigte Gemeinden. Es ist damit zu rechnen, dass die Seelenzahl im Burzenland sehr viel schneller fällt als im Schäßburger Bezirk. Aber auch damit ist zu rechnen, dass Gemeinden, die heute 400 Seelen haben, in fünf Jahren immer noch über 300 zählen, während solche mit 600 oder mit 400 um die Hälfte fallen. Bei solchen Gemeinden, deren Zahl rasch sinkt, ist mit steigender Unruhe und Nervosität zu rechnen. Es dürfte in dieser Zeit in manchen Gemeinden zu qualitativen Änderungen kommen. Ich meine damit die schnelle Veränderung im Bewusstsein der Gemeinde. Wenn eine bis vor zehn Jahren als groß geltende Gemeinde die Oberstufe in der Schule verliert, tritt in ihr ein Bewusstseinswandel ein, wenn in einer bis dahin mittelgroßen es nur noch Simultanunterricht in den Klassen 1–4 mit einer einzigen Lehrkraft gibt, ebenso. Aber noch prägender auf das Gemeindebewusstsein wirkt sich aus, wenn die Mehrzahl der fleißigen Gottesdienstbesucher ausfällt. Wir haben das in der Johanniskirche beobachtet. Davon erholt sich eine große Gemeinde schwer, eine kleine nicht mehr. Dann mehren sich für den Pfarrer plötzlich die Probleme. Die frommen Leute beanspruchen ihn dann aus dem Ausland mit Bestätigungen und Familienzeugnissen, die übrigen gehen nicht zur Kirche, streiten sich untereinander usw. Damit gerät das seelische Leben des Pfarrers unter Druck. Wir sind dafür nicht vorbereitet.

5) In den letzten zehn Jahren sind im Durchschnitt mehr als zehn Pfarrer pro Jahr ausgewandert. Rechnet man so weiter, wiewohl jetzt nur 25 um Auswanderung angesucht haben, dann ergibt sich bis 1993 eine Abnahme an Pfarrern von über 50, während zur selben Zeit höchsten 26 aus den Reihen der Studenten nachkommen. Das bedeutet: Wir haben damit zu rechnen, dass wir 1993 statt 118 nur noch etwa 100 Pfarrer haben werden. Von diesen rund 100 Pfarrern sind aber 25 frisch ausgebildet, ganz jung. Das ändert das Bewusstsein der Pfarrerschaft. Schon heute ist mehr als die Hälfte der Pfarrer jünger als 37 Jahre.

Aber diese rund 100 Pfarrer haben dann insgesamt 220 Gemeinden samt Sprengeln zu betreuen. Junge Absolventen werden fast durchgehend drei Gemeinden übernehmen. In diesen drei Gemeinden ist aber das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit kaum vorhanden und kann auch nicht sehr gepflegt werden, weil sie wegen zunehmender Auswanderung bald anders zusammengelegt werden müssen. Der Pfarrer wird zum Betreuungsbeamten. Er wird also am Sonntag übermäßig viel, in der Woche relativ wenig

gebraucht. Das hält nicht jeder aus. Ich kenne Pfarrer, die es sehr gut schaffen, aber auch solche, die in keiner Weise damit zurecht kommen. Ich glaube darum, dass der Beschluss der Landeskirchenversammlung, wonach möglichst an jedem Sonntag in jeder Gemeinde Gottesdienst gehalten wird, dahingehend ergänzt werden muss, dass keinem Pfarrer, der es sich selbst nicht zumutet, zugeredet werden darf, dass er an einem Sonntag mehr als zwei Gottesdienste halten soll. Evangelium ist frohe Botschaft. Wenn sie nicht freudig gebracht werden kann, steuern wir einer uns fremden Werkgerechtigkeit zu. Darum erscheint es mir als dringende Aufgabe der Bezirkskonsistorien, zu beraten, wie Gemeinden so zusammengeschlossen werden können, dass der junge Pfarramtsverweser einen Dienst auch praktisch tun kann. Ich glaube, dass wir es uns auf Dauer nicht leisten können, jungen Pfarramtsverwesern Gemeinden zu übertragen, die noch nicht zusammengeschlossen sind und wo der Neuling erst in mühseligen Beratungen, in denen er keine Erfahrung hat, die Betreuung aushandelt. Das führt notgedrungen zum Verschleiß der Pfarrer. In all dem strebe ich aber stabilisierende und nicht erneuernde Maßnahmen an. Wenn wir bewusst auf das Jahr 1993 zugehen, werden sorgfältige Planungen nicht unterbleiben.

6) Es darf aber nicht bei Planungen bleiben. Je mehr wir zur Kenntnis nehmen, dass sich in unsern Gemeinden Änderungen vollziehen, desto mehr müssen wir den Kräften unsere Hilfe gewähren, die Lösungen suchen oder anbieten. Wo immer also ein Pfarrer oder ein Gemeindeglied Initiativen entwickelt, die den Dienst in den Gemeinden erleichtern, ist zunächst zu prüfen, ob dieser Weg wirklich weiter führt, dann aber nach Kräften zu unterstützen. Wir werden es uns immer weniger leisten können, Gemeinden nach altbewährtem Muster zu betreuen, sondern werden auch davon leben, dass viele unter uns neue Wege gehen. Wenn also eine kleine Gemeinde lieber eine Bibelstunde in der Woche kontinuierlich haben will und sich dafür mit einem Sonntagsgottesdienst im Monat zufrieden gibt, ist das zu unterstützen. Oder, wenn ein alter Lehrer oder eine pensionierte Buchhalterin dem Pfarrer Schreibarbeit abnimmt, dass er dafür für die Seelsorge freier wird, ist hier weiterzuhelfen. Wir brauchen nicht so sehr Ratschläge, was wir oder andere zu tun haben, wiewohl es auch an Kritik nicht fehlen sollte, wir brauchen Initiativen, Taten, die beispielgebend sind und entkrampfend wirken.

7) All dies ist allerdings nur möglich, wenn wir immer mehr zusammen rücken, wenn wir selbst immer mehr an der Verantwortung tragen und uns gegenseitig stützen. das bedeutet aber auch, dass sich unsere Kirche auf die Zukunft hin wandeln muss. Zum Abschluss seien mir darum zwei Vorschläge erlaubt:

a) Die Frage der Synode

Auf der letzten Landeskirchenversammlung wurde der Ruf nach einer Synode laut. Gemeint war damit die Ausweitung des beschlussfassenden Gremiums. Dieser Vorschlag ist zunächst zu begrüßen. Aber er geht nicht weit genug. Denn in unserer Lage geht es nicht mehr nur um die Ausweitung des Gremiums das Entscheidungen fällt, sondern mehr noch um einen neuen Meinungsbildungsprozess. Wer mit am geistlichen Wort gearbeitet hat,⁴ konnte die Frucht erkennen, die aus gemeinsamer Arbeit von unten nach oben fließt ... Auch Beschlüsse der Landeskirchenversammlung, die unten vorverhandelt wurden, sind weitgehend angenommen worden. Was wir also brauchen, ist zunächst der Ausbau dieses Instrumentes der Landeskirchenversammlung: Vorbereitung aller wichtigen Beschlüsse in den Presbyterien. Ich sehe die Aufgabe der kirchlichen Vorgesetzten viel mehr als bisher in der Aufnahme der Probleme von unten, in Stimulierung von Initiativen, Förderung von Benachteiligten, Koordinierung von Problemen und deren Lösungen ... Kein Beschluss eines höheren Gremiums sollte ohne Rückbindung an die Gemeinden gefasst werden. Es geht – das sei nochmals betont – nicht um die Erweiterung der Entscheidungsgremien, sondern mehr noch um die Förderung der Verantwortung an der Basis ...

b) Die Frage der Freistellung der Pfarrer

Auf dem Weg zur Förderung der Meinungsbildung im Prozess der Meinungsbildungen für unsere Kirche scheint mir auch ein Schritt möglich, der bisher nicht anvisiert wurde, die Frage eines neuen Durchdenkens der Pfarrerfreistellung, und das bedeutet auch eine Überholung des Rundschreibens 338.⁵ Das kann freilich nur geschehen, wenn wir selber auf diesem Weg weiterkommen.

4 Dazu war vom Landeskonsistorium eine Kommission aus Pfarrern und Theologieprofessoren eingesetzt worden.

5 Das Rundschreiben 338 war ein *Geistliches Wort* an die Pfarrer, das in hohem Ausmaß die Frage des Bleibens oder Gehens thematisierte.

Ein erster Schritt ist bereits getan. Im Geistlichen Wort an die Theologiestudenten haben wir ihnen zugesichert, dass wir sie einer anderen Kirche anempfehlen werden, wenn einmal Pfarrer bei uns überzählig sind. Über diesen Satz ist bereits von einigen Pfarrern weiter nachgedacht worden. Sehe ich recht, so lässt sich dieser Satz sehr aktuell interpretieren. Wenn wir in irgendeiner Weise noch eine Gemeinschaft von Brüdern sind, dann könnten wir uns gegenseitig beistehen und helfen. Konkret: Zur Zeit haben 26 Pfarrer um Ausreise angesucht. Bis 1993 bekommen wir 26 junge Pfarrer. Wenn nur diese 26, die um Ausreise angesucht haben, auswandern – der Rechnung von oben nach wären es 50 – dann hätten wir 1993 ebenso viele Pfarrer wie heute, bei einem Schwund von etwa 30 % Gemeindegliedern. Wir könnten also in diesem Falle rund vier Jahre lang ruhig nachdenken, wie wir unsere Gemeinden umstrukturieren, so dass ab 1993 eine Vertretung der Gemeinden mit weniger Pfarrern möglich ist. Setzt man hinzu, dass in dieser Zeit auch die Geldmittel knapper werden, so erscheint es als durchaus möglich, dass wir, bei nachrückenden jungen Pfarrern aus der Ausbildung, ab 1993 Freistellungen aussprechen können. Wenn sich die Pfarrerschaft also darauf einließe, den Wunsch auszuwandern etwas zurückzustellen, dann könnte man 1993, vielleicht sogar schon etwas früher, über die Freistellung neu verhandeln. Anzustreben wäre dabei, dass man im Bruderkreis die Reihenfolge derer festlegt, die mit Freistellung auswandern, so dass hinfort alle Pfarrer mit Freistellung ausreisen, vielleicht nicht wie bisher zehn pro Jahr, aber fünf bis acht in einer vom Bruderkreis festgelegten Reihenfolge.

Die Zeit bis 1993 hätten auch die Kirchen nötig, denen die Pfarrer durch Freistellung empfohlen werden, weil sie in dieser Zeit die Fälle der nach der alten Ordnung Ausgewanderten regeln müssten. Denn, sollte der Vorschlag gelingen, würden ab 1993 alle ausreisenden Pfarrer, die in die freizustellende Zahl fallen, sofort in den Dienst der entsprechenden Kirche aufgenommen werden.

Vorausgesetzt ist dabei, dass wir einander vertrauen und auf einer völlig neuen Basis miteinander sprechen, aufeinander hören und auch füreinander eintreten. Alles andere kann sich dann im Lauf dieser Jahre ergeben, wo auch dieser Vorschlag variiert und konkretisiert werden soll. Allerdings ist zu betonen, ohne ein gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen geht es nicht. Darum muss die Förderung der Meinungsbildung mit der Konkretisierung dieses Vorschlags Hand in Hand gehen. Die Wartezeit bis 1993 erscheint mir durchaus als möglich, wenn man bedenkt, dass ein ausgewandelter Pfarrer mindestens drei Jahre warten muss, bis er vielleicht

nach einer Schulung oder Prüfung angenommen wird. Ziehen wir diese drei Jahre zu uns herüber, lässt sich eine Lösung finden. Mein Vorschlag ist also ein Moratorium: Wir verzichten für die nächsten drei bis vier Jahre auf Antragstellung betreffend Auswanderung und geben damit der kirchlichen Oberbehörde die Möglichkeit, den Fall neu zu durchdenken, wobei gleichzeitig eine Vertrauensbasis geschaffen wird, von der aus im Bruderkreis die Reihenfolge derer festgesetzt wird, die freigestellt werden. Auch die Kriterien, nach denen diese Reihenfolge festgesetzt wird, sind im Bruderkreis in dieser Zeit zu beraten.

Dieses sind einige Anregungen zum Diskutieren und Weiterdenken. Vielleicht können wir durch unsere Diskussion schon einen Meinungsbildungsprozess einleiten.

Grundsätzliche Überlegungen zum Weg unserer Kirche in die Zukunft besonders bis zum Jahr 1993*

I. Die Hauptaufgabe der Kirche ist und bleibt, die Frohe Botschaft zu verkündigen und denen die Liebe zu bringen, die selber vom Leben benachteiligt sind.

- 1) Die vornehmste Aufgabe der Kirche ist es, über die rechte Verkündigung des Wortes Gottes und den rechten Brauch der Sakramente zu wachen und die Mutlosen, Schwachen oder Verängstigten seelsorgerlich und fürsorglich zu begleiten.
- 2) Diese Verkündigung richtet sich in besonderer Weise an die Verzagten und Entmutigten.
- 3) Sie ist als Botschaft Gottes nur glaubwürdig, wenn die Kirche gleichzeitig den Mutlosen Kraft und den Verzweifelten Hoffnung, den Irritierten Ausblick vermittelt.
- 4) Das kann sie nur, wenn sie neben diesen Menschen bleibt, sich mit ihnen solidarisiert und durchhält.
- 5) Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, ihren Fortbestand zu sichern, sondern Gottes Hilfe anzubieten. Darum kann es nicht unsere vornehmste Aufgabe sein, Proselyten zu machen, um unter allen Umständen eine Kirche lutherischer Prägung in Rumänien zu bewahren, wir sind gerufen, denen, die uns zugewiesen sind, beizustehen mit dem speziellen Angebot der Kirche in Wort und Tat. Eine Kirche, die die Auferstehung der Toten ernst nimmt, muss auf Erden nicht Ewigkeit anstreben.

II. Die Siebenbürger Sachsen sind hierzulande die einzige Volksgruppe deutscher Sprache, die eine Vertretung hat, die alle umfasst, die Evangelische Kirche. Daraus erwächst der Kirche auch eine spezielle Aufgabe.

* Dieser Text setzt die Regelung mit der BRD von 1988, betreffend die Auswanderung dorthin, voraus, ist also im Spätherbst 1988 geschrieben.

- 1) Die Pfarrer sind von den Gemeinden gewählt und im Bewusstsein der Gemeindeglieder auch ihre Sprecher.
- 2) Die Mitglieder der Konsistorien werden alle vier Jahre in demokratischen Wahlen neu bestimmt. Ein politischer Kurswechsel brächte hierin kaum Änderungen.
- 3) Der politische Spielraum der Kirche ist gering, aber nicht geringer, sondern eher größer als der des *Rates der Werktätigen deutscher Nationalität*. In wichtigen Fragen konsultiert man sich gegenseitig.
- 4) Die Gemeinden erwarten von der Kirche, dass sie ihre Sache vertritt, d. h. Lösungen sucht und findet und zwar für die Gesamtheit. Das schließt ein, dass jeder Einzelne erwartet, die Kirche solle ihm sowohl in Rumänien, als auch als Ausgewandertem helfen.

III. Weil unsere Kirche nicht nur Kirche, sondern auch Volksvertretung ist, die Zurückbleibenden aber immer mutloser werden und die Lebentüchtigen immer mehr auswandern, muss die Kirche darüber nachdenken, ob sie sich nicht darauf einstellen soll, die Auswanderung zu betreiben, d. h. auch eine politische Rolle zu spielen.

- 1) Im Augenblick ist die Lage so, dass rund die Hälfte der Gemeindeglieder, die unsere Kirche während der Kriegszeit hatte, ausgewandert ist, und von den Verbliebenen haben rund die Hälfte um Auswanderung angesucht.
- 2) Hält der gegenwärtige Trend bis 1993 an, werden zu diesem Zeitpunkt rund 80 % der Verbliebenen angesucht haben. Das zwingt die Kirche als Volksvertretung zu einem neuen Planen.
- 3) Diese Forderung ist allerdings jetzt noch nicht gegeben. Dennoch will sie vorbereitet sein. Gott kann uns eine völlig neue Perspektive schenken, tritt diese aber nicht ein, so haben wir im Sinne des Evangeliums und des anvertrauten Auftrages zu handeln.
- 4) Ein Eintreten der Kirche für die Auswanderung bringt eine Fülle von Problemen mit sich. Die größte Schwierigkeit besteht darin, dass damit die Verantwortung für die Auswandernden übernommen wird. Haben diese bis dahin in der BRD für sich selbst aufkommen müssen, so fällt bei einem Eintreten der Kirche für die Auswanderung die Last der Enttäuschung auf die, die solche Verantwortung übernehmen.
- 5) Es ist darum zu raten, zumindest zunächst nicht der Auswanderung das Wort zu reden, weil im gegebenen Augenblick eine solche Verantwor-

tung in keiner Weise wahrgenommen werden kann. Vielmehr gilt es, Schritte ins Auge zu fassen, die diesbezügliche Möglichkeiten testet.

IV. Im Hinblick auf neue Schritte in die Zukunft wären bis 1993 einige Tests möglich, die dann den Weg klarer umreißen können.

- 1) Ist es denkbar, dass bei einem Abkommen für die Jahre nach 1993 die Zahl der Auswandernden mindestens verdoppelt wird? Bei den Passämtern wird z. Zt. eine Erklärung verlesen, wonach die Zahl der Auswandernden von der BRD festgesetzt sei. Stimmt das? Sollte sich die Überzeugung innerhalb von diesbezüglichen Gesprächen durchsetzen, dass die Zahl nicht verdoppelt werden kann, so sollte darauf geachtet werden, dass die Zahl der Auswandernden nicht steigt, da steigende Zahlen Hoffnungen wecken.
- 2) Ist es möglich, gezielte Auswanderungswünsche vorzubringen und zu erledigen, so dass etwa bis 1993 einige Kleinstgemeinden, in denen es keine deutsche Schule mehr gibt und die seelsorgerliche Betreuung Schwierigkeiten bereitet, in denen aber auch alle Gemeindeglieder um Auswanderung angesucht haben, aufgelöst werden. Das würde eine große Entlastung für unsere Kirche bedeuten.
- 3) Ist es möglich, offiziell Kopien von Matrikeln auszuführen, wenn die Betroffenen insgesamt oder weitgehend ausgewandert sind?

V. Es bleibt die Hauptaufgabe der Kirche, den Schwächsten oder *Letzten* zu dienen. Weil solchem Dienst Gottes Gnade verheißen ist, steht die Kirche, wenn sie so handelt im Segen, der aus dem Kreuze Christi fließ. Zwar ist der Gemeinde verheißen, dass die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, aber diese Verheißung gilt nicht einer Lokalkirche. Solche Kirchen sind im Laufe der Geschichte in ansehnlicher Zahl untergegangen, man denke bloß an die Gemeinden in Kleinasien. Eine Lokalkirche muss wie jeder Mensch auch zu sterben bereit sein, wenn es der Herr der Geschichte so will. Aber so wie jeder Sterbenskranke sein Haus bestellt, d. h. für seine Kinder sorgt, ist es Aufgabe auch der Kirche für die Schwachen und Hilflosen zu sorgen, bis hin, wo für ihre Kinder tatsächlich gesorgt ist.

Advent 1988

Denkt euch:
Gott hat uns Zukunft eröffnet!
Welch ein großes Geschenk!

Meine Lieben, wir haben Zukunft!
Zwar ist nicht klar,
wie sie sein wird;
sicher ist aber,
dass wir dazugehören.
Denn die Zukunft ist Gottes,
und uns hat er
zu seinen Kindern berufen.

In solcher Hoffnung trachten wir,
ihm würdig zu leben:
Wir reißen nicht gierig das Leben an uns,
erstreben nicht irdisch Glück um jeden Preis.
Denn Jesus kam in diese Welt
und zeigte uns den Dienst, die Liebe,
als Weg zum Leben, zur Zukunft.

So wissen wir nun:
Die Zukunft gehört Gott.
Wer bei ihm bleibt, hat Anteil daran.

(frei nach I Johannes 3,1–6)

Advent 1989*

Stärkt die Müden, macht Mut den Trauenden,
Sprecht Trost zu den Verzweifelten
und Hoffnung den Verzagten.
Sagt ihnen, der Herr kommt,
er lässt euch nicht im Stich.

Dann freuen sich am Licht,
die nicht mehr sehen konnten,
es nehmen die Nachricht auf,
die nichts mehr hören wollten,
weil sie satt waren
dem ewigen Einerlei

Dann laufen die Füße derer,
die sich nur noch daher schleppten,
und die vor Gram Verstummt
singen neue Lieder.

Dann jubelt die Natur
nach so vielen Jahren
falscher Behandlung:
Die Bäche führen wieder Fische,
die Wälder und Wiesen werden rein
von Konservendosen und Nylontüten.
Die Luft wird befreit von Schwärze,
Schwefeldämpfen und giftigen Gasen,
der Luftraum von Raketen
und Kriegssatelliten.

Dann ziehen wir jubelnd
unsere Lebenswege.

* Geschrieben Ende November 1989.

Wir freuen uns an den Taten des Herrn,
der Großes an uns getan hat.

Dann sehen wir uns wieder
nach der Ewigkeit,
weil Gottes Liebe offenbar wurde.

(frei nach Jesaja 35)

Vorbereitungen auf Grund von Ahnungen*

Wenn sich eine neue Lage ergibt:

- 1) In kürzester Zeit ein Kanzelwort, das den Leuten Mut macht und (ihnen) zum Bewusstsein bringt, dass mit ihnen und für sie gedacht wird.
- 2) Einberufung einer erweiterten Sitzung des Landeskonsistoriums – etwa wie bei *geistlichem Wort*, aber alle Dechanten und Bezirkskirchenkuratoren – zur Lagebesprechung und Ausarbeitung von neuen Richtlinien.
- 3) Einberufung einer Beratung von Kirchenvertretern und Vertretern des Volkes in öffentlichen Stellen: Zeitung, Schule usw. Zur Bildung eines Forums, das die Vertretung aller Sachsen und dann aller Deutschen Rumäniens im Parlament usw. wahrnimmt.
- 4) Ausbau der bestehenden kirchlichen Einrichtungen:
 - Kirchliche Blätter als Wochenzeitung, Anstellung eines Zeitungsmannes,
 - Ernennung eines für Information von oben und unten zuständigen Mannes, Ausbau des Informationsnetzes auch betreffend Rundfunk und Fernsehen,
 - Neuerrichtung der Kantorenschule zur Ausbildung von Kantoren und Lektoren,
 - Ausbildung von Pfarrlehrern, so dass Lehrer Pfarrdienst und Pfarrer Lehrerdienst übernehmen können.
- 5) Bemühungen zur Sammlung der Gemeindeglieder in lebensfähige Zentren mit Schulen usw.
- 6) Einladung verschiedenster Spezialisten aus dem Ausland.
- 7) Entsendung junger Leute zum Studium ins Ausland (nicht nur Theologen).

Dies alles setzt freilich voraus, dass in der neuen Lage die Leute nicht weglaufen. Das lässt sich aber nicht steuern, allenfalls durch Mut-Machen etwas stimulieren. Auch schon darum ist rasches Handeln nötig. Sollte aber der Zug westwärts gehen, muss auch dann für die Leute eingetreten werden, darum (sind) die ersten drei Punkte (besonders wichtig).

* Notiz vor der Wende, im Dezember 1989.

Für Neujahr 1990*

So spricht der Herr:
Meine Hilfe kommt zu euch.
Arme hören Freudenstimmen,
Gedrückte frohe Worte,
Trübsinnige bekommen neuen Mut
und Verzweifelte neue Hoffnung.

Ich komme zu euch.
Ich stehe euch bei.
Meine Hilfe ist nahe.
Ich bin da.

(nach Lukas 4,18–21)

* Geschrieben Mitte Dezember 1989, kurz vor der Wende.

II.

Nach der Wende: Hoffnung gegen den Augenschein

Die Wende setzte mit dem Zusammenbruch der Diktatur ungeahnte Kräfte frei. Sehr bald aber erkannten viele, dass der Wandel lange Zeit benötigen wird. Ab März 1990 stieg die Anzahl der auswandernden Gemeindeglieder sprunghaft. Die Frage wurde laut, ob die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien noch Zukunft haben kann.

Der erste Beitrag beschreibt rückblickend und sicher auch verkürzend die damaligen Ereignisse, die folgenden stammen aus der angegebenen Zeit und sind chronologisch angeordnet.

Die Wende 1989 in Rumänien. Was kam danach?*

Es sei mir gestattet, zur Einführung auf fünf wichtige Erkenntnisse hinzuweisen, die wir in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gewonnen haben und die mir zum Verständnis der Ereignisse vorher und nachher wichtig erscheinen:

a) Mit der Wende 1989 ist der Wettlauf zwischen dem agrarischen und dem handwerklich-technischen Denken zu Gunsten des Letzteren entschieden worden. Das hat Konsequenzen bis in die Gesellschaftsstruktur hinein. Pyramidal aufgebaute Gesellschaften erweisen sich als antiquiert.

b) Die Kommunikation, die auf Mündlichkeit und Schriftlichkeit beruht, ist für die Gesellschaft spätestens durch die EDV-Anlagen zugunsten der Schriftlichkeit ausgebaut worden. Das bedeutet, dass sich Tyrannenherrschaften in solchen Ländern nicht mehr halten können, wo Schriftlichkeit vorherrscht.

c) Es gibt keine Wahrheit, die für alle gilt. Wahrheit ist der Konvention unterworfen, der sich nie alle Menschen fügen. Das wussten Karl Marx, Adolf Hitler, Karl Barth und Werner Heisenberg so noch nicht.

d) Der tragende Stand einer Gesellschaft war lange Zeit der der Bauern, heute der Mittelstand, bald der erhöhte, bald der aufstrebende. Eine moderne Gesellschaft funktioniert gut, wenn der Mittelstand breite Schichten erfasst und nach beiden Seiten hin offen ist.

e) Mir persönlich ging auf: Kein Mensch erträgt auf die Dauer sozialen Abstieg. Das hat seine Bedeutung zum Verstehen der Auswanderung.

Nach diesen vielleicht ein wenig zu kurzen Darlegungen komme ich zum Thema, das ich in mehreren Punkten besprechen will.

1. Eine umfassende Darstellung der Ereignisse vom Dezember 1989 kann ich nicht bieten. Das könnte Antonia Rados oder Ute Gabanyi viel besser. Ich berichte aus meinem Gesichtsfeld und was mir durch andere bekannt wurde: Der Aufstand in Berlin 1953, wie der in Ungarn 1956, sind den Erleichterungen im System der Sowjets nach Stalins Tod zu verdanken, ebenso den Machtkämpfen danach bis zur Machtergreifung Chruschts-

* Vortrag bei einer Tagung ausgereister Siebenbürgisch-Sächsischer Pfarrer am Sambachshof am 7. März 2000.

schows. Der Prager Frühling wurde möglich, weil Moskau bestrebt war, im Westen ein menschlicheres Angesicht des Kommunismus zu zeigen, die Bewegungen in Polen hängen mit dem Pontifikat von Johannes Paul II. zusammen.

Als 1985 Gorbatschow an die Macht kam, wusste er, dass er Russland nur groß machen kann, wenn er die Computer in die Wirtschaft eindringen lässt. Auf diese Weise wollte er eine bessere Steuerung der Wirtschaft erreichen. Dazu brauchte er aber exakte Daten. Darum verlangte er Durchsichtigkeit, Glasnost. Die Zeitungen durften Missstände aufdecken. Da damit das ganze auf Lügen aufgebaute System zu wackeln begann, rief er zur Veränderung desselben auf, zur Perestroika. Gorbatschow wusste, dass sich Russland von Grund auf ändern muss, will es mit dem Westen Schritt halten. Was er nicht wusste, aber ahnte, ist: Westliche Demokratie und östliche Diktatur bauen auf zwei grundverschiedenen Konzeptionen auf. Der Kommunismus ist auch als Ideal überholt, weil nicht konkurrenzfähig. Er hat nicht nur zu vielen Menschen sozialen Abstieg gebracht, er ist zu sehr pyramidenförmig aufgebaut, im Grunde agrarischem Denken verpflichtet und von einer gleichmacherischen Ideologie bestimmt: Alle sollen an den Gütern der Erde gleichermaßen teilhaben. Das System der Konkurrenz aber, das die Wirtschaft stimuliert, betont gerade die Unterschiede und die Dynamik, die sich aus der Vielfalt ergibt. Das wussten auch wir damals noch nicht.

Wir beobachten im Herbst 1987 einen Wandel in der Oberschicht. Man will mit uns, den Unteren kooperieren, aber es werden keine schriftlichen Bescheide mehr gegeben. Zwischen dem, was man schreibt und dem, was man sagt, wird die Kluft immer größer. Die Akten müssen in Ordnung sein. Immer größere Huldigung nach oben wird erwartet, unten sehen wir dann zu, wie wir zurechtkommen. Es wird ein Netz aufgebaut, das den Sturz des Diktators überdauern soll. Tatsächlich hat dieses Netz bis 1996 gehalten.

Der Umsturz 1989 war ein Staatsstreich. Er konnte nur durch die Mobilisierung der Massen gelingen, denn es gab keine sowjetischen Truppen im Land, die den Diktator beseitigen halfen. Versucht wurde der Umsturz am 12. Dezember in Jassy, am 13. in Konstanz. Dann gelingt es in Temesvar. Mit L. Tökes, der längst von draußen gehalten war. Es folgt ein harter Kampf zur Durchsetzung von Iliescu. Geschossen wird im Land erst richtig, als man ihn nicht als unumschränkten ersten Mann anerkennen will.

Für das Volk war es dennoch eine Revolution, von oben auch so gedeutet. Das meint: kräftige zentrifugale Ausrichtung. Jetzt denkt jeder, er habe

das Sagen, vom Straßenkehrer bis zum Präsidenten. Es gelingt kaum eine gemeinsame Aktion. Der Versuch, ein Parteiensystem zu eröffnen, das dann doch dem Einen unterstellt ist, vergleichbar der Einheitsfront in der ehemaligen DDR, schlägt fehl. Am 28. Januar kommen die Bergarbeiter. Alles läuft nach dem Modell des Klassenkampfes. Seinerzeit sollten sie nach Temesvar gebracht werden. Was das bedeutet, haben wir damals kaum verstanden.

Im Mai schreien bei Wahlveranstaltungen die einen und die anderen, auch Zigeuner gegeneinander. Die *Linie* ist endgültig vorbei. Iliescu versucht zurückzuschrauben. Der jüngere Roman schaltet schneller. Die 2. Mineriade (d. h. der Aufmarsch der Bergarbeiter in Bukarest vor den Stellen der zentralen Verwaltung) nach den Wahlen und noch vor dem Zusammentritt des Parlaments gerufen, um den Platz der Universität zu räumen, lässt aufhören. Aber wie viele sind aufgewacht? Erst die 3. Mineriade und der Weggang von Roman im September 1990 bringt wirklich zum Bewusstsein, dass Iliescu nur bremsen will. Er redet weiter von der milden, gütigen Diktatur und viele halten mit: Rumänien sei zur Demokratie nicht reif.

Es ist es auch nicht im vollen Umfang. Das Problem ist aber ein anderes. Keine wirkliche Elite ist da, die Verantwortung zu tragen gelernt hat. Ehemalige Parteimitglieder haben diktieren und gehorchen gelernt. Es fehlte und fehlt ein breiter Mittelstand, der die Führungsschicht zu verantwortlichem Handeln nötigt. Die Kommunikation nach unten klappt nicht. Ich habe gelesen, dass bei einem Umschwung drei Leute notwendig sind, einer der repräsentiert, einer der macht und einer der erklärt. Das hatten wir bisher nicht.

1989 öffnete auch Gaunern und Korrupten Tor und Tür. Ehemalige Funktionäre wollen jetzt Unternehmer werden. Sie nehmen Millionen-Kredite auf. Aber sie kennen die Gesetze der Wirtschaft nicht. Die Banken krachen zusammen. Aber auch eine Reihe von Fabriken und Kombinat. Denn der ehemalige Markt ist nicht mehr da. Man erzeugt und kann nicht verkaufen, weil die Waren nicht mehr gut genug sind. Darum kommt die Privatisierung so schwer voran.

Als Alternative hat sich die Alianta Civica angeboten. Es ist ein Club von hoher Intellektualität, von Menschen, die sich reflektieren und korrigieren lassen wollen. Aber sie haben kaum Bezug zur Menge. Es ist eine geistige Oberschicht, die sich um sich selbst bewegt, aber auf der im Sozialismus geschaffenen Insel bleibt, von wo aus sie gute Ratschläge erteilt. Man flieht ins Geistige. Ein Beispiel: Gefragt im Herbst 1998 in Amerika, wie es mit dem Kosovo weitergehen soll, meditiert unser guter – ehemali-

ger – Außenminister über die Frage, wer man selbst ist, wie man sich versteht und wie einen die anderen verstehen. Schön und hilflos zugleich.

Die neue Wende 1996 bringt große Änderungen im Wollen, in der Intention. Aber die Bauernpartei ist heute noch wie eine Armee konzipiert, wo oben gesagt wird, was unten zu geschehen hat. Das hat keine Perspektive für die Zukunft.

Der neue Präsident ist lernfähig und kann hören. Der eine Premier, Ciorbea, konnte auch hören, wollte dann aber doch zu schnell diktieren, auf den Westen hin, der zweite, Vasile, hielt sich nicht an Zusagen. Doch auch der vielgepriesene Stolojan weiß nur, wie es kommt. Wie man Mehrheiten bekommt, Konsens findet, weiß man noch nicht, am ehesten die Liberalen.

Die Wirtschaft geht noch nicht gut. Mehr als die Hälfte der Produktion kommt aus den kleinen Unternehmen und Betrieben. Aber die energofagen Großbetriebe gibt es immer noch. Ebenso die vielen Arbeiter der Kombinate und Bergwerke, die von Arbeitslosengeld eher vegetieren als leben, aber nicht Unternehmer werden können. Kaum jemand kann ihnen zeigen, was sie tun sollen. Hier scheint mir die größte Krise zu sein, in dem Unvermögen, Leute zu bewegen, etwas selbst zu machen. Es ist ja auch nicht leicht.

Das Schulwesen hat wenig Geld, das Sanitätswesen ist im Umbruch und noch gar nicht gut. Schüler und Studenten sind gelangweilt, weil sie nicht einsehen, wozu Lernen gut ist.

Gesellschaftlich ist der Umbruch in den Köpfen noch nicht verarbeitet. Man möchte bedient werden. Selbständiges Weiterbringen ist selten. Im ersten Kreisrat wusste man noch nicht, was ein Beschluss ist, im zweiten lernten wir Beschlüsse auch durchzuführen. Im dritten zeigen sich schmerzlich die Kontroversen, die zu einem richtigen Beschluss führen können, wenn man kompromissfähig ist. Aber das ist man nur begrenzt. Es fehlen Menschen, die hören können und Kompromisse suchen und finden, es fehlt der Mittelstand. Jeder will nur schnell hinauf, damit er dort rasch reich wird. Abstieg, im Bürgertum-Mittelstand ritualisiert, verkraftet man kaum, weil es als Sturz angesehen wird. Man ist jemand nur mit einem Posten. Darum unlautere Machtkämpfe und korrupte Beamte überall.

Das Licht am Ausgang des Tunnels ist dennoch sichtbar, seit Brüssel – aufgrund der Erkenntnisse und des Verhaltens der Länder im Kosovo-Krieg – beschlossen hat, Rumänien in die EU aufzunehmen. Man merkt es an verschiedenen Stellen. Wohlwollen und Einsatzbereitschaft ist da. Man kennt jetzt die Richtung. Und das ist z. Zt. das Wichtigste.

2. Das DFDR (Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien) entstand noch im Dezember 1989 als Repräsentanz der deutschen Minderheit. In Siebenbürgen von kirchlichen Leuten initiiert, ist es von der Kirche sehr bald misstrauisch betrachtet worden. Das ist nicht zu personalisieren. Die meisten hatten ein Ein-Parteien-System im Kopf, wer die Siebenbürger Sachsen vertritt, war nicht nur eine Frage derer, die in Rumänien lebten, sondern auch der Ausgewanderten. Warum darf es nicht mehrere Stimmen geben? Ich war traurig, als das Forum in sein Statut die Allein-Vetretung schrieb. Warum? Hatten sich nicht die Zeiten geändert? Wenn ich an die Bauernpartei denke, verstehe ich es besser, billigen kann ich es nicht.

Viel Zeit ist danach verflossen und viel Kraft wurde verpufft, bis Forum und Kirche sich näherten. Aber das ist nicht mein Thema. Ich habe aufmerksam registriert, wie man im Forum lernte, was eine Sitzung, was ein Beschluss ist – es dauerte etwa ein halbes Jahr –, wie man Schritte auf die Schule hin machte, Kulturarbeit förderte und Wirtschaftsunternehmen betriet und stimulierte, was man anfänglich durchaus nicht wollte. Das Forum hat relativ rasch Boden unter den Füßen bekommen und die Realität ernst genommen.

Das für mich entscheidende Ereignis war etwa im Herbst 1990, als wir die Vertreter aller Gemeinden von Henndorf bis Großpold und von Stolzenburg bis Talmesch zusammenriefen und sie fragten, wie wir für sie aktiv werden können, ob wir ihnen auswandern helfen sollen, oder in den leer gewordenen Gemeinden sammeln. Da stand ein älterer Bauer auf und bemerkte lapidar: *Man soll uns in Ruhe lassen. Wir wissen, was wir sollen. Wenn wir gehen wollen, gehen wir, wenn wir bleiben wollen, bleiben wir, in unsern Häusern.* Da wusste ich, was ich zu tun habe, mir wurde klar, dass ich nicht für die Leute zu arbeiten habe, sondern mit ihnen, in ihrem Interesse und auf ihre Bitten hin zu helfen versuche, soweit es möglich ist. Und es war möglich. 90 % der Bitten konnte ich zugunsten der Leute lösen, später waren es 60 % und noch vor drei Jahren 40 %. Jetzt kommen sie nicht mehr, weil ich nicht mehr an einer solchen Stelle bin.

Aber ich sehe auch auf ein Ereignis zurück, das mich zeitlebens beschäftigen wird, es war im Dezember 1990. Da sollte ich zum Gedenken an den Umsturz am 22. Dezember öffentlich vom Balkon des Forums sprechen. Als ich einige Sätze gesagt hatte, rief die Menge am großen Ring, etwa 5000 Leute: *nu plecati*, geht nicht weg. Und als ich kurz danach meinen Mantel öffnete, das Pfarrergewand zeigte und beten wollte, kniete die Menge geschlossen auf dem steinernen Boden nieder. Natürlich entspricht das nicht unserer Art, aber es wird deutlich, welche positive Kräfte

in der Menge schlummern. Dass dies mit demokratischen Strukturen anders wird, ist mir bewusst. Aber das Echte an einem Volk bleibt erhalten. Und hier war es echt.

Das Forum hat seine Bedeutung als Repräsentanz der Deutschen im Land bekommen und erhalten können. Was *oben* geschah, wurde für die Basis wichtig, ich meine damit die Zentrumsforen in den Städten. Das Wichtigste geschah und geschieht dort und wurde von der Leitung eher gefördert als gebremst. Sicher lief und läuft manches auch nicht gut, wie überall in den Institutionen. Und das hängt immer auch an den Menschen. Die Bedeutung des Forums aber förderte die Tatsache, dass es – gegen inneren Widerstand – die Anträge für die Russlanddeportierten bearbeitete, die Visavermittlung organisierte und Hilfen weitergab. Auch die vielen Besuche aus dem Ausland trugen dazu bei. Die größten Schwierigkeiten hat das Forum immer noch bei der Basisarbeit, dem Bezug zu den Leuten in den Städten. Das ist aber auch in der Kirche nur wenig anders. Wie man die Leute heranzieht und mobilisiert, wissen wir nicht recht.

3. Die deutsche Minderheit ist 1990 massiv (58 %) geschrumpft, nachher wurde die Auswanderungsquote immer kleiner. Was geblieben ist, sind weitgehend in die rumänische Gesellschaft eingeheiratete Menschen, Heimbewusste, Schwerfällige, aber auch Treue, viel mehr ältere als jüngere, fast doppelt so viele Alte als man bei der Alterspyramide erwartet und halb so viele Jugendliche als üblich. Aber die da sind, haben sich, jeder auf seine Weise, ihr Leben organisiert. Auch die Einsamen auf den Dörfern. Man weiß, wohin man sich mit was an wen wenden kann. Und das reicht zumindest fürs Erste.

Deutsche Schulen, eigentlich nur in den Städten, funktionieren mit vielen Rumänen und wenigen Ungarn und Deutschen. Deutsch ist attraktiv, weil die nächste westliche Sprache. Hauptsächlich die Schulen erhalten die deutsche Sprache und Volkskultur. Sie sind noch immer sehr gesucht, also gut. Die deutsche Eigenheit, breiter Mittelstand, Würde und Erziehung zur Arbeit wird gefördert, so sehr sie auch gefährdet ist, denn die Rumänen drängen die deutschen Schulen in die Elite. Und das einfache Volk bleibt etwas vernachlässigt.

4. Die Evangelische Kirche hat ein großes und schweres Erbe. Mit 10 % der Gemeindeglieder von 1970 muss sie die Tradition erhalten und weiterbauen, muss etwa 200 Kirchengebäude, viele Kirchenburgen erhalten und sich um die vielen Einsamen kümmern. Das Altenheim ist eine große Hilfe

dabei. Eine fast flächendeckende Diakonie ist aufgebaut worden. Was das an Mühe und Umdenken brachte, wissen die hier Anwesenden.

Aber das Problem liegt anderswo. Durch den Umsturz hat die Kirche, haben ihre Pfarrer und die Gemeindeglieder nahezu unbegrenzte Möglichkeiten. Die Grenzen der Kirche sind die Grenzen ihres Gesichtsfeldes und der inneren und äußeren Kraft, sowie der Zeit der Mitarbeiter. Darauf waren wir alle nicht gefasst. Die neuen Dinge entstanden durch Einzelinitiativen, von oben mehr oder weniger toleriert, kaum gefördert.

Das Konzept *Kirche der Liebe* als Prinzip des Miteinanders, der Kommunikation, des Hörens aufeinander angesichts zusammenbrechender Strukturen, hat einige befreit, andere motiviert. Dass es heute so still darum geworden ist, hängt damit zusammen, dass viele es für sich selbst in dem Sinne auslegten: Man soll Verständnis, Liebe (für mich) haben. Aber Zusammenleben braucht markierte Grenzen, wenn die Mitte nicht mehr hält. Und sie hielt nicht. Auch das Christentum kennt das Phänomen der Abweichler. Liebe hält nicht alles zusammen, sie kann egoistisch missbraucht werden.

Das Konzept selbst war gut, denn Grenzen ertrug damals niemand mehr. Aber geblieben sind die Eigenbrötler. Wie bekommt man sie zusammen. Wie sucht und findet man Konsens? Wer beugt sich der Mehrheit? Dass Jugendliche heute nach mehr Ordnung rufen, hängt auch damit zusammen, dass die Älteren und Alten zu viel Verständnis für sich selbst verlangten. Die neue Kirchenordnung hat darum erste Versuche unternommen, Grenzen zu formulieren. Aber die jungen Pfarrer haben zehn Jahre lang sozusagen ohne Kirchenordnung gelebt, oftmals gehört, dass sie nicht mehr gilt. Wer gibt heute Acht darauf, dass sie eingehalten wird? Und wenn sie nicht eingehalten wird, was passiert? Wenig. So kann man nur hoffen, dass das Leben die Dinge einpendelt. Eine große Hilfe war und ist in dieser Zeit das Theologische Institut, weil es die jungen Leute zusammenleben lässt, und sie sich aufeinander einschleifen müssen. Fast alle von ihnen aber studieren auch im Ausland. Wunderbar. Das Gesichtsfeld weitet sich. Aber haben wir die Kraft der Integration so vieler neuer Ideen? Sie wächst merklich. Aber wir sind noch weit entfernt von einem Konsens dessen, was unsere Kirche ist und soll.

Darum bin ich ein wenig in Sorge. Durch den Verlust der Handwerker und Bauern haben wir nur noch eine dünne, wenn auch gute Oberschicht als Repräsentanz und dann viele Einzelpersonen, die sich untereinander kaum kennen. Wo ist die Kraft der Kohärenz? Das Birthälmer Treffen reicht nicht aus, diese Menschen zur Gemeinschaft zusammenwachsen zu

lassen. Die heranwachsenden jungen Leute sind schon etwas anders geprägt. Was wird von dem bleiben, was uns bestimmt hat?

Dennoch kann ich nicht klagen. Wir sind zur Zeit im Aufwind. In vieler Hinsicht. Offenbar wollte Gott die Kirche der Siebenbürger Sachsen noch gebrauchen. Wofür, wissen wir nicht. Aber müssen wir es wissen? Reicht es nicht aus, zu wissen, dass wir gebraucht sind?

Die geschenkte Freiheit*

Wir sind frei, Leute,
wir sind frei.

Noch steckt die Angst
uns in den Gliedern.
Der Schrecken von Jahrzehnten,
der letzten Tage.
Das Blut der vielen Toten
ließ uns bleich werden.

Es ist vorüber.
Gott hielt seine Hand
über uns.
Mitten im Schrecken.

Wir sind frei, Leute,
wir sind frei.

Wir haben es nicht verdient,
haben nicht gekämpft
wie jene, die ihr Leben ließen;
haben zugesehen, zugehört,
wie andere stritten,
Mut bewiesen,
ihren Kopf hinhielten.

* Geschrieben am Abend des 21. Dezember 1989, Ceausescu ist noch nicht weg, aber die Mengen gehen durch die Straßen. Ich denke: Du hast für die Änderung nichts getan, und entschieße mich, Blut spenden zu gehen. Für die Verwundeten des Tages. Am Abend singen wir die Adventmotette mit dem Bachchor.

Ihnen wollen wir danken
und dem Herrn.
Und in der Freiheit
derer gedenken,
die für sie sterbend eintraten.

So werden wir frei
für Gott und die Nächsten.

Siehe ich mache alles neu*

Neu, wie die frischen Knospen,
die ersten Keime der Saat
im Blumentopf am Fenster,
zart, frisch, hell und ... gefährdet.

Ein leichter Frost ...

Dennoch voll Hoffnung und Leben,
wunderbar neu.

* Text aus dem Januar 1990.

Gott ist immer einen Schritt voraus*

Ein Bild hat sich mir tief eingeprägt: Eine junge Mutter lehrt ihr Kind gehen. Es kann bereits einen Schritt selbständig tun, aber es getraut sich nicht, eine längere Strecke aufrecht zu bleiben. Da stellt sich die Mutter in geringer Entfernung vor das Kind und ruft es. Und während sich das Kind auf die Mutter zu bewegt, geht diese langsam rückwärts und ermuntert damit das Kind, zu einem weiteren Schritt. Im Aufblick zur Mutter überwindet das Kind die Angst und lernt selbständig laufen.

Dieses Bild veranschaulicht mir Gottes Führung. Gott ist uns einen Schritt voraus. Er erwartet uns, wo immer wir hingehen. Der Beter des 139. Psalms kann sagen: *Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich bei den Toten, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.*

Wir haben das auch in den abgelaufenen Wochen erfahren. Oder meinen wir, wir hätten die Revolution selbst gemacht? Oder unsere Jugend? Oder gar einige wenige aus Temesvar, vielleicht Pfarrer Tökes? Nichts gegen diese tapferen Menschen. Sie haben Großartiges getan. Wir müssen dankbar sei. Aber gemacht haben das alles nicht sie. Da war eine andere Hand. Wer will, spreche von einer gesamteuropäischen Konstellation, von einer wachsenden Unzufriedenheit in unserm Land oder davon, dass es in der gegebenen Lage nur noch eines Funkens bedurfte, eines Tropfens, der das übervolle Glas Wasser überfließen macht.

Wir sehen in allem Gottes Wirken, Gottes Führung. Er hat uns die Veränderung gebracht. Er war schon auf der anderen Seite, als wir noch in Ängsten waren, mitten in unseren Ängsten und Nöten. Als wir selbst keine Hoffnung mehr hatten, wusste er längst, dass es nicht mehr lang dauern wird. Einige haben es voraus gesagt. Woher wussten sie es? Sie ahnten es, wie man so Dinge ahnt oder sieht. Sie kommen, weil sie kommen müssen, und sie müssen kommen, weil Gott sie in Bewegung gesetzt hat, weil er einen Schritt voraus ist, den Schritt, den wir darum in Vertrauen gerne nachgehen, wie ein Kind der Mutter.

* Wort zum Sonntag, erschienen im „Neuen Weg“ vom 11. März 1990.

Der Apostel Paulus drückt einen ähnlichen Gedanken mit den Worten aus: *Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.* Das ist der Spruch, der uns in der nächsten Woche begleiten soll. Der Apostel meint: Gott hat seine Liebe gegenüber den damaligen Christen dadurch bewiesen, dass er Christus für sie sterben ließ, als sie noch ungläubige Heiden waren. Er hat also eine Liebe in Bewegung gesetzt, bevor sie etwas tun konnten, bevor sie etwas davon wussten. Er war einen Schritt voraus, einen Schritt, der uns wie den Kindern ermöglicht, im Aufblick auf den geliebten Menschen selbst den eigenen Schritt zu gehen.

Wir gehen also auf Gottes Liebe zu, sie ist uns immer voraus und will uns umfassen. Wir können ihr ausweichen, aber dann entsagen wir dem Halt unseres Lebens, vergleichbar dem Kind, das noch nicht gehen kann, sich aber von der Mutter abwendet. Wir sind zwar auch dann nicht außerhalb Gottes, denn Gott ist überall. Aber dann erwartet uns nicht der liebende, sondern eher der abgründige Gott. Wo immer wir hingehen, wir kommen bei Gott an. Darum wollen wir unsere Schritte auf ihn lenken. Dorthin, wo er uns voraus ist und uns mit seiner Güte und Liebe erwartet. In seine Zukunft.

Darum sind wir auch getrost. Auch wenn es anders kommt, als wir denken, bleiben wir in seiner Hand, wenn wir auf ihn blicken, bewusst auf ihn zugehen, d. h. bewusst die Zukunft aus seiner Hand annehmen. Darum haben wir auch keine Angst vor der Zukunft. Denn er ist uns immer einen Schritt voraus und erwartet uns mit seiner Liebe. Und aus der liebenden Hand unseres Gottes kann uns niemand herausreißen.

Wir sind in Gottes guter Hand

Predigt über Matthäus 5,3–19*

Wie komme ich angesichts der gegenwärtigen Lage mit meinem Leben heute und in Perspektive zurecht? So fragen wir uns immer wieder. Ist das nicht eine Frage, wie Martin Luther sie stellte, als er formulierte: *Wie finde ich einen gnädigen Gott?* Es sieht so aus, als trennten uns Welten von Luther, aber es ist zum Teil nur die andere Formulierung, die andere Zeit, die uns fremd erscheint. Denn für Luther beinhaltet die Frage: *Wie kriege ich einen gnädigen Gott?* doch auch: Wie lebe ich so, dass ich zeitlich und ewig bestehen kann, dass mein Leben nicht im Nichts endet? Und genau das ist unsere Sorge auch: Wie finde ich den Halt, dass mein Leben nicht im Nichts versinkt? Wie komme ich also, so frage ich nochmals, mit meinem Leben heute und in Perspektive zurecht? Die Antwort kann nur lauten: Indem wir zu Gott fliehen. Er will aus unserm Leben etwas machen.

Unser eben gehörtes Schriftwort spricht zwei Menschengruppen an. Die eine setzt sich aus Menschen zusammen, die aus ihrem Leben nichts machen können, den Leidtragenden, den geistlich Armen, den Hungernden und Dürstenden nach der Gerechtigkeit. Sie strecken sich aus, erheben ihre Hände, aber sie sind so tief unten, dass sie aus dem Sumpf, dem Schlammassel nicht selbst herauskommen können. Man möchte sagen: Es sind die sozial oder physisch Kranken, die aber notwendig eine ärztliche Hilfe brauchen, weil es mit ihnen nicht von selbst besser wird. Die andere Gruppe setzt sich aus Menschen zusammen, die ihnen helfen wollen, sich ihnen zuwenden und zu ihrer Genesung beitragen wollen.

Beiden Gruppen wird ein *selig* ... zugesprochen. Das meint: Ihr dürft euch darauf verlassen, dass Gott euch nicht allein lässt, weder euch die sozial oder physisch Leidenden, noch euch, deren Helfer.

Sehen wir beide Menschengruppen zusammen, so ergibt sich: Gott lässt die Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens ihr Dasein haben, nicht allein. Er sorgt für sie durch Menschen, aber auch durch die Verhältnisse. Gott sorgt. Aber weil er für diese Sorge auch Menschen braucht, darum sorgt er sich ebenso um die Fürsorger, um die, die in seinem Namen anderen Menschen helfen.

* Reformationsfest, den 4. November 1990.

Und die anderen, die auf der Lichtseite des Lebens wandeln und sich nicht als Helfer einstellen, was geschieht mit denen? So mag mancher fragen. Die Antwort für heute ist: Kümmere dich darum nicht. Heute sind die Menschen im Blickfeld, die Hilfe brauchen, und jene, die hilfsbereit sind. Ihnen wird gesagt, dass ihr Leben nach Gottes Willen sinnvoll bleiben wird, ewigen Sinn finden kann. Von einigen heißt es in unserm Text sogar, dass sie Gott schauen werden. Wie immer das ausschauen sollte, gemeint ist, dass sie in der Nähe Gottes bleiben. Denn Gott ist und bleibt bei denen, die im Dunkeln nach ihm schreien, die in der Finsternis anderen helfen.

Das war auch Martin Luthers große Erfahrung. Er hatte nach dem gnädigen Gott geschrien, hatte sich in einer Verzweiflung ohne Grenzen gewusst. Und dort, im tiefsten Grunde, erlebte er das Licht. Er hielt es in den Worten des Paulus fest: *Wir sind gerechtfertigt im Glauben*. In unsere Sprache übertragen: Wir sind Gott recht, wenn wir glauben. Und in unsere Gedankenwelt übertragen: Gott sorgt für uns zeitlich und ewig, wenn wir ihm vertrauen, uns auf ihn verlassen.

Darum wollen wir auf die Botschaft der Seligpreisungen hören, wir wollen jede einzelne fest in unser Herz einschließen. Denn sie sagen uns: Wir sind nicht verlassen, wenn wir uns verlassen dünken, wir sind nicht verlassen, wenn wir am Verzweifeln sind, wir sind nicht geliefert, wenn wir keine Zukunft sehen. Gott gehört unser Leben, Gott gibt uns Zukunft, denn wir sind sein. Mit solchem Wissen lohnt es sich zu leben und zu sterben.

Ich lese darum zum Abschluss die Seligpreisungen so wie ich sie für heute höre:

Selig bist du, der du deine Armut geistlich trägst,
Gott macht dich reich;
Selig bist du, der du dein Leiden annimmst,
Gott trägt dich in deiner Not;
Selig bist du, der du treu zu den Menschen stehst,
Gottes Lohn ist dir sicher;
Selig bist du, der du Gutes tust an deinen Nächsten,
Gott sorgt, dass dir Gutes widerfährt;
Selig bist du, der du auf Menschen zugehst,
Gott kommt auf dich zu;
Selig bist du, der du aufrichtig und ohne Falsch bist,
Gott bringt dich zum Ziel;

Selig bist du, der du Verunsicherten und Mutlosen Hoffnung zeigst,
Gott lässt deine Hoffnung Wirklichkeit werden;
Selig bist du, der du Versöhnung unter den Menschen stiftest,
Gott schenkt dir seinen Frieden;
Selig bist du, der du leidest, weil du Treue hältst, dein Kreuz trägst,
Gott lässt dich sein Auferstehungsleben spüren.

Advent 1990

Gott zeigte seine menschliche Seite
und erbarmte sich unser.
Nicht weil wir es verdient hätten,
standhaft, heldenhaft oder gut waren,
sondern weil er unsern Jammer sah,
veränderte er unser Leben.

Er wird uns erneuern
durch seinen heiligen Geist,
den er reichlich schenkt denen,
die ihm vertrauen,
und uns zu Menschen machen,
die würdig sind,
seine Kinder zu heißen.

(frei nach Titus 3,4–7)

Neujahr 1991

Termine sind festgesetzt,
Pläne geschmiedet,
Vorhaben konkretisiert,
Wünsche geäußert.

Wird es so kommen,
wie wir erwarten?
Was wird anders sein? Wo?
Werden wir dieselben bleiben?
Uns umstellen können?

Herr, lass uns
im Aufblick zu dir
das Neue Jahr beginnen
und in dir beenden.

Ein Jahr ist zu Ende. Was für ein Jahr. Es begann mit großen Hoffnungen und führte in ungeahnte Tiefen der Ernüchterung, Enttäuschung, ja Verzweiflung. Was ist aus unserer Gemeinschaft geworden? Mehr als die Hälfte unserer Landsleute sind weg, darunter die meisten unserer Jugendlichen. Unsere Reihen haben sich gelichtet. In vielen unserer Gemeinden sieht man keine Zukunft mehr. Ganze Häuserzeilen, einst von Freunden und Bekannten bewohnt, haben andere, fremde Einwohner. Viele fühlen sich in der Heimat nicht mehr zu Hause. Mancher fragt sich, wie er sein Leben den Erwartungen gemäß weiterführen kann und, wenn er darauf keine befriedigende Antwort finden kann, entschließt er sich schweren Herzens, doch auch wegzuziehen. Natürlich wissen viele oder gar alle, dass sie in der Fremde mindestens zeitweise ein schweres Los auf sich nehmen müssen. Aber sie wissen keinen anderen Weg in die Zukunft. *Hätte es nur nie begonnen*, sagen sie resignierend. Und sie meinen damit, dass sie hier wie dort Fremde sind.

Richtig daran ist, dass wir uns hier wie dort umstellen müssen. Wir haben in der Zeit der Diktatur ein Inseldasein geführt. Auf dieser Insel konnten wir Überliefertes bewahren, auch wenn es brüchig war, wir konnten unsere eigene Identität, freilich nur innerlich, erhalten. Die hat sich jetzt geändert. Von uns wird erwartet, dass wir mit gehen, mit bauen an den Geschehnissen, hier und dort. Wir merken dabei gar nicht, wie wir andere werden, ja bereits andere geworden sind, als wir vor einem Jahr waren. Manchem mögen Demonstrationen gefallen, ein anderer mag sie meiden, wir werden durch sie verändert. Wir beginnen, lauter zu sagen, was wir wollen, wir fangen an, selbständig zu denken und zu handeln.

Das ist nötig. Denn ob wir bleiben oder gehen, von uns wird selbständiges Denken und Handeln erwartet. Wir dürfen und sollen so sein, wie wir sind, die Gaben und Fähigkeiten einbringen, die wir haben.

Mit das Schönste aber, das wir in diesem Jahr erlebt haben, war die Solidarität der Vielen, die uns Hilfe brachten oder anboten. Wir erfuhren Hilfe in Form von Unterstützungen, von Lebensmittel- und Kleiderspenden. Dabei haben wir erlebt, dass wir viele Freunde haben. Das ist für uns

* Für die HZ (Hermannstädter Zeitung), Ende Dezember 1990.

wichtig. Denn je weniger wir werden, macht sich das Gefühl der Einsamkeit und der Verlorenheit breit. Die vielen Freunde aber machen uns Mut, helfen uns auf und lassen unser Leben lebenswert erscheinen.

Freilich helfen uns auch diese Freunde nur begrenzt in unserer Zukunftsangst. Denn sie ist begründet. Wir wissen nicht, wie es weiter geht. Es gibt zwar Schätzungen, Pläne und Hoffnungen, aber, wie es wirklich wird, weiß niemand.

Sehen wir aber zurück, auf das abgelaufene Jahr, dann müssen wir feststellen, dass es nicht nur Grund zur Sorge, sondern auch zur Hoffnung gibt. Es ging dann doch aufwärts, auch wenn es schwer, sehr schwer war. Und die Freunde, die zu uns kamen, haben uns neue Kraft zugesprochen, neuen Mut gemacht. Unser Hermannstädter Forum sieht auf ein reiches Jahr zurück. Es ging hier aufwärts, trotz des starken Schrumpfens der Bevölkerung. Rund 40 Leute haben hier haupt- und ehrenamtlichen Dienst getan, sie haben ihre Kraft und viel Freizeit der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt. In diesem Haus erlebt man täglich, dass wir gebraucht sind, dass wir Freunde haben. Leider reicht unsere Kraft nicht aus, all denen zu helfen, die auf Hilfe warten, und sei es nur auf ein Wort des Zuspruchs. Das große Erlebnis für alle, die hier arbeiten aber ist: Wir sind nicht allein. Für die, die hier sind, lohnt es sich, sich einzusetzen.

Das Christentum als kleine Minderheit in den späten Schriften des Neuen Testaments*

Es sei mit gestattet, mit einem Wort aus dem 1. Johannesbrief, einer späten Schrift des Neuen Testaments zu beginnen. Wir lesen im 3. Kapitel: *Geliebte, wir sind nun Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden* (I Joh 3,2).

Gottes Kinder sind Christen. Sie bilden zusammen die Familie Gottes oder die christliche Kirche. So darf ich Sie, die Vertreter des höchsten Gremiums unserer Kirche damit anrede: Geliebte, ihr seid Kinder Gottes. Es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden.

Der Text spricht Menschen an, die im Bewusstsein leben, dass die Endzeit gekommen ist. Sie erwarten das Ende, und zwar sehr bald. Und sie sind eine kleine Minderheit. Ihnen wird gesagt: Was werden wird, wird sich erst zeigen. *Es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden*.

Damit ruft der Verfasser des 1. Johannesbriefes seine Mitchristen aus Träumereien in die irdischen Verhältnisse dieser Welt zurück. Das gibt es nämlich: Leute, Christen, die laut sagen, was himmlisch und was göttlich ist: Das spielte sich nicht in der Geschichte, sondern in der Gegenwart, im geistlichen Leben ab. Darüber hinaus gebe es nichts. Auf die Zukunft solle man also nicht sehen, jetzt geschähen die wichtigsten Dinge. Der Schreiber aber meint: Wir wissen nicht was werden wird, die Zukunft ist ganz offen.

Können wir diese Stimme hören? Sie sagt uns, dass Gott nicht nur jetzt, sondern auch in der Zukunft wirkt. Sie lässt also Gott auch für zukünftiges Handeln eine Chance. Das tun wir weithin nicht mehr. Denn, wo immer wir hingehen, klingt uns in schrillen Tönen die Stimmung entgegen: Es ist aus. Jetzt ist das Ende da. Und man meint, dass man vielleicht auch bisher davon geredet haben könnte, aber jetzt wird es Aktualität. Wir sind dabei so mitgenommen, von diesen Worten, dass wir gar nicht merken, dass auch durch sie das Geschehen gestaltet wird. Denn, wer heute sagt: *Es ist zu Ende*, und das Feld räumt, beschleunigt das Kommen dieses Endes.

* Vortrag, gehalten vor der Landeskirchenversammlung am 9. April 1991, abgedruckt in „Zugänge“ 9, Sibiu 1991, S. 16–24, sowie in „Amt und Gemeinde“ 2, Wien 1991, S. 16–19. Zum Druck wurde er leicht überarbeitet.

Keine Sorge, ich werde hier kein Plädoyer dafür halten, dass es ewig weiter geht. Bloß sollten wir uns klar machen, dass Anfang und Ende im Leben des Einzelnen und damit auch eines Volkes nicht allein von Menschen abhängen. Ein Mensch kann sich zwar das Leben nehmen, aber er weiß, dass er das eigentlich nicht darf. Das Ende eines Volkes aber kann man noch weniger bestimmen. Das hängt von vielen Faktoren ab. Wer hier eingreift, muss wissen, was er tut. Vielleicht kommt es einmal dazu, dass uns Gott einen Weg auch in dieser Richtung führt. aber heute ist der Moment dazu nicht. So müssen wir bekennen: Wir wissen nicht, was kommt. Es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden. Ob Gott uns im Himmel als Kirche, als Völkchen abgeschrieben hat, können wir nicht wissen. Wohl aber wissen wir, dass Gott die Seinen nicht verlässt, wie wir im Kirchenlied singen. Zumindest als seine Kinder hat uns Gott also nicht abgeschrieben. Ist dem aber so, dann wollen wir uns den Weg von ihm in seine Zukunft weisen lassen, nicht zu schnell verzweifeln, sondern auf ihn setzen.

In diesem Sinne verstehe ich den vom Landeskonsistorium erteilten Auftrag, über das Christentum als kleine Minderheit in den späten Schriften des Neuen Testaments zu referieren. Wir wollen uns in einer Lage, in der wir sehr wenige geworden sind, von Gottes Wort ausrichten lassen.

Die Eingrenzung auf die späten Schriften des Neuen Testaments wurde gewählt, weil die Anfangszeit des Urchristentums von einem gewaltigen Aufbruch bestimmt ist. Wir wollen Texte betrachten, die schon ein halbwegs geordnetes Kirchenwesen vor Augen haben, weil das unserer Lage eher entspricht.

1) Zwei Briefe sind es, die sich an Christen in der Zerstreuung, der Diaspora wenden: der erste Petrus- und der Jakobusbrief. Der 1. Petrusbrief spricht die auserwählten Fremdlinge in der Zerstreuung, der Jakobusbrief die zwölf Stämme, d.h. das Gottesvolk in der Zerstreuung an. In beiden Fällen ist nicht nur die Tatsache festgehalten, dass die Angeschriebenen in der Zerstreuung leben, sondern ebenso jene, dass es sich um kleine Minderheiten handelt. An mehreren Stellen ist davon die Rede, dass die Christen *Gäste und Fremdlinge* oder *Gäste und Beisassen* sind, d.h. wenig in ihrem Umfeld und fremde darin sind. Wir rechnen hinzu die Frage, ob wenige gerettet werden aus dem Lukasevangelium (Lk 13,23), oder den Vermerk, dass wenige durch die Pforte eingehen im Matthäusevangelium (Mt 7,13f) oder die Anrede der Christen als *kleine Herde* (Lk 12,32). Die Christen am Ende des ersten Jahrhunderts verstehen sich als kleine Gruppe, die zerstreut unter vielen Menschen wohnt ...

Das Spezifikum dieser Minderheit war nicht eine andere Sprache als die der Mehrheit, innerhalb derer man lebte, wie bei uns, sondern der Glaube, das Bewusstsein durch die Predigt des Evangeliums erwählt worden zu sein, zu den Kindern Gottes zu gehören. Die Glaubenshaltung dieser Menschen lässt sich so beschreiben: Sie pflegten die Gottes- und Bruderliebe, bemühten sich um ein ordentliches, Gott wohlgefalliges Leben, trugen in sich die Gewissheit, dass ihnen die Sünden vor der Taufe vergeben wurden und dass sie für die Ewigkeit erwählt sind. Vergebene Vergangenheit und offene Zukunft in der Bindung an Gott und den Nächsten, dies charakterisierte ihre innere und äußere Einstellung.

Wer will, kann hinzufügen, dass hier ein kulturelles Gefälle zu der Welt des Heidentum sichtbar wird. Aber es war allenfalls ideell im Bewusstsein, Kinder Gottes, des Allerhöchsten zu sein. Denn die Bildungsstufe der Heiden erreichte erst der Kirchenlehrer Origenes 100 Jahre später. Bildungsmäßig und sozial war das Heidentum dem Christentum überlegen, allerdings nicht im Selbstverständnis und in der gegenseitigen Hilfe. Das, was diese Christen den Heiden gegenüber interessant machte, war die Freude und das Engagement verbunden mit einer erstaunlichen Kraft des Zusammenhaltens und der gegenseitigen Unterstützung. Zerstreuung wurde hier geradezu als Hilfe, nicht als Mangel empfunden, denn so hatte man an sehr vielen Orten Menschen, die keimhaft verändern würden. Zerstreuung also, als Möglichkeit der Weltveränderung. Wir können solches kaum nachvollziehen.

2) Was diese Christen zusammenhielt, war zunächst die Stabilität der Lehre. Die Anfangsgründe der Mission lagen zurück. Man berief sich auf die großen Vorfahren. Ein Wort wie: *Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre* (I Tim 4,16), gibt die Situation schön wieder. Paulus hatte das Evangelium verkündet, die freudige Botschaft von der Rettung immer neu ausgelegt. Jetzt hat sich das Evangelium verfestigt. Es gibt christliche Tradition, christliche Lehre. Man schreibt die Evangelien auf. Lehre ist schriftlich festgehalten, nachlesbar. Damit wird der freien Variation der Predigt ein Riegel vorgeschoben. Alles muss sich jetzt an der Lehre, an festen Texten messen lassen. Das hat freilich eine sehr positive Seite. Diese Lehre vermittelt Erkenntnis der Wahrheit und sie soll allen Menschen kundgetan werden (I Tim 2,4). Man hat einen Maßstab, an dem sich das Christentum messen, ein Geländer, an dem es sich halten kann. So wird diese Lehre als heilschaffend (Tit 1,9) oder als unverfälscht (Tit 2,7) gekennzeichnet, und die Christen werden aufgefordert, ihr Herz nicht jedem *Wind der Lehre* (Eph

4,4), nicht jeder fremden Lehre (Hebr 13,9) zu öffnen. Vielmehr wird erwartet, *dass das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade* (Hebr 13,9).

Bleiben und Festhalten an der überlieferten Lehre, das ist jetzt sehr wichtig. Denn es hält zusammen. Es ermöglicht den Christen, dass sie sich immer besser aufeinander abstimmen und aufeinander zu wachsen. Die Lehre wird zur Lebensnorm und damit zum Lebenshalt. Es wird betont: *Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eurer Berufung, ein Gott und Vater aller ...* (Eph 4,4).

Diese neue Lebensnorm ermöglicht es, die Schwärmer als solche näher zu kennzeichnen. Es sind nicht weltliche Gefahren, die drohen, solche sind außerhalb der Kirche. Innerhalb der Kirche sind jene, die Unfrieden stiften, die die Gemeinschaft bedrohen. Sie sagen zum Beispiel, die Auferstehung sei schon geschehen (II Tim 2,11), sie meinen in der Taufe, die Ewigkeit sei also schon präsent, Christus sei immer im Himmel gewesen und nie auf die Erde gekommen, weil das Fleisch Gott nicht fassen kann. Darum suchen sie Christus nur noch im Himmel und entfernen sich immer mehr vom irdischen Leben. Gegen solche Menschen wehrt sich die Gemeinschaft, wie sie sich zu allen Zeiten gegen das gewehrt hat, was sie im Kern bedroht. Ihr Ideal ist das Zusammenbleiben und Zusammenhalten, aber nicht als Selbstzweck, sondern weil das mit der Berufung Gottes zusammenhängt.

3) Der Stabilität der Lehre entspricht die Stabilität der ethischen Normen. Die jungen Christen sehen sich gerufen in den überlieferten Ordnungen zu bleiben. Alles was revolutionär, umgestaltend in der Anfangszeit war, wird zurückgelassen. Die Haustafel (Kol 3,16–4,1) macht das deutlich:

Ihr Frauen, ordnet euch den Männern unter,
ihr Männer liebt eure Frauen,
ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern,
ihr Väter verbittert eure Kinder nicht,
ihr Sklaven seid gehorsam den irdischen Herrn,
ihr Herrn gewährt den Sklaven, was recht und hilfreich ist.

Es ist längst aufgefallen, dass hier der schwächere Teil zuerst angesprochen wird. Man kann dies als unrecht empfinden und vermerken, es wäre sinnvoller gewesen, zuerst die Stärkeren zu erwähnen. Die Ursache des entsprechenden Vorgehens hier ist die Tendenz der Stabilisierung. Be-

stehendes soll geschützt werden. Wer die Unteren ermuntert, drängt mit ihnen auf Veränderung. Das wollen diese Christen nicht. Sie wollen nicht wie Heine *hier auf Erden schon das Himmelreich errichten*, sondern in den vorhandenen Gesetzmäßigkeiten des Lebens, die sie als Minderheit doch nicht ändern können, schön und sinnvoll leben.

Darum gibt es in dieser Zeit auch das erste Gebet für die Obrigkeit *damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen können* (I Tim 2,2). Auch erfahren wir in dieser Zeit von einer kirchlichen Organisation. Es gibt in ihr Presbyter, die später Priester heißen werden, und wahrscheinlich ist einer von ihnen der Aufseher, griechisch *episkopos*. Es gibt Diener, griechisch *diakonoï*, es gibt Witwen, die Dienste in der Gemeinde übernehmen.

Was diese Christen im Einzelnen getan haben, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Am klarsten ist es wahrscheinlich bei den Witwen. Sie pflegten Kranke und beteten relativ oft und lange für die Gemeinde und ihre Glieder. Und weil sie in die Häuser gingen, um Hilflosen beizustehen, wurde von ihnen erwartet, dass sie nicht geschwätzig sind. Insofern sie sich dem Herrn verpflichteten und auf eine weitere Heirat verzichteten, wurden sie von der Gemeinde unterhalten. Aber sie durften in diesem Falle auch nicht mehr heiraten (I Tim 5,3–13).

Vom Aufseher (*episkopos*) und vom Diener (*diakonos*) wird erwartet, dass sie ein Leben führen, mit dem sie auf die Menschen der Außenwelt Eindruck machen. Einige Forderungen seien erwähnt: *nüchtern, würdig, geschickt zur Lehre, nicht gewalttätig, kein Neuling* und: *er muss einen guten Ruf haben bei denen, die draußen sind* (I Tim 3,1–13).

Auch hier merken wir die stabilisierende Funktion: Ehrenmenschen, bewährte Leute mit einem guten Ruf auch bei anderen werden herausgestellt, Leute, die ziehen, attraktiv sind und damit die Gemeinde nach außen richtig vertreten. Neulinge sind in der Gefahr, schnell Eindruck machen zu wollen, wer keinen guten Ruf hat, kann der Gemeinde auch keinen guten Dienst tun.

Wir erkennen, wie sehr diese Gemeinden ihre Aufgaben darin gesehen haben, den Boden unter den Füßen zu sichern. Was nützt es denn, wenn man fulminante Predigten hört, wenn das Gemeindeleben nachher nicht wächst, jeder nur selbst predigen und niemand hören will? Wem ist geholfen, wenn man großartig vom Himmel redet und sich in dieser Welt nicht zurechtfindet? Die Christen sollen sich jetzt und hier bewähren und zwar vor den Außenstehenden. Sie sollen auch nicht nur mit ihnen reden, sondern mit ihnen leben. Mit ihrem Wandel wie mit ihren Argumenten wollen sie attraktiv, missionarisch wirken.

Darum ist auch die Bruderliebe das wichtigste Gebot: *Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben gedrungen sind, denn wir lieben die Brüder* (1 Joh 3,14). Wo Bruderliebe wirklich praktiziert wird, wirkt man vorbildlich und nachahmenswert. Da lohnt es sich nicht nur zu leben, da wollen auch andere an diesem Leben partizipieren. Dies ist zu allen Zeiten die Chance einer kleinen Minderheit. Sie kann wie eine Elite leben.

4) Solche Elite wirkt aber nicht nur attraktiv, sondern für die, die nicht hineinfinden, auch abstoßend. Die Reaktion auf elitäres Leben ist nicht nur Aufsehen, sondern auch Neid und Hass. So kennt die kleine Gemeinde der Christen auch Not und Bedrängnis. Wir wissen, dass die ersten Christenverfolgungen mit Nero begannen, unter Domitian fortgesetzt und unter Trajan auf das ganze Römische Reich ausgedehnt wurden. Die kleine Minderheit war zunehmend bedroht.

Da ist es nur zu verständlich, wenn in solcher Zeit, Sätze festgehalten werden wie: *Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen* (Apg 14,22), oder dass das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld bei Lukas nicht wie bei Matthäus oder Markus enthusiastisch schließt mit: *und bringen Frucht etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig*, sondern mit der Wendung, die einer Aufforderung gleichkommt: *und bringen Frucht in Geduld* (Lk 8,15). Geduld haben diese Christen nötig. Denn sie müssen sich oft gegen den Vater, die Mutter, die Geschwister durchsetzen, wenn sie bei der Gemeinde bleiben wollen. Es zieht sie mit Macht zur Familie, zum normalen Leben. Aber sie halten durch, bleiben geduldig und stärken sich mit dem Jesuswort: *Wer zu mir kommt, und hasst nicht (stellt nicht zurück) Vater, Mutter ... und dazu sein eigenes Leben, kann nicht mein Jünger sein* (Lk 14,25).

So tröstet man sich in dieser Zeit mit dem Hinweis, dass *die gleichen Leiden durch die Welt gehen* (1 Petr 5,9); der Hebräerbrief weist seine Adressaten darauf hin, dass sie doch noch nicht bis aufs Blut widerstanden hätten (Hebr 12,4). Im Hintergrund steht der etwas resignierte Zuspruch nach dem Motto: Es könnte doch noch schlechter gehen. Die kleine Minderheit ist gar nicht geschützt. Will sie am Leben bleiben, dann muss sie zu dem stehen, was sie bisher gehalten hat. Darum die Aufforderung, *sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben* (Offb 2,10).

So erfuhr und erlebte man, dass Erwählung aus der Umwelt Bedrängnis durch die Welt brachte. Man tröstete sich aber nicht des Kreuzestodes Jesu – der galt als Heil schaffend! –, sondern man erinnerte sich der Leiden

Hiobs (Jak 5,11), und so vermochte man als Christ nur dann zu bestehen, wenn man sich um so enger an die Lehre und die Brüder anschloss und in den überkommenen Ordnungen blieb. Gerade das Leiden schweißte noch mehr zusammen.

So sehr das nachträglich einleuchtend und selbstverständlich klingt, so wenig war es für jene Menschen selbstverständlich. Man erlebte es immer wieder, dass, wer mit Gott anfängt, mit Mächten der Finsternis zu tun bekommt. Man kann diesem Kampf nicht entlaufen, allenfalls Gott den Rücken kehren und sich mit den Mächten dieser Welt arrangieren.

Darum kann betont werden, dass das *feste Herz durch Gnade* geschenkt wird, es kann zu Wachen und Nüchtern-Sein aufgerufen werden, denn *der Widersacher der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge* (I Petr 5,8). So anders es diese Christen sahen, das Leben dieser Minderheit verlief nach den ihr eigenen Gesetzen. Zu denen gehört elitäres Bewusstsein, attraktives Wesen, Zusammengehörigkeitsgefühl und Bedrohung von außen.

1) Was können wir aus dieser Darstellung der ersten Christenheit lernen? Wo gibt es Parallelen und Unterschiede zu unserm heutigen Dasein? Eine erste Antwort ist leicht zu finden. Auch wir sind eine kleine Minderheit, und wir haben auch ein elitäres Bewusstsein. Wir bemühen uns, zusammenzuhalten und pflegen gewisse Ordnungen, mit denen wir uns von unserer Umwelt absetzen. Und wenn wir auch meinen, die Ordnungen würden zerbrechen, so sind sie doch so tief in uns eingraviert, dass sie uns noch lange kennzeichnen. Man sehe nur, wie trotz Schwierigkeiten und Engpässen das Demokratische Forum in Siebenbürgen aufgebaut werden konnte und um wieviel mühseliger dies im Banat geschieht, wo die Traditionen fehlen. Und dabei waren wir den Banatern weder an Schwung, noch an Willen voraus. Daran, aber nicht nur daran, erkennen wir, dass wir noch sehr lange von den jahrhundertealten Ordnungen geprägt sind.

Und so wissen wir uns auch in bestimmter Weise in einer Lehrtradition. Was evangelisch, was lutherisch ist, haben wir gelernt. Und es ist uns teilweise zur zweiten Natur geworden. Das braucht man nicht an den jungen Theologiestudenten zu studieren, die von zu Hause oder aus der Umwelt die erhaltene Lehre mitbringen, man kann es an einem ganz säkularen Beispiel deutlich machen: Wir können in unserer Muttersprache nicht den Namen Gottes unnützlich führen. Dazu bedienen wir uns, wenn es sein soll, einer Fremdsprache. Luthers kleiner Katechismus hat sich hierin durchgesetzt. Wir sind darin eingewurzelt, auch wenn es uns nicht bewusst ist.

All das hält uns zusammen. Es hält uns so sehr zusammen, dass immer wieder gesagt wurde, der letzte Schritt der Gemeinschaft ist der der Zerstörung der Gemeinschaft, weil jeder weggehen will, wenn einige weg sind. Wir wissen uns so zusammengehörig, dass wir das Bedürfnis haben, zu folgen, wenn uns Freunde rufen oder vorangegangen sind. Wie die ersten Christen zusammen hielten, so haben wir das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und das in so ausgesprochener Weise, dass wir innerlich fast zerbrechen, wenn wir die Menschen um uns herum vermissen müssen.

Darum sind wir auch so ratlos. Wer sich noch nicht entschlossen hat, wegzufahren, ist in einem stetigen Kampf mit sich selbst. denn einerseits bindet ihn die Tradition an Kirche, Land und Leute, andererseits ruft die Familie, es rufen die Freunde. Die zerbrochene Einheit von Gemeinde und Gemeinschaft zerreißt unsere Herzen. Leider ist dies unvermeidlich. Denn ob hier oder dort, was war, wird so nicht mehr.

Die konkrete Antwort aber auf die Frage, wie wir in dieser Lage von den Christen des 1. Jahrhunderts lernen können, fällt mir nicht leicht. Das darum, weil die Lage der Minderheit damals doch sehr anders war als diese von heute. Das ist hier nicht ausführlich zu beschreiben, würde auch wenig helfen. Nur auf einen Punkt möchte ich hinweisen: Ein solches Zerreißen von Familien, wie wir sie erleben, gab es damals nicht. Zwar haben die ersten Christen auch Familientrennung erlebt, aber sie gingen selber in die neue Gemeinschaft, während wir die Bleibenden sind. Dieser Unterschied zeigt zur Genüge auf, dass wir die Texte des NT nicht direkt auf unsere Lage beziehen können. Aber einiges dürfen wir doch übertragen, z. B. gelten die Worte des Zuspruchs an jene Wenigen doch wohl auch uns: *Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben* (Lk 12,32). Ebenso die Feststellung: *Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen* (Apg 14,22). Gottes Verheißung galt und gilt immer einer Minderheit.

Aber: Interessiert uns das Reich Gottes wirklich an erster Stelle? Geht es uns auch nur vorzüglich darum, ist es nicht so, dass uns vor dem Himmel bewegt, ob wir auch entsprechend beerdigt werden? Man kann es so formulieren: Solange ich befürchten muss, dass mich niemand begräbt, bewegt mich auch der Trost mit dem Himmel nicht. Wer weiß, wie sehr den Menschen die Frage nach einem rechten Begräbnis bewegt, kann ihn darüber nicht hinweg trösten. Ohne richtiges Begräbnis kann sich der älter werdende Mensch auch den Himmel nicht richtig denken. Angesicht dieser Lage kann uns nur helfen, dass wir uns wieder in Pflicht nehmen lassen, aufeinander zu achten, einander zu dienen. Wenn wir so leben, dass wir

attraktiv sind, und das sind wir, wenn wir Bruderliebe üben und einander beistehen, dann wird sich auch jemand finden, der uns zu Grabe trägt.

Es ist mir bewusst, dass diese Aussage verantwortungslos sein kann. Wem Verantwortung übertragen ist, darf nicht so reden, wie ich es eben tat, es werde sich jemand finden, wenn er nicht mit seinem Leben zeigt, dass er alles tun will, damit er jener jemand sein kann, der sich finden lässt. Hier sehe ich also die Aufgabe für uns alle, auch für mich. Wir, im besonderen wir, die wir hier versammelt sind, sind gerufen, so zu leben, dass wir die begründete Lebensangst unserer Jugend und unserer Alten auf-fangen. Können wir das nicht, dann sind wir nicht mehr die Schar der Aus-erwählten Gottes, sondern ein Haufen verzweifelter, desorientierter Leute, die sich in den von Gott gewirkten Gegebenheiten nicht mehr zurechtfin-den, und dann auch nicht mehr Kirche Gottes. Dann hat die Evangelische Kirche, die sich stolz *ecclesia dei nationis saxonicae* nannte, schon aufge-hört, auch wenn es sie noch gibt.

Wenn wir aber, jeder an seiner Stelle, an der er ist, das anpackt, was ihm Gott vor die Füße legt, und aus Glauben heraus christlich lebt und dient, dann müssen wir uns um die Gemeinschaft auch als Kirche, sogar als kleinste Minderheit keine Sorgen mehr machen. Dann sorgt Gott für seine Erwählten, natürlich wieder durch Menschen, aber auch durch Ver-hältnisse.

Und weil gerade die Frage, ob wir etwas aus Glauben heraus tun wollen oder nicht, nur jeder für sich entscheiden kann und zwar durch sein Leben, nicht allein durch seine Vorsätze, darum wissen wir nicht, was aus dieser Kirche wird. Aber das ist nicht nur ein Defizit. Kinder Gottes können zu Gott aufschauen und von ihm Hilfe erwarten, die nicht vorhersehbar ist. Kinder Gottes können sich für die Schwestern und Brüder einsetzen und ihnen Hilfe bringen, ihre Lebensangst mit tragen und darum vermindern. Kinder Gottes können Gott ein Chance geben, aus ihrem Leben etwas zu machen und zwar hier und in Ewigkeit.

Geliebte, wir sind nun Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar ge-worden, was wir sein werden.

Gebet (1991)

Hilf, Herr Gott,
denn nur du kannst helfen.

Du hast aus unserer Kirche
einen Haufen von Elenden gemacht,
hast zugesehen, wie sie weggingen
und uns daließen.

Eine kleine Gruppe,
viel zu wenige,
muss viel zu vieles tun,
alles ist aus den Fugen geraten.

Und du siehst zu,
wie unsere Kräfte schwinden,
wie wir uns streiten über den rechten Weg,
Verkehrtes beginnen, Falsches tun.
Hilf, Herr, wir können nicht mehr.

Wir sind längst am Ende,
bloß machen wir uns etwas vor,
wollen feststehen, festhalten
und wanken doch ständig,
fallen immer tiefer.

Keiner weiß das Rechte,
alle suchen und irren umher,
jeder auf seine Weise,
und kann nicht mehr.

Hilf, Herr,
wir versinken.

Eröffnete Zukunft

Wort zum Sonntag*

Wir haben ein Neues Jahr begonnen. Es liegt wie ein großes schneebedecktes Feld vor uns. Wir wollen es durchschreiten. Hoffnungen und Sorgen mischen sich, wenn wir daran denken, was wir dabei erleben werden. Sie sind geprägt von dem, was uns bis hierher widerfuhr, was wir in unserem Umfeld sahen, was mit uns und aus unsern Nächsten wird. Über all dem aber sollten wir nicht vergessen, dass die ersten Tage des Jahres darin einmalig sind, dass wir eine offene Perspektive haben. Im Laufe des Jahres haben wir sie so nicht mehr, allenfalls bei Jubiläen kehrt sie in ähnlicher Weise wieder. Wir haben die Chance nach vorne zu sehen. Eröffnete Zukunft.

Ist sie wirklich eröffnet? Bedrückt uns nicht alle unsere Lage, die so oft mit den Worten: *Es gibt für mich keine Zukunft mehr* ..., gekennzeichnet wird? Wenn wir ein wenig darüber nachdenken, wird uns bewusst, dass für uns Zukunft mehr sein kann als Leben. Wenn ich z. B. eine erfreuliche Entwicklung voraussehen kann, wenn ich erlebe, wie Kinder heranwachsen und sich in ihrer Umwelt zurechtfinden, kann ich getrost sterben. Aber ich sterbe unruhig, wenn ich für die Familie, für die Kinder schwere Zeiten kommen sehe. Wenn ich kleine Kinder habe, kann ich Zukunft für sie nur sehen, wenn es für alle, auch für mich, erträglich ist. Denn ich bin verantwortlich für diese Kinder, sie können noch nicht ohne mich bestehen, ich darf sie nicht ihrem Schicksal überlassen.

Eröffnete Zukunft ist somit erschlossene Zukunft, sonst ist Zukunft keine Zukunft, sondern nur vor mir liegende bedrohliche Zeit. Und Hoffnung kann stärker sein als der Tod. Das haben wir in jenen Dezembertagen 1989 erfahren, wir sehen es in den Dokumentarfilmen jener Zeit immer wieder.

Wir lesen im Neuen Testament: *Wer den Sohn hat, der hat das Leben* (I Joh 5,12). Gemeint ist: Wer zum Glauben gekommen ist, hat Perspektive, ihm wurde echte Zukunft eröffnet. Auch Not und Tod können daran nichts ändern. Denn diese Zukunft wird nicht von irdischen Entwicklungen bestimmt, geht also auch nicht mit weniger guten Tagen zu Ende. Niemand kann sie nehmen. Es ist endgültige Zukunft, wirkliches Leben.

* Erschienen in der ADZ (Allgemeine Deutsche Zeitung) vom 4. Januar 1992.

So wollen wir zu Beginn dieses Jahres daran denken, dass uns nicht nur Zeit gegeben, sondern mit Jesus echte Perspektive eröffnet wurde. Wir haben Zukunft. Wer glaubt, wird leben. Auch wenn er stirbt. Denn er geht in Gottes Zukunft ein.

Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages^{*}

[...] Die Wende hat für die Gemeinschaft donauabwärts schwere Folgen gehabt. Sie wurde sehr rasch viel, viel kleiner. *Eine ganze Kirche wandert aus* lautete die Überschrift in einer Zeitung, *das Ende als Gegenwart* war die Schlagzeile an anderer Stelle. Von solchen Ereignissen bewegt, hatte ich mir vorgenommen, Euch den Ausspruch aus Meschendorfers *Siebenbürgischer Elegie*: *ach, schon ist es September* auszulegen, zumal der September vor der Tür steht. Ich dachte auch daran, die Erstfassung dieses Spruches: *ach, schon ist es November* auf unsere Lage zu beziehen. Ich wollte Euch von den wunderbaren, den warmen Farben der Blätter im Herbst erzählen, die im Schein der Abendsonne einen ganz besonderen Lichteffect hervorrufen, kurz bevor sie fallen, und damit im Zusammenhang Euch die Bitte vortragen: Lasst uns den warmen Glanz der untergehenden Abendsonne und damit die kleine leise Hoffnung, dass nach einer langen dunklen Nacht ein neuer Tag beginnt.

Aber je mehr ich das Bild verinnerlichte und die Ereignisse der Gegenwart mitbedachte, wurde mir deutlich, dass wir nicht mehr im Herbst, auch nicht im November, nicht in der Abendsonne leben. Die Zeit ist fortgeschritten. Wir sind längst in den Winter, in die Nacht gekommen. Aber es scheint mir heute, als sei die Nacht nicht so lange und nicht so dunkel, der Winter nicht ein einziger Frost. Gewiss, wir gehen durch die Nacht, aber ich habe den Eindruck, als seien die ersten Strahlen der Morgenröte erkennbar. Der große Sog der Marktwirtschaft und der allgemeinen Menschenrechte weicht langsam einem anderen: Der Osten lechzt nach Wirtschaftsinitiativen, nach Menschen, die etwas aufbauen wollen, und dieser Sog wird immer gewaltiger werden. Mag darum der völkerwanderungsähnliche Drang nach dem Westen noch anhalten, er wird sehr bald einem Drang in umgekehrter Richtung weichen. Die Zeit der Flucht nach dem Westen wird vorübergehen, der Osten wird das große Potential der westlichen Wirtschaft wie ein starker Magnet anziehen.

Darum erscheinen uns, die wir dort leben, die Perspektiven besser als vor einem Jahr, auch wenn die Situation selber durch die Abwanderung

^{*} Aus einer Rede am Heimattag der Hermannstädter in Dinkelsbühl am 26. August 1991.

sehr viel schwerer ist. Mindestens mit demselben Recht, wie man früher pauschal gesagt hat, dass 80 % ausreisen wollen, darf man heute feststellen, dass wahrscheinlich 20 000–25 000 Sachsen in Siebenbürgen längere Zeit bleiben werden. Das ist nicht meine Schätzung, sondern wird von allen gesagt, die sich auf Schätzwerte einlassen. Dass die meisten Alte sind, ist uns sehr bewusst, auch dass in sehr vielen Gemeinden das Gemeinschaftsleben, das unsere Leute prägte, nicht mehr möglich sein wird. Was wird, wollen wir dem Herrn der Geschichte überlassen. Es wird sowieso anders kommen, als wir meinen.

Aber es scheint mir auch die Zeit gekommen, dass wir alle neu überlegen, was aus uns, aus unsern Erwartungen geworden ist und was wir in der Zukunft tun sollen. In diesem Zusammenhang bitte ich Euch, neu zu überlegen, ob es sich nicht lohnt, in die Heimat zurückzukehren. Ich möchte dazu weder werben, noch aufrufen. Beides kann und darf ich nicht. Denn ich kann die Verantwortung für Euer Leben nicht übernehmen. Aber neu nachdenken, das können und sollten wir wieder.

Das Leben bei uns wird noch längere Zeit schwer und mühsam sein, aber es hat sich noch immer zu kämpfen gelohnt. Es geht bei uns viel, viel langsamer als in der damaligen DDR. Aber es geht aufwärts. Nicht ohne Rückschläge, aber aufwärts. Die Sonne zeigt ihre ersten warmen Strahlen, auch wenn noch Dunkelheit und Frost herrschen. Das Land, unsere Gemeinschaft, unsere Kirche braucht Menschen, wie Ihr es seid. Es rufen Euch die Gipfel der Karpaten mit den duftenden Alpenrosen, die Wälder und die blumengeschmückten Wiesen, die Ortschaften, Euer Gotteshaus, kurz die Heimat. Ich mache Euch und mir keine Illusionen. Es ist und bleibt schwer. Wahrscheinlich ist auch die Rückkehr in einzelne Dörfer unmöglich. Aber es ist die Zeit gekommen, in der wir neu überlegen, neu prüfen können. Der Wohlstand ist nicht das Einzige, wiewohl er schön ist. Auch das Reisen füllt unsere Seele nicht ganz aus, so sehr ich jedermann wünsche, er sollte nach Herzenslust reisen können. Das Neue in unserer Situation ist, dass die Lebenswege mindestens für diesen oder jenen umkehrbar sind. Wir dürfen wirklich neu überlegen, vielleicht auch testen oder probieren. Man muss ja auch nicht einmal mehr die deutsche Staatsbürgerschaft abgeben. Es ist alles so wunderbar, so faszinierend und darum auch so aufregend anders. Und in all dem und in vielem anderen erkennen wir die ersten Strahlen der Morgenröte. Das Eis der frostigen letzten 40 Jahre beginnt zu schmelzen. Wir haben erste Lichtblicke. Wir merken, dass wir mit ganz Europa, dem Westen wie dem Osten, dem Osten wie dem Westen, in eine neue Zeit gehen. Wir sehen mit Staunen und Erwartung dem Tag entgegen.

Siehe, ich bin bei euch alle Tage

Predigt*

Das Thema unseres heutigen Abends ist angelehnt an den Schluss des Matthäusevangeliums. Der großen Verheißung: *Siehe ich bin bei euch alle Tage*, geht die Anweisung des Auferstandenen voraus: *geht hin ...* Gemeint ist: Wirkt in meinem Namen, sagt die Frohe Botschaft allen Menschen, die ihr erreicht.

Wahrscheinlich liegt unser innerlicher Unmut, unser Bangen, unsere Zaghaftigkeit daran, dass wir nicht in genügender Weise begreifen, was es heißt, wenn Jesus sagt: *Siehe ich bin bei euch alle Tage ...* Denn wenn wir diese Zusage innerlich begriffen, wirklich verstanden haben, dann ergibt sich die Sache, die von uns erwartet wird, nämlich die Gute Nachricht weiter zu sagen, von selbst.

Überlegen wir ein wenig. In den letzten zwei Jahren hat sich bei uns etwas Unvorstellbares zugetragen. Es ist heute noch so aufregend, dass wir gut tun, täglich die Nachrichten des In- und Auslandes zu verfolgen. Nahezu jeden Tag fallen wichtige Entscheidungen. Und wie viele sind bereits gefallen? Unsere Reihen sind dünner geworden. Äußerlich hat sich vieles verändert. Aber haben wir bei all diesen Ereignissen an das Wort Jesu gedacht: *Siehe, ich bin bei euch alle Tage ...*? Rechnen wir konkret damit, dass Gott, dass Christus bei uns ist? Wir haben viele Ängste zu spüren bekommen. Ist uns dabei das Wort Jesu eingefallen: *Siehe, ich bin bei euch alle Tage*? Wenn man sich ein wenig genauer überlegt, was bei uns geschehen ist, kann man nur den Kopf schütteln, weil man den Eindruck hat, Gott sei westwärts gezogen, er sei dort mächtiger, seine Ordnung sei dort deutlicher zu spüren. Das ist die Grundvoraussetzung vieler Menschen bei uns auch heute noch, nicht nur der Auswanderungswilligen. Aber nicht nur denen im Westen, auch uns gilt das Wort: *Siehe, ich bin bei euch ...* Es geht mir nicht darum zu werten oder gar abzuwerten, es geht mir einzig und allein darum, dass wir begreifen, was es heißt: *Siehe ich bin bei euch alle Tage ...* Mancher Pfarrer, der ausgewandert ist, hat gesagt: *Gott ist überall, mein Dienst wird überall gebraucht*. Richtig. Aber warum dann

* Gehalten im Rahmen der ökumenischen Gebetswoche am 20. Januar 1992.

nicht auch hier? Wenn Christus überall ist, kann er auch hier sein, wird er auch hier sein. Aber nochmals, es geht mir nicht um Wertung, sondern um Werbung, um Werbung für sein Wort und sein Verständnis: *Siehe, ich bin bei euch alle Tage.*

Das bedeutet zunächst: Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Aber da kommt gleich die Gegenfrage. Darf man so etwas einfach sagen? Vielleicht fragt sich mancher, ob die Kirche weiß, was sie sagt, wenn sie davon spricht, dass wir uns keine Sorgen machen müssen. Ich glaube, wir wissen es. Wer wirklich davon und damit lebt, dass Christus unser Leben bestimmt, muss sich keine Sorgen machen. Es war für mich überraschend zu hören, wie unser Premierminister seine Probleme angehen will: Er lässt Tests machen, wo die sozialen Nöte unerträglich sind. Und dann werden Hilfsprogramme initiiert, die Minimalbezüge sichern. Das zeigt, dass schon der Staat dafür sorgt, dass wir nicht verhungern, nicht erfrieren. Dies unterstützt Jesu Wort: *Ich bin bei euch alle Tage*, woraus sich ergibt, dass wir keine Angst haben müssen. Wo Jesus hinführt, geht es natürlich immer auch in Not, in Kreuz, man bekommt in der Gefolgschaft Jesu weder immer die Ehre, die man erhofft, von der man meint, dass sie einem zustehe, noch all das, was man meint, zum Leben unbedingt haben zu müssen. Der Weg Jesu ist ein Wanderweg *per pedes apostolorum*, nicht *per mercedes episcoporum*. Die Jünger Jesu sind wirklich zu Fuß gegangen und hatten nur das Allernotwendigste bei sich. Sie gingen in der Gewissheit, dass Jesus bei ihnen ist und sie nicht hungers sterben werden, auch wenn sie mehrere Tage hindurch fasten mussten, wenn niemand sie in sein Haus aufnahm.

Gewiss, das ist keine Reklame für unser Leben. Aber unsere Sorge beginnt ja schon, wenn es nur ein wenig abwärts geht. Aber gerade hier gilt: *Ich bin bei euch alle Tage* ... Keine Angst also, Jesus verlässt uns nicht. Und mehr als das, was wir wirklich brauchen, müssen wir doch nicht haben. Wir werden dazu in misslicher Lage Hilfe empfangen – von der Kirche, von kirchlichen, aber auch von unkirchlichen Nachbarn. Manchmal führt der Weg Jesu auch an der Kirche vorbei, wenn jene, die sich als seine Diener bezeichnen, nicht das tun, was er will. Er kann auf viele Arten helfen.

Aber auch für die Kirche müssen wir uns keine Sorgen machen. Ihr wird geholfen werden. Wir haben so viele Freunde, dass wir ihnen nicht einmal allen zu Weihnachten schreiben können. Sie helfen gerne. Aber sie wollen, dass wir auch etwas tun, nicht nur verwöhnt werden. Sie werden uns nicht allein lassen. Denn Jesus lässt uns nicht allein.

Darum keine Sorge. Der Herr ist bei uns alle Tage. Das bedeutet nicht, dass uns alles gelingt, wohl aber, dass wir gehalten werden, vielleicht sogar im Sturz, aber gehalten. Wir werden nicht versinken. Wir werden nicht verderben. Denn er ist bei uns. Alle Tage. Auch an unserm letzten. Und bis ans Ende der Erde.

Wir hören das Wort von diesen Gedanken her neu:

Siehe ich bin bei euch alle Tage.
Ich verlasse dich nicht,
nie.
Auch nicht in deiner Einsamkeit,
in deiner Angst, in deiner Sorge
um den morgenden Tag.

Ich bin bei dir
und helfe dir.
Ich stärke dich
und trage dich,
dort wo es am schwersten ist.

Ich stehe dir bei
in Bitternis und Verachtung,
ich Sorge für dich
jeden Tag neu
auch in der schwersten,
der letzten Stunde
und lange, lange darüber hinaus.

Siehe, ich bin bei euch alle Tage, das dürfen wir hören, zu Herzen nehmen und weitergeben. In seiner Nähe gestalten wir fröhlich unser Leben und haben Hoffnung, weil er uns in seine Zukunft führt.

Sorget nicht

(Herbst 1992)

Ihr sollt nicht sorgen und sagen:
Was werden wir essen,
was werden wir trinken,
wohin werden unsere Kinder in die Schule gehen,
wie wird unser Alter aussehen?

Seht euch um,
es wird ja nicht immer schlechter.
Gott hat einen neuen Anfang gesetzt,
auch für uns.

Vögel sterben aus,
Bäume verdorren,
die Luft ist verschmutzt,
wir reden vom Weltende.

Aber es geht weiter,
trotz aller Kassandrarufe.
Gott erhält die Welt
und euer Leben.

Seht auf Gott,
blickt zum Himmel
bei Tag und bei Nacht.
Er lässt seine Sonne scheinen
und seinen Mond leuchten.
Er trägt unser Leben.

Sollte er nicht auch euch tragen,
o ihr Kleingläubigen?
Lasst doch Gott an euch wirken.
Er führt euch so,
dass ihr rückblickend staunt.

Unsere Kirche im Jahr 1993 – eine Reflexion

(Dezember 1992)

Als ich 1988 die Studenten erstmals aufforderte, auf das Jahr 1993 zu blicken, führte ich aus:

- bis dahin wissen wir, ob sich Gorbatschow durchsetzt,
- dann beginnt das westliche Europa zusammenzuwachsen,
- dann haben wir eine andere Kirchenleitung,
- dann wissen wir, was aus unserer Kirche wird, weil 1994 eine Landeskirchenversammlung bevorsteht.

Dass es relativ rasch danach zu einem Zusammenbruch kam, konnten wir nicht ahnen, niemand hat es vorher gewusst. Damit ist aber klar geworden: Gorbatschows Weg hat sich durchgesetzt.

Im Hinblick auf die Landeskirchenversammlung 1994 haben wir Mädchen zum Theologiestudium 1989 aufgenommen. Das Landeskonsistorium hat diesen Vorschlag damals akzeptiert in dem Wissen, dass die meisten der damals Verantwortlichen dann nicht mehr in jener Stellung sind. Das Jahr 1993 muss uns hierin einer Klärung näher bringen, damit sie 1994 beschlossen werden kann.

Wir stehen heute ganz anders da als 1987 oder 1988, und es ist gut, dass wir betend drei Jahre über die Revolution hinaus denken konnten.

Was können wir für 1993 voraus denken? Zunächst: Ich glaube nicht, dass die jetzige Regierung dieses Jahr 1993 übersteht. (*diese Prognose hat sich nicht verwirklicht*). Das bedeutet freilich, dass es noch eine ganze Zeit bergab gehen muss, sonst kippt keine Regierung. Sie wird alles versuchen, um zu überleben und darum alle wichtigen Entscheidungen hinausschieben. Aber das geht nicht auf Dauer. Vorläufig müssen wir uns darauf einstellen, dass es noch bergab geht.

Auch in unserer Kirche wird es 1993 noch bergab gehen. Es wird noch mancher auswandern. Und wenn man auch wird sagen können, dass mehr als die Hälfte der heute in Hermannstadt lebenden Deutschen bleiben wird, ist damit nicht gesagt, dass nicht noch mancher, der unsere Gemeinschaft getragen hat, weg zieht. An schmerzlichen Abschieden und schweren Stunden wird es 1993 manche geben.

Aber ich sehe das Jahr 1993 auch als ein Jahr an, das uns mehr Boden unter den Füßen bringen wird als die letzten drei. Wir haben uns auch an das Abschied-Nehmen gewöhnt. Wir werden 1993 wieder besser planen

können. Wichtig scheint mir, dass wir, mehr als wir es bisher taten, lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und, wo es möglich ist, Eigeninitiative entwickeln.

Ich sehe, dass die Studenten viel sensibler reagieren als wir. Das ist normal. 1990 hatte jemand im Februar gefragt: Wenn es im Herbst keine Studenten mehr gibt, was geschieht? Es sah damals so aus. Wie sieht es heute aus? Wir haben nicht viele eigene Studenten, aber die Auswärtigen haben unser Leben bereichert, natürlich auch sehr verändert. 1993 wird im Herbst für unser Institut zu einem Gradmesser: Wer wird Theologie studieren wollen von unsern Leuten? Daran wird sich für unser Institut viel entscheiden, wenn auch nicht alles.

Ich sehe jetzt ein neues Ziel: Sommer 1994. Dann wird wohl darüber entschieden, was aus diesem Institut wird, dann geht der letzte größere Jahrgang ab. Wird die Kirche dann so weit sein, attraktive Stellen für unsere jungen Leute anzubieten? Wird es möglich sein, möglich werden, dass sich jeder einbringt in die gewandelte Kirche, dass wir in ihr Heimat finden?

Mit solchen Fragen gehen wir ins Neue Jahr. Es wird für uns alle ein Jahr sein, das wir unter Gottes Geleit gehen. Und am Ende werden wir sehen, wohin er uns geführt hat.

Advent 1992

Du bist klein geworden
Gemeinschaft der Sachsen:
bist keine Kerze,
die leuchtend vergeht.

Bist du das Weizenkorn,
das sterbend keimt?
Ahnst du den Halm,
ersehnst du die Frucht?

In finsterer Nacht
ein heller Stern.
Es weihnachtet.
Advent.

Einleitung

Man kann unser Thema vom sprachlichen biblischen Befund her angehen, indem man die entsprechenden Wörter der hebräischen oder der griechischen Sprache näher betrachtet und von da aus Folgerungen für unser Verständnis heute zieht. Mir scheint dieser Weg für unsere Problematik zu umständlich, weil unser Verständnis von *Volk* und *Nation*, wie zu zeigen sein wird, mit dem aus den entsprechenden Wörtern zu Erhebenden nur sehr begrenzt vergleichbar ist. Darum wähle ich den umgekehrten Weg und versuche zuerst zu formulieren, was ich unter Volk und Gottesvolk verstehe, und befrage von solchem Verständnis her die Bibel, um auf diese Weise dem gestellten Thema gerecht zu werden. Ich lege also unser Sprachverständnis und unser Wortfeld an die entsprechenden Begriffe an, um auf unsere Fragen eine Antwort zu erhalten. Es geschieht in dem Bewusstsein der Andersartigkeit der biblischen Gedanken- und Aussagewelt, was bedeutet, dass wir die Aussagen der Bibel immer wieder neu in unsere Welt über-setzen, um-setzen müssen.

Unter *Volk* verstehe ich die Gemeinschaft von Menschen, die a) dieselbe Geschichte durchlebt haben, auch wenn diese nicht jeden, auch nicht jede Gruppe dieser Gemeinschaft direkt und in der gleichen Weise betraf, b) die sich mit derselben Kultur identifizieren, es sei in Sitte, Brauchtum, aber auch in Kunst und Sprache und die c) in einem beschreibbaren Lebens-

* Vortrag gehalten am 16. Februar 1993 anlässlich einer gemeinsamen Theologentagung des Gustav-Adolf-Werkes und des Martin-Luther-Bundes in Eisenach, abgedruckt in: *Lutherische Kirchen in der Welt* 41, 1994, S. 73–85 (gegenüber der damaligen Erstveröffentlichung wurde geringfügig korrigierend in den Text eingegriffen). Diese Studie spricht nicht von der Hoffnung, ist aber aus zwei Gründen in diese Sammlung aufgenommen: a) weil sich in der Art der Darstellung bereits zeigt, wie sehr wir uns bereits auf tragendem Boden wussten und b) weil die ganze Sammlung von Beiträgen immer wieder Volk und Kirche zusammen sieht. Die hier vorgenommene Differenzierung ist zur Klärung der Position des Referenten wichtig. Anlässlich dieser Tagung wurde ich gefragt, wie ich die Lage unserer Kirche einschätze und habe dort erstmals davon gesprochen, dass wir bis dahin wie Abraham auf Hoffnung gegen die Hoffnung hofften (vgl. Röm 4,18), jetzt aber sagen können: *Sara ist schwanger*. Auf diese Aussage beziehen sich zwei spätere Texte.

raum wohnen. Gerade die Geschichte des Volkes Israel zeigt, dass die Zugehörigkeit zu diesem Volk nicht an den gleichen Lebensraum gebunden sein muss, dass auch die Kultur relativ stark variieren kann, aber zu diesem Volk gehört dann doch nur, wer sich mit der Geschichte dieser Menschengruppe seit Abraham identifizieren kann und dem Gott Israels gehorsam zu sein willig ist. Dass heute *Israel* neu beschrieben werden muss, sei hier nur angedeutet.

Dieser so gefasste Begriff des *Volkes* gehört zu den Schöpfungsordnungen Gottes, d.h. zu den Gegebenheiten, in die wir hinein geboren werden und in die wir durch unsere Geburt hinein genommen sind, ganz gleich, wie wir uns dazu verhalten. So wie wir uns Vater und Mutter nicht wählen können, können wir uns die Volkszugehörigkeit nicht aussuchen. Man kann zwar ein Angehöriger eines Volkes durch Wahl sein, wie man Wahleltern haben kann, aber das hebt die grundsätzliche Bestimmung des Menschen, durch Geburt Teil einer Gemeinschaft, eines Volkes zu sein, nicht auf.

Unter *Gottesvolk* verstehe ich hingegen eine Gemeinschaft von Menschen, die durch die Erwählung Gottes zu dieser Gemeinschaft gehören, und die durch Zutritt zu ihr, nicht durch Geburt, sondern durch eigenen Entschluss erfolgt ist, man könnte auch sagen durch Wiedergeburt, durch die Taufe, auf jeden Fall aber durch eine menschliche Antwort auf Gottes Erwählung. Israel ist in diesem Sinne Volk und Gottesvolk zugleich, weil man zwar durch Geburt zu Israel gehört, aber erst dann wirklich Israelit ist, wenn man sich beschneiden lässt.

Versteht man aber das *Gottesvolk* als Gemeinschaft von Erwählten, die ihre Erwählung bewusst angenommen haben, dann gehört dieser Begriff zu den Erlösungsordnungen. Es ist gewiss nicht zufällig, dass wir in unserem Glaubensbekenntnis die Kirche innerhalb der dritten Artikels *bekennen*.

Freilich ist die hier vorgenommene Systematisierung uns als Gliedern der Kirche heute eigen, sie ist nicht biblisch. Die Bibel kann, wie zu zeigen sein wird, nicht in derselben Weise zwischen Volk und Gottesvolk unterscheiden, wie wir es eben getan haben. Es wird sich allerdings auch zeigen, dass auf Grund der Aussagen der Bibel in dieser Weise verantwortlich gedacht werden kann, weil einzelne Elemente dieses Verständnisses in der Bibel zu finden sind.

Dafür möchten ich zunächst auf drei Texte hinweisen, die allgemein vom Werden der Völker sprechen, und die in das Schöpfungshandeln Gottes eingeordnet werden müssen:

a) 1. Mose 10 berichtet davon, wie die Völker der Erde entstehen. Das Werden derselben wird im Rahmen eines Stammbaumes beschrieben, die Entstehung der Völker also wie das Werden einer Großfamilie gedacht, in der sich dann die kleineren Familien durch Generationsablösung teilen. 1. Mose 11 lässt diese Völker-Familien, die nach der Meinung der Berichtenden zunächst die gleiche Sprache redeten, durch Gottes Strafe auch zu Völkern verschiedener Zunge werden. Aber daran liegt dem Bericht 1. Mose 10 zunächst noch nichts. Entstehung des Volkes wird als Auseinandergehen der jüngeren Familien verstanden. Volksentstehung gehört somit zu einem Prozess, der in die Schöpfungsordnungen gehört. Es ist, so würden wir sagen, natürlich, dass Völker entstehen, genauso natürlich wie es ist, dass Geschwister nach einiger Zeit eigene Familien gründen.

b) Schon sehr viel differenzierter spricht 5. Mose 32,8 von dem Werden der Völker. Der Text ist nicht ganz gesichert, aber mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rekonstruieren: *Als der Höchste ('eljon) die Völker (gojim) verteilte, als er die Menschenkinder aussonderte, da legte er die Grenzen der Völker (ammim) fest nach der Zahl der göttlichen Wesen, denn Jahwes Losanteil ist sein Volk und Jakob ist sein Erbanteil.* Wir registrieren zunächst die Entstehung der Völker als Akt des Höchsten, des Schöpfergottes. Diese Völker werden hier *Heiden (gojim)* genannt. Wo aber von der Festlegung der Grenzen, der Abgrenzung die Rede ist, da steht für Völker das andere Wort, nämlich *ammim*. Das ist offensichtlich nicht zufällig. Jetzt ist Israel schon in der Reihe der *Völker* mitgemeint und darum können sie nicht *gojim* genannt werden. Diese Völker werden den *göttlichen Wesen*, den *b'ne 'el*, zugewiesen. Und in dieser Zuweisung wird Jahwe als Erbteil, als Zuteilung Israel zugesprochen. So kommt es zur Verbindung zwischen Jahwe und dem Gottesvolk, das hier *sein Volk (ammo)* genannt wird. Sehen wir den Text in seiner Gesamtheit, dann ist zunächst im Rahmen der Schöpfungsordnung des Höchsten, des Weltenherrs von vielen Völkern und vielen Göttern die Rede. Dann wird Jahwe mit Israel, seinem Volk zusammengesehen, es wird von einer Zuweisung, von einem Besitzanteil gesprochen. Israel entsteht als Israel und als Volk Jahwes somit aufgrund einer Zuweisung des höchsten Gottes, der Jahwe an Israel und Israel an Jahwe bindet. Es ist aber keine natürliche, selbstverständliche Ordnung, das Geschehen ist ein Willensakt, eine Zuweisung. Hier ist deutlich ausgesprochen, dass die Existenz der Völker an sich der Schöpfung eigen ist, das Eigentliche eines Volkes aber, und somit auch jenes Israel, sich einem Geschehen verdankt. Zwischen Volk, wie es die vielen Völker sind, und dem Gottesvolk wird sehr deutlich unterschieden.

c) Das ist Apg 17,26 dann schon wieder nicht mehr so differenziert gesehen. Der Vers sei zitiert: *Er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgelegt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen.* Auch hier liegt, wie in 1. Mose 10, Schöpfungstheologie vor, die gar nicht von Völkern, sondern nur von Menschen in ganz bestimmten Gebieten spricht, wobei man an Völker und Volksgrenzen denken muss. Das einzige für uns in diesem Zusammenhang Wesentliche ist, dass Gott durch sein Tun die Völker entstehen lässt.

Wie bereits 5. Mose 32 sichtbar wurde, hat Israel nur zwischen sich als dem Volk Jahwes und den anderen Völkern (*gojim*) unterschieden. Das ist antike Sehweise. Auch die Griechen haben zwischen sich und den Barbaren differenziert, die Römer zwischen Römern und Nichtrömern. Das Dankgebet von Thales (Diog Laert I 7,33), dass er als Mensch, nicht als Tier, als Mann nicht als Frau, als Grieche, nicht als Barbare geboren worden sei, ist ganz ähnlich von R. Jehuda und R. Meir (2. Jh.) überliefert, die dafür dankbar sind, dass sie nicht als Heide, Frau oder Ungebildeter, d. h. die Tora nicht kennend, leben dürfen. Das allen Völkern der Antike, und nicht nur der Antike, gleiche Denkmuster ist, dass zwischen dem eigenen Volk und den anderen ein Unterschied besteht, der grundsätzlicher Natur ist. Zwischen den einzelnen Völkern wird, wo einmal dieser Unterschied gemacht wird, nicht differenziert. Das bedeutet nicht, dass damit das eigene Volk immer positiv gesehen werden muss, die fremden Völker negativ. Bei den Griechen haben zunächst die Sophisten die grundsätzliche Gleichheit der Menschen ausgesprochen, die Stoa, die *barbarischer Herkunft* ist, konnte sehr wohl die Bildung anderer Völker der Griechen vorziehen. Und dasselbe ist in Israel geschehen. Nicht nur der ausländische Hiob wird zum Beispiel frommer Haltung Jahwe gegenüber, auch die Propheten weisen immer wieder darauf hin, dass Dinge in Israel geschehen, die bei den Heiden nicht denkbar sind. Grundsätzlich aber bleibt es bei dieser Einteilung: unser Volk mit seinem Kulturkreis, seiner Bildung, seinem Glauben und die anderen Völker, also: wir und die anderen.

An dieser Stelle sei mir ein Seitenblick gestattet: Bis auf den heutigen Tag ist diese Sichtweise weit verbreitet. Wann sich hier ein Bewusstseinswandel ereignet hat, wage ich nicht zu vermuten. Die Wurzeln dürften im Christentum liegen, man kann sie in der Zeit kurz nach Konstantin, im Mittelalter, in der Reformation, in der Neuzeit und in der Zeit des Ökumenismus finden. Tatsache ist bloß, dass weit mehr Menschen als wir meinen, die Andersartigkeit, das Fremde eines anderen Kulturkreises als

für sie bedrohlich und darum als böse ansehen, auch wenn sie zuweilen diesen oder jenen Zug der Fremden positiv bewerten, weil sie selbst an dieser Stelle Korrekturen an der eigenen Gesellschaft anbringen wollen. Wir müssen auf dieses Problem noch zurückkommen.

Bevor wir nun die Aussagen des AT und des NT gesondert betrachten, kurz eine kleine Zusammenfassung: Die Antike macht einen großen Unterschied zwischen dem eigenen Volk und den anderen Völkern. Die Bibel führt das Entstehen der Völker auf den Schöpfergott zurück, nach 5. Mose 32 ist die Zuweisung Israels an Jahwe ein von der Schöpfung gesonderter Akt. Zum Gottesvolk zu gehören, ist also keine natürliche Sache. Darum kann vom Ansatz her zwischen *Volk* und *Gottesvolk* unterschieden werden, auch wenn diese Unterscheidung zunächst auf gemeinantiken Voraussetzungen beruht. Sie kann mit neuen Inhalten gefüllt werden.

Das Verständnis des Gottesvolkes im Alten Testament

Israel hat sich als Volk Jahwes verstanden. In der sogenannten Bundesformel, die in die Worte zusammengefasst werden kann: Israel ist Volk Jahwes und Jahwe ist der Gott Israels (vgl. 5. Mose 25,17f) ist die enge Verbindung zwischen beiden ausgesprochen. Dieses Volk versteht sich als von Jahwe erwählt und zwar – das wird ausdrücklich betont (5. Mose 7,7) – nicht auf Grund irgendwelcher Vorzüge, sondern aus Zuwendung, *weil ihr das kleinste Volk seid*. Es wird als Volk des Eigentums bezeichnet (5. Mose 7,6; 14,2) in derselben Weise, wie Israel den Landanteil als Eigentum erhält. Israel ist also der Meinung, dass es als Volk diesem Gott gehört, keineswegs wie ein Sklave dem Herrn, aber so wie der Grund dem Bauern. Zur Erwählung gehört das Erbarmen. Nach Hesekiel hat Jahwe Israel in Ägypten erwählt (Hes 20,5); Hosea vergleicht die Beziehung Jahwes zu Israel mit einer Ehe (Hos 2,4ff). Der entscheidende Gesichtspunkt ist der der Liebe Jahwes zu seinem Volk. Erwählung und Zuwendung in Form von Liebe sind somit verknüpft und nicht zu trennen. Aus diesem Verhältnis Jahwes zu seinem Volk ergibt sich die Forderung, die Gebote Jahwes einzuhalten (vgl. etwa 5. Mose 30,15–20). Im Zusammenhang der Elija-Erzählungen wird erstmalig ein Unterschied zwischen Israel und dem rechten Gottesvolk gemacht. Denn Elija wird angewiesen, den König von Syrien zu salben, der wiederum alle jene Israeliten bestrafen wird, die Baal das Knie gebeugt haben. Nur ein Rest von 7000 wird übrigbleiben, jene die Jahwe die Treue hielten (I Kön 19,18).

Amos hat seinerseits die Nichteinhaltung der Gebote Jahwes als Grund für sein Einschreiten angesehen: *Aus allen Geschlechtern der Erde habe ich allein dich erkannt, darum will ich auch an euch heimsuchen alle eure Sünden* (Am 3,2). Hier ist es nun nicht wie bei Elija das 1. Gebot, es sind die sittlichen Gebote der zweiten Tafel, deren Nichteinhaltung bestraft wird, aber darauf kommt es uns heute nicht an. Die großen Propheten Israels haben allesamt Israel seine Schuld vorgeworfen und Jahwes Einschreiten angekündigt. Jahwes Eigentumsvolk zu sein bedeutet, an seine Gebote gebunden zu sein. Entsprechend sieht 5. Mose 30 in dem Einhalten der Gebote Segen, in der Nichteinhaltung Fluch und Straftod (5. Mose 30,15–19). Aus dieser Sicht der Dinge ergibt sich eine bedenkenswerte Hierarchie für das Gottesvolk: Weil Jahwe der Gott Israels ist und von seinem Volk das Einhalten seiner Gebote erwartet, sind die Propheten, die sein Wort sagen, die obersten Repräsentanten dieses Volkes als Gottesvolk. Der König als Herrscher ist Jahwes Gesetz unterworfen (5. Mose 17,14ff). Er bekommt den Auftrag, die Kopie des Gesetzes gewissermaßen auf dem Nachttisch liegen zu haben, er soll es Tag und Nacht studieren. Der König ist, ganz anders als in den übrigen Staaten des Alten Orients, nicht Gesetzgeber, sondern selbst dem Gesetz untergeordnet. Er ist also nicht gottunmittelbar, kann nie in eigener Machtvollkommenheit entscheiden, er bleibt von Jahwe, und das bedeutet: von seinem Propheten, in seinen Entscheidungen abhängig. Dieses Phänomen, das uns schon bei David im Zusammenhang mit Nathan (II Sam 12) begegnet, markiert einen sehr deutlichen Unterschied zwischen Volk und Gottesvolk, aber nicht so, wie wir es normalerweise sehen, dass das Volk der äußere Rahmen ist, innerhalb dessen sich das Gottesvolk befindet, das Gottesvolk, die Kirche, als das Zentrum des Volkes, sondern eher umgekehrt: Der größere Kreis ist das Gottesvolk, das Volk und seine Führung mit dem König ist den Ordnungen des Gottesvolkes verpflichtet. Der eigentliche Leiter des Gottesvolkes ist Mose oder der Prophet wie Mose (5. Mose 17,15.18). Volkstum, Königtum ist eine Spezialform des Gottesvolkes und zwar, wie aus I Sam 8 hervorgeht, eine umstrittene. Das Gottesvolk kann ohne König sehr wohl leben, ohne die Einhaltung der Gebote und ohne ständige Weisung aber nicht. Dass eine Weissagung wie Jes 11 einen König ankündigt, der gottunmittelbar ist, hebt diese Gesamtsicht nicht auf. Die Sehnsucht Israels besteht darin, dass sich auf diese Weise Volk und Gottesvolk, weltliche und geistliche Führung zur Deckung bringen lassen. Aber es bleibt dabei: Vorrang für das Gottesvolk hat das Wort, das Gebot Jahwes, nie die Repräsentation oder Administration.

Diese Sicht ändert sich mit dem Verlust der Eigenstaatlichkeit. Jetzt wird die Herrschaft Jahwes über die Welt neu als Aussage für die Gegenwart entdeckt, notwendig geworden, weil sich ein Teil des Gottesvolkes auf fremdem Boden, unter der Herrschaft anderer Mächte befand. Es ist besonders Deuterocesaja, der die Herrschaft Jahwes über die ganze Schöpfung artikuliert, der sogar in Kyros den Beauftragten Jahwes zum Heil seines Volkes sehen kann. Damit ändert sich das Verständnis des Gottesvolkes. Sowohl Kyros im Osten als auch die Inseln im Westen sind in der Botschaft dieses Propheten angesprochen. Das Wort Jahwes bekommt somit universalen Charakter. Und die Rückführung Israels aus der Deportation in die Heimat wird zum Heilsereignis für die Welt. Alle Welt soll erkennen, dass Jahwe der Herr seiner Schöpfung ist, der jetzt sein Volk hinbringt, wo es hin gehört. Damit sind alle Menschen aufgerufen, an diesem Glauben, dass Jahwe der Herr ist, zu partizipieren. Die Welt wird zum Raum der Herrschaft des Schöpfers, und das Gottesvolk ist sein Zentrum. Es ist nur konsequent, wenn sich auf Grund solchen Denkens die Hoffnung artikuliert, dass einmal alle Völker zum Zion strömen werden, um von dort Weisung zu erhalten, wodurch die Welt zum Frieden, zur Befriedung findet (Jes 2; Mi 4). Diesem neuen Gesamtkonzept entspricht die Bezeichnung Israels als *königliches Priestertum* (2. Mose 19,6). Das ganze Volk gilt jetzt als von Jahwe erwählt, als Stellvertreter Jahwes auf Erden für die Völker. So wie ein König dem Volk vorsteht, so Israel den Völkern und so wie ein Priester dem Volk den Segen bringt, so Israel der Welt. Bemerkenswert ist allerdings, dass hier nicht mehr das Gottesvolk als durch das Gebot geleitet erscheint, sondern als in seinem Priesterdienst Gott nahestehend, königlich in einer, gemessen an der alten Zeit unreflektierten Weise. Hier ist, angesichts der Tatsache, dass es keinen König mehr gibt und der Hohepriester königliche Funktionen übernommen hat, eine Fusion von geistlicher und weltlicher Regierung eingetreten, die das Gottesvolk ganz neu definiert. Israels Führung besteht jetzt nicht mehr in den Menschen, die Gottes Wort sagen, sondern in jenen, die ihm am Altar dienen. Israel wird zur Theokratie, zu einem vom Hohenpriester geleiteten Volk, von einem Priester, der gleichzeitig königliche Rechte hat.

Die alten Bindungen bleiben freilich: Israel bleibt dem Gebot Gottes verpflichtet. Aber dieses Gebot liegt jetzt schriftlich vor. Propheten treten kaum noch auf. Einer von ihnen, der das Jona-Buch geschrieben hat, arbeitet die prophetische Tradition neu auf, indem er die Welt in das Denken Israels mit einbezieht. Die Völker, so meint er, sind tatsächlich auch im Blickfeld Jahwes, auch wenn sie kein Gesetz Gottes haben. Sie sind in der

Lage, Buße zu tun und können darum verschont werden. Jahwes Blick richtet sich nicht mehr nur auf Israel, sondern auf die ganze Menschewelt, die er mit Gnade bedenkt. Nicht nur Israel wird gerettet, wenn es Buße tut, sondern die ganze Welt.

Interessant ist, dass dieses Buch wohl prophetische Tradition aufnimmt und überarbeitet, aber bereits weisheitlich geprägt ist. Die Weisheit ist es denn auch, die in der Spätzeit überhand nimmt. Das ist kein Wunder, war sie es doch, die immer schon von der Schöpfung her dachte. Der Weg des Judentums in die Welt der Völker ist über die Weisheit gegangen, weil sie international war. Sirach ist, so will mir scheinen, der erste große Repräsentant dieser missionarischen Konzeption. Sie ist geleitet von folgendem Grundgedanken: Wenn Jahwe der Gott der Welt ist, dann ist das allen Menschen kundzutun, Israel hat somit seinen Glauben allen Menschen zu sagen, weil alle Menschen – hier nicht Israel – gerufen sind, Gott zu dienen (vgl Sir 15,17 mit 5. Mose 30,15–20). Die Welt als das Missionsfeld des Gottesvolkes, nicht als königliches Priestertum, sondern als Mund Gottes für die Welt.

Daneben läuft in Israel selbst die andere Linie. Die Frommen sondern sich ab und bilden eine eigene Gruppe. Die Verbindung von Königtum und Priestertum gelingt nicht, weil die Hohenpriester weltlich werden und Dinge tun, die einem Priester nicht anstehen. Diese Absonderung steht in direkter Verbindung mit der alten Tradition, dass nur der im Gottesvolk bestehen bleibt, der nach Jahwes Wort lebt. Neu ist nun freilich, dass auch solche *überleben* und zwar auf Generationen hin, die Jahwes Gebot nicht einhalten, eine Feststellung, die Kohelet zu denken gibt. Nun, in der hellenistischen Zeit, leben Gottlose und Fromme nebeneinander, in Israel gibt es Gruppen und Tendenzen. Aber keine dieser Gruppen sieht das *Volk* in unserm heutigen Verständnis als die übergreifende Größe, in der man mit verschiedenen Meinungen leben kann, sondern jede Gruppe für sich sieht sich als Repräsentant Israels, die anderen Gruppen betrachtet sie als in dieses Israelverständnis nicht wieder integriert. Auf diese Weise können die verschiedensten Gruppen miteinander auskommen. Auch durch die Makkabäer und die Herrschaft des Herodes ändert sich an dieser Gesamtsicht nicht viel. Israel bleibt im Verständnis aller Gruppen Gottesvolk, aber es gibt in Israel Gruppen, die nicht mehr oder noch nicht wieder zum Gottesvolk gehören. Das wird sich aber – so der Glaube dieser Gruppen – ändern, ganz gleich, ob man sich diese Änderung beim Eintreffen eines Messias (Ps Sal), oder mit dem Einbrechen der Gottesherrschaft vorstellt (Täufer), ob man meint, dass dann das wahre Israel in den Himmel entrückt werde

(Ass Mos 10), oder in einem schrecklichen Krieg zwischen den Söhnen des Lichtes und jenen der Finsternis das Böse untergeht, das Gottesvolk also gereinigt wird (Qumran).

Das Verständnis des Gottesvolkes im Neuen Testament

Johannes der Täufer hat ganz in den Bahnen des Judentums seiner Zeit betreffend Volk und Gottesvolk gedacht. Mit seinem Ruf zur Buße fordert er alle Israeliten, die zu ihm kommen, auf, zum neuen, gereinigten Gottesvolk hinzuzutreten, weil Gott alle, die nicht Buße tun, strafen wird. Gott ist dabei, die Herrschaft über sein Volk anzutreten, es kann nur ein Volk sein, das seinen Willen tut. Gottesvolk ist also die Schar jener, die sich wieder dazu entschließen, Gottes Willen zu tun, die Übrigen sind nicht mehr Gottesvolk oder noch nicht Gottesvolk.

Denselben Grundgedanken begegnen wir bei Jesus. Dieser sieht sich gekommen, *die verlorenen Schafe des Hauses Israel* zu suchen und zu retten (Mt 10,6; 15,24. Diese Aussage gilt, auch wenn die Formulierung aus der Zeit nach der Auferstehung stammen sollte). Er will also jene, die nicht mehr zum Gottesvolk gehören, wieder in dieses integrieren. Der Grundgedanke ist dem des Täufers gleich: Gott tritt demnächst seine Herrschaft über sein Volk an, auf diese hin zielt alle Ausrichtung. Das *Volk* als Gemeinschaft interessiert ihn nur insofern, als es die Schar jener ist, die wieder zum Gottesvolk werden sollen, wobei es um jeden Einzelnen schade wäre.

Bei den Evangelisten ist die Unterscheidung zwischen Volk und Gottesvolk deutlicher. Wahrscheinlich ist dies schon darin begründet, dass die *Obersten des Volkes* Jesus gekreuzigt haben. Damit bricht für die Jünger Jesu und das werdende Christentum die Einheit Israels als Volk und als Gottesvolk in derselben Weise auseinander, wie es geschah, als sich die Frommen von den Mächtigen in Israel absonderten, rund zweihundert Jahre vorher. Das Gottesvolk ist nun die Gemeinschaft derer, die an Jesus glauben, d. h. die damit ernst machen, dass in Jesu Wort, seinem Leiden, Sterben und Auferweckt-Werden Gott neu zu den Seinen gekommen ist und an ihnen gehandelt hat. Die sich nun formierende Kirche kann sich als *Tempel Gottes*, als Schar der *Auserwählten*, als *Israel Gottes* neu definieren.

Entscheidend ist, dass sich daraufhin die Überzeugung rasch durchgesetzt hat, dass sich dieses Gottesvolk nicht mehr aus Israeliten zusammensetzen muss, sondern aus all jenen zusammensetzen darf, die die Botschaft,

das Wort Gottes annehmen. Das neue Gottesvolk ist in erster Linie durch das Wort bestimmt, es ist getragen von dem Bewusstsein, dass die Annahme und Befolgung des Wortes Gottes im Segen Gottes erhält. Das ist beste prophetische Tradition, nun allerdings auf die ganze Schöpfung ausgedehnt. Nicht mehr Israel ist der Kreis der latent zum Gottesvolk Gehörenden, sondern die ganze Welt. Damit ist die Erfahrung nach dem Exil aufgenommen.

Paulus hat in besonderer Weise das Verhältnis von Israel und Kirche reflektiert. Wenn er Röm 9,6 sagt: *Nicht alle aus Israel sind Israel*, macht er einen Unterschied zwischen Israel und dem Gottesvolk, wie ihn die Propheten auch machten. Aber er säkularisiert Israel damit nicht. Israel ist in jedem Falle als Gottesvolk gesehen, bloß räumt er ein, dass es in diesem Gottesvolk auch Menschen gibt, die sich unrechterweise zum Gottesvolk zählen. Aber Israel als Volk ist nicht eine dem Gottesvolk übergeordnete Größe, auch wenn in Israel als Volk mehr Leute enthalten sind als in Israel als Gottesvolk. Ausdrücklich formuliert Paulus, nur ein Rest sei Israel, das wahre Israel. So ähnlich sieht auch Matthäus die Dinge. Das wahre Israel ist für ihn, die Schar derer, die Gottes Gebot mit Ernst einhalten wollen.

Wesentlich an der Sicht des Paulus im Römerbrief ist, dass er von der Verheißung und nicht von den gegenwärtigen sichtbaren Feststellungen ausgeht. Darum kann er die Hoffnung artikulieren, dass am Ende ganz Israel gerettet werde. Das gegenwärtige Israel, das zum Großteil Nicht-mehr-Gottesvolk ist, wird in dieser Sicht zum Noch-nicht-wieder-Gottesvolk. Aber dass es ein Volk gibt, dass sich von der Schöpfung her als Volk versteht, ist allen Verfassern des Neuen Testaments undenkbar. Die harte Auseinandersetzung mit den *Juden* im Johannesevangelium, die dort eindeutig als Nicht-mehr-Gottesvolk gesehen werden, merken wir hier nur an. Sie ist insofern zu verstehen und zu rechtfertigen, als sich die Israeliten in der Umgebung des Johannesevangelium selbst als Gottesvolk gesehen haben und massiv gegen die zu Christen gewordenen früheren Juden und die ganze christliche Gemeinde, die sie aufnahm, vorgegangen sind. Ob der Ton der Auseinandersetzung dem Evangelium entspricht, kann man fragen und muss man fragen. Von der Feindesliebe, zu der Jesus aufrief, ist jedenfalls wenig an dieser Stelle zu spüren, und wir werden uns fragen müssen, inwiefern dieses Gebot einer Gruppe gegenüber gilt und was das bedeutet.

Wir fassen zusammen: Das Neue Testament macht einen eindeutigen Unterschied zwischen Israel und dem Gottesvolk. Es sieht in der Gemeinde den Nachfolger Israels, in den Christen die Erwählten. Damit versinkt Israel aber nicht in die Reihe der anderen Völker, es ist Gottesvolk nicht

mehr und noch nicht wieder. Die einzelnen Schreiber des Neuen Testaments setzen hier verschiedene Akzente. Die Welt wird als Ort der Mission gesehen, alle Völker bestehen aus Menschen, die missioniert werden können. Die anderen, das sind jene, die zum Gottesvolk hinzu geworben werden sollen.

Schluss

Bis in unsere Tage hat sich dieses Verständnis gehalten. Ich mache dieses am Konzept des Kommunismus deutlich. Der Kommunismus hat eine Toleranz proklamiert, weil er überzeugt war, dass in Kürze alle Welt kommunistisch sein werde. Dann werde es keine Völker mehr geben. Die Völker werden geduldet, weil sie sich im Auflösungsprozess befinden. Es gab auch hier nur zwei Gruppen: Kommunisten und Kapitalisten, wir und die anderen, jene, die sich uns anschließen und jene, die zugrunde gehen.

Gerade an diesem Punkt glauben wir heute weitergekommen zu sein. Völker wird es immer geben. Und zumindest nach unserer heutigen Erkenntnis wird es innerhalb der Völker immer auch ganz verschiedene Gruppen geben. Darum kann das Ideal eines Volkes nicht Gleichförmigkeit sein, es muss von der Vielfalt ausgehen. Die Kirche darf heute nicht meinen, dass sie ein ganzes Volk erfassen kann. Zumindest theoretisch sollte das einem Deutschen nach der Reformation klar sein, auch wenn die einzelnen Fürsten sich nach dem Prinzip *cuius regio eius religio* richteten. Aber es ist nicht meine Aufgabe an dieser Stelle weiter nachzudenken und Schlüsse zu ziehen. Ich möchte mich darauf konzentrieren, aus den Beobachtungen an der Bibel einiges zu folgern:

a) Zunächst: Die Bibel weiß sehr wohl, dass die Völker durch Gottes Schöpfungsordnung da sind. Nach 1. Mose 10 sind sie durch Abstammung entstanden und haben dieselbe Sprache. Dass sie nicht gleich sprechen, verdanken sie ihrer Überheblichkeit und der darauf antwortenden Strafe Gottes. Das Pfingstwunder verkündet die Aufhebung dieser Sprachenverwirrung. Darum können wir von Gen 10 ausgehen und die Völker als Schöpfungsordnung ansehen auch da, wo zwei Völker die gleiche, oder eine sehr ähnliche Sprache sprechen.

b) Sowohl das Alte Testament als auch das Neue Testament rechnen mit dem Tatbestand, dass nicht alle Glieder des Gottesvolkes wirklich zum Gottesvolk gehören. Das Gottesvolk kann sich auf einen Rest Israels belaufen. Daraus kann man den Schluss ziehen, dass das Gottesvolk der

gläubige Kern des Volkes ist. Aber an dieser Stelle müssen wir sehr sorgfältig argumentieren. Denn wer so spricht, hat den Anspruch, dass er der richtige Teil des Volkes ist, dass das Volk also latent Gottesvolk zu sein hat und zwar in dem Sinne, wie man es selber versteht. Es ist der Redeweise von der *ecclesiola in ecclesia* vergleichbar. Jene, die diese Termini verwenden, verstehen sich als der harte Kern der Kirche, der nach außen strahlt und strahlen soll, nach dem sich aber der Rand auszurichten hat. Das wahre Element sind wir, meint man. Ob wir heute so reden dürfen?

c) Die Bibel weiß, dass Gott dann doch nicht jede Sünde, auch den Abfall nicht, irdisch bestraft. Sie rechnet mit Gottes Barmherzigkeit und mit endzeitlicher Strafe. Der Schöpfer geht mit seinen Geschöpfen auf seine Weise um. Sünde und Strafe auf dieser Erde stehen, wie wir heute wissen, nicht in einem direkten Verhältnis zueinander. Die Andersartigkeit anderer Völker ist zu respektieren. Wir können nicht davon ausgehen, dass alle Völker von uns zu missionieren sind, unsere Art zu glauben annehmen werden. Es mag wohl manchem so ausgesehen haben, dass der american way of live so etwas wie ein neues Römisches Reich schafft, in dem dann wieder alle mit der gleichen Verkündigung erfasst werden können. Ich glaube, dass der Osten in dieser Hinsicht auch offen ist, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Die andere Art der Frömmigkeit des Ostens wird sich, zumindest solange wir leben, in von uns unterschiedlichen Formen gelebten Glaubens ausdrücken, dass wir uns zwar brüderlich treffen, aber kaum bis in die Tiefen verständigen können. Darum müssen wir mit ganz verschiedene Arten des Glaubens auf längere Sicht hin rechnen. Wir können heute nicht davon ausgehen, dass einmal die ganze Welt in derselben Weise glaubt wie wir. Das Ende des Kommunismus hat gezeigt, dass die Zeit solchen Denkens vorbei ist.

d) An dieser Stelle möchte ich den Unterschied zwischen Volk und Gottesvolk für wesentlich und weiterführend halten. Ich sehe aber das Volk nicht als das übergeordnete, größere Gebilde, die Kirche, das Gottesvolk als dessen richtigen, harten Kern. Ich sehe vielmehr die Kirche als eine Gemeinschaft von Menschen, die im Volk und für das Volk Liebe verbreitend und vor allem Gottes Gnade weitergebend wirkt, einer Gnade, die von der Angst befreit und damit Toleranz übt, weil sie vom Nächsten nichts Böses befürchten kann, eine Gemeinschaft aber, die auch über die Grenzen des eigenen Volkes hinausgeht und neue Möglichkeiten der Verständigung eröffnet.

e) Ich sehe somit das Volk als eine Schöpfungsordnung an, in der wir freudig leben können, eine Gegebenheit wie unsere Umwelt, die Natur.

Und ich sehe die Kirche als eine Erlösungsordnung, als eine Gemeinschaft derer, die dem Schöpfer und dem Nächsten dient, die weiß, dass sie das, was sie ist, aus Gottes Liebe und Erwählung heraus ist. Aber so wie sich der erste und der zweite Artikel zueinander verhalten, kann auch Volk und Kirche zusammengesehen werden. Wichtig erscheint mir bloß, dass wir nicht die Schöpfungsordnung über die Erlösungsordnung, nicht Volk über Kirche und umgekehrt setzen. Sie stehen nebeneinander. Das bedeutet nicht, dass sie in unserem persönlichen Leben nicht eine Gewichtung haben sollen. Für einen Christen wird der Glaube entscheidender sein als die Bindung an eine Schöpfungsordnung, auch an jene des Volkes. Was das aber bedeutet, kann nur prinzipiell, nicht konkret ausgesagt werden. Denn im konkreten Fall kann das Eintreten für ein eigenes Kind mehr gefordert sein, als eine Predigt, so sehr es auch geschehen kann, dass um des Glaubens willen die Familie, auch die Sorge für die Kinder ganz zurücktreten muss. Die Akzente werden je verschieden gesetzt werden müssen. Aber wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass die Priorität der Schöpfungsordnung vor der Erlösungsordnung, des Volkes vor der Kirche, das Evangelium verwässert. Ebenso aber, dass durch das Achten auf die Reinheit des Evangeliums das Angebot der Freiheit zum Gesetz werden kann. Das Wort wurde Fleisch. Wir leben als Kirche in einem Volk. Beides ist Gottes Geschenk und für uns wesentlich. Es ist aber unsere Aufgabe, genau zu differenzieren. Noch wichtiger erscheint mir der Gedanke, dass wir unser Christsein zu leben haben in Achtung vor der Eigenheit der anderen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, allen Menschen die gleich Art und das gleiche Verständnis des Evangeliums aufzuzwingen, wohl aber ist es unsere Aufgabe, an dem uns zugeteilten Platz und mit den uns geschenkten Gaben das Heil Gottes in Jesus Christus zu vermitteln und damit wahrhaft Kirche zu sein in einem Volk, das nach dem Willen des Schöpfers solches Heil benötigt.

Die Talsohle zurückgelassen*

Sehe ich recht, so scheint es mir freilich, als hätten wir das Schwerste hinter uns. Es wird zwar noch weiter bergab gehen, aber der Grund ist sichtbar und nicht nur der Grund, sondern darüber hinaus erste Schritte bergauf. Sie sind noch nicht da, aber sie erscheinen mir erkennbar. Dafür gibt es viele Anzeichen. Ich möchte nur einiges andeuten. Es wäre zunächst darauf hinzuweisen, dass sich Leute bewusst zusammenschließen, am Gemeinschaftsleben im kulturellen Bereich engagierter teilnehmen und damit ein Gemeinschaftsbedürfnis nicht nur ansprechen, sondern auch etwas für das Zusammenkommen zu tun bereit sind. Menschen entwickeln wieder Initiative, das Gemeinschaftsleben zu fördern, sie warten nicht mehr nur, dass alles für sie *von oben* geschieht, sie sehen, dass sie etwas tun können, und sie erklären ihre Bereitschaft, hier und da mitzumachen. Und wenn ich noch ein zweites Zeichen nennen darf, dann ist es dieser Tag, der nichts anderes tut, als einem Gemeinschaftsbedürfnis Rechnung zu tragen, der Sehnsucht, etwas miteinander zu tun, mehr voneinander zu hören und miteinander zu sein und sich auszutauschen...

Deute ich diese Beobachtungen richtig, dann habe wir Ursache, darin erste Anzeichen neu keimenden Lebens zu entdecken. Und dazu fällt mir ein Bild aus der Bibel ein, das wir alle kennen, auch wenn wir es noch nicht mit unserer Lage in Zusammenhang gebracht haben. Es wird von Abraham erzählt, dass ihm ein Sohn verheißen wurde zu einer Zeit, zu der Saras Leib erstorben, unfruchtbar geworden war. So haben wir miteinander den Leib unseres Völkchens als erstorben angesehen, als unfähig, neues Leben hervorzubringen. Und so wie Sara auf die Verheißung hin gelacht hat, hätten wir es lächerlich gefunden, wenn uns jemand von Perspektive geredet hätte: *Dies kann niemand aufhalten*, haben wir nicht nur gehört, sondern auch gesagt. Und gemeint haben wir: *Es ist aus*. Nachdem aber diese Zeit vergangen ist, merken wir, dass es in ganz anderer Weise doch weitergeht. Und manches deutet darauf hin, dass etwas Neues wird. Wenn eine Gemeinschaft wie die unsere mitten im Fallen Bedeutung erlangt und attraktiv wird, wie wir es erlebt haben, um wieviel mehr, wenn sie zum Stehen kommt? Dieses Neue, das bereits unter uns zu wachsen beginnt,

* Aus einem Bericht an das Siebenbürgen-Forum am 13. März 1993, S. 9f.

vergleiche ich darum mit den ersten Anzeichen für Sara, dass sie doch schwanger ist, wiewohl sie es nicht fassen konnte. Noch sieht man es nicht, aber sie ist Trägerin der Verheißung, und langsam wird es ihr selbst zur Gewissheit. Verfolgen wir das Bild ein wenig weiter. Eine Schwangerschaft garantiert noch nicht die Geburt eines gesunden Kindes. Und von Isaak wissen wir, dass er geopfert werden sollte. Zweifel und Schweres werden uns noch lange begleiten. Aber was tut's? Wenn es uns wie Sara ergeht, macht der, macht der, der unsere Väter die vielen Jahrhunderte hindurch begleitet und aufgerichtet hat, heute mit uns und unter uns ein ganz Neues. Wir können es auch anders sagen: Es ist Mitte März. Der Winter hält sich wie mit eisernen Zähnen fest. Und doch wissen wir: Das Frühjahr wird kommen. Auch wenn es noch lange frostig sein wird. Die sächsischen Bauern haben im Winter ihre Werkzeuge in Stand gesetzt, die sie für das Frühjahr und den Sommer brauchten. Wir könnten von ihnen lernen.

Sein und Werden *

Es hat keinen Sinn, sagt die Vernunft.
Wir nehmen es an, sagt die Liebe.

Es geht nicht vorwärts, sagt die Berechnung.
Es hat keine Perspektive, sagt der Zweifel.
Wir bleiben im Elend, sagt die Angst.
Wir bleiben in Gottes Hand, sagt der Glaube.

Es ist jämmerlich, sagt die Verzweiflung.
Nichts als Schaumschlägerei, sagt die Enttäuschung.
Es kann nichts werden, sagt die Erfahrung.
Gott wird etwas daraus machen, sagt die Hoffnung.

* Frei nach E. Fried: Es ist, was es ist.

Neues beginnen*

[...] Dieses Leben darf neu werden. Der Boden ist erreicht, auf dem wir aufbauen können. Nachdem wir etwa drei Jahre hindurch dem freien Fall ausgesetzt waren, der durch die massive Schrumpfung erfolgte, spüren wir nun Boden unter den Füßen. Die Bukarester haben ihn zuerst wahrgenommen, schon vor einem Jahr. Dort konnte man sehen und erleben, wie neu aufgebaut wird. Jetzt ist Hermannstadt an der Reihe: *Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seinen Weinberg sende.* Vor dieser Lage stehen wir heute unerwartet. Die Aufgaben sind mannigfach, vermutlich weit mehr, als wir leisten können. Aber sie sind da, wir sehen sie. Wir starren nicht mehr gebannt auf die Minderung der Zahl, wir haben Aufgaben erhalten.

Und Grund zu Hoffnung. Vor genau 100 Jahren hat der damalige Stadtpfarrer Friedrich Müller, zum Bischof gewählt, ausgesprochen, dass er glaube, die Evangelische Kirche werde bestehen können und das darum, weil Christus zum Evangelium und zu seiner Gemeinde steht. Überlebensangst gab es auch damals. Es wird sie immer geben. Aber wir brauchen keine Angst zu haben, weil der Heilige Geist die Furcht vertreibt. *Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus.* So wissen wir, dass wir in Gottes Hand sind und bleiben alle Tage unseres Lebens, auch als Gemeinde. Er hat nach uns gegriffen und uns in schwere Nöte gebracht, er will uns auch weiterhelfen und führen, wohin er will.

* Aus einer Ansprache anlässlich meiner Präsentation als Pfarrer von Hermannstadt am 12. Oktober 1993.

Fürchtet euch nicht*

Was Gott beschlossen,
werdet ihr erleben.
Niemand kann ihn hindern
zu tun, was er sich vorgenommen.
Was ihr darum wagt
mit Aufblick auf ihn,
wird gelingen.

Fürchtet euch nicht vor solchen,
die euch den Mut nehmen,
wissen, was alles auf euch zukommt,
weil sie selber schwarz sehen.
Fürchtet nur ihn, unsern Gott,
und haltet euch an ihm fest.
Er gibt eurem Leben Sinn,
führt euch den rechten Weg.

Seht euch die Spatzen an:
Sie haben nichts
und freuen sich doch ihres Lebens.
Gott aber kümmert sich
nicht nur um Spatzen,
er kümmert sich um euch,
um jedes Haar eures Hauptes.
auch um euer Innerstes.

Bleibt fest bei ihm
und lasst die Menschen wissen,
dass er die Kraft eures Lebens ist,
Kraft auch für rechtes Sterben.
Ohne ihn ist alles hoffnungslos.

* Abschluss einer Predigt am Reformationstag, dem 31. Oktober 1993, in Anlehnung an Mt 10,26–33.

In ihm aber habt ihr heute schon
für euer Leben ewigen Wert.
Solange ihr an Gott festhaltet,
kann euch nichts geschehen.
Fürchtet euch nicht.

Neu erschlossene Zukunft

Predigt über Offenbarung 5,1–5*

Was die Zukunft bringen wird, weiß niemand. Das Sehnen und Trachten aller Menschen und zu allen Zeiten ging und geht dahin, aus der Erfahrung und dem Erleben Gesetze zu ermitteln, die allgemein geltend sind und darum Schlüsse für die Zukunft ermöglichen. Für ruhige Zeiten sind solche Schlüsse in begrenztem Ausmaße möglich. Da kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausplanen und rechnen, dass die Planung richtig war.

Aber es gibt immer wieder auch Umbruchszeiten, in denen vieles, sehr vieles von dem, was man als wahrscheinlich angenommen hat, nicht mehr stimmt. Solche Umbruchszeiten gibt es nicht nur für die Gesellschaft, wie wir sie jetzt erleben, es gibt sie auch für die Familie, für den Einzelnen. Was wird aus unsern Plänen, wenn plötzlich eine schwere Krankheit eintritt, wenn ein Mensch in der Blüte seines Lebens im innersten Familienkreis dahinstirbt? Plötzlich sieht alles anders aus.

Darum pflegten die Alten den Weg in die Zukunft als einen dunklen Pfad zu bezeichnen oder als einen Steig, auf dem man mit dem Rücken und nicht mit dem Gesicht vorangeht, sie konnten auch davon sprechen, dass wir alles nur wie in einem dunklen Spiegel erkennen. Was auf uns zukommt, meinten sie, können wir allenfalls umrisshaft erkennen.

So kann zuweilen der Weg, die Zukunft, wie sie in unserm heutigen Text erscheint, als ein Buch dargestellt werden, das mit sieben Siegeln verschlossen ist. Besonders in Lagen, die einen traurig stimmen, erscheint angesichts dieser Sachlage das Leben als ein trostloses Dahinvegetieren.

Wenn ein Wagen von selbst fährt, geht es bergab, sagt das Sprichwort, bergauf muss man ihn ziehen. Aber wie, wenn niemand da ist, der ziehen kann oder der die Richtung weiß, in der gezogen werden soll, wenn man irgendwo ganz tief angekommen ist und kein Weg sichtbar wird? Wie, wenn alle den Eindruck haben, der Karren sei verfahren, er versinke im Schlamm oder im Moor und alles Bemühen, den Karren fit zu machen, ihn noch tiefer versinken lässt?

* Gehalten am 1. Advent/28. November 1993.

Dies ist etwa die Atmosphäre, aus der heraus der Seher der Offenbarung sein Gesicht hat. Er sieht ein versiegeltes Buch. Es ist das Lebensbuch, das bei Gott liegt, das Buch der Lebensereignisse, der Geschichte. Aber es ist zu, verschlossen. Das meint: Jetzt geschieht nichts mehr. Es erfolgt keine Eintragung mehr in dieses Buch, es wird nichts mehr daraus gelesen und darum wird auch nichts mehr geschehen, weder Gutes noch Böses, nichts mehr. Alles ist abgeschlossen. Ende. Totenstille überall.

Auch der laute Ruf des Engels über die ganze bewohnte Welt ändert nichts. Die Frage: *Wer vermag das Buch zu öffnen?*, erhält keine Antwort, mindestens zunächst nicht. Es ist niemand da, der das Buch öffnen kann, niemand, der etwas für die Zukunft tun kann, das Buch bleibt geschlossen. Wir kommentieren: Niemand weiß den Weg aus der Finsternis, aus dem Verfall, aus dem Schlamm, alles bleibt in tiefster Dunkelheit und es bewegt sich nichts mehr, in keiner Richtung. Alles ist schwarz in schwarz. Die Geschichte hat aufgehört.

Das entspricht doch auch unserer Situation. *Die Siebenbürger Sachsen und ihre Kirche verabschieden sich aus der aktiven Geschichte*, so hört man doch immer wieder. Dieses Kapitel ist abgeschlossen. Und ein neues kommt nicht, gibt es nicht. Für uns wäre also die Geschichte zu Ende, nur noch Nacht und Tod um uns.

Was bleibt da anders als tiefe Trauer, Trauer, wie wir sie alle kennen. Der Seher der Offenbarung sagt: *Und ich weinte sehr*. Weinen ist die einzig mögliche, natürliche Reaktion auf Trostlosigkeit. Aber Weinen hat immer auch genesende Wirkung. Wer weint, läutert damit seine Seele, auch wenn er es selbst zunächst nicht wahrnimmt, sondern seine Traurigkeit verstärkt. Und wenn sich auch nichts ändert, das Weinen verändert auf die Dauer innerlich.

Aber das Weinen des Sehers bewirkt diesmal mehr. *Weine nicht*, hört er die Stimme des Engels, *denn der Löwe aus Juda hat überwunden*. Das Buch des Lebens wird neu aufgeschlagen werden. Abgrund und Tod haben nicht das letzte Wort, dieses hat die Wurzel Davids, die aus dem abgehauenen Stamm ein neues Reis sprießen lässt. Die dunkelste Finsternis gerät plötzlich ins Licht.

Die Finsternis der langen Nächte, die immer intensiver wird in diesen Tagen, bekommt heute schon einen Lichtstrahl durch die erste Kerze, die das Kommen des ewigen Lichtes, des Heilandes, des Löwen aus Juda anzeigt. Auch in unsere Nacht scheint das Licht des Advent. Wir können wieder weitergehen. Für uns schafft Gott Geschichte neu, eine andere Geschichte, ein anderes Kapitel. Es ist nicht alles aus. Wir sind nicht ganz

verloren. Den glimmenden Doch löscht er nicht aus. Denn Jesus hat den Tod überwunden. Wir haben neue Hoffnung, neue Zukunft für Zeit und Ewigkeit.

Als Zusammenfassung darum einige kurze Zeilen für heute:

Zukunft

Ich starre in den Abgrund,
sehe Tod,
das Ende.
Das Lebensbuch geschlossen,
nichts mehr wird geschehen,
nur noch Verfall,
erdrutschartig.

In mir und um mich
Traurigkeit.

Aber ich höre:
Wirf von dir
deine Verzweiflung,
denn einer hat gesiegt
über Abgrund und Tod:
Der Löwe aus Juda,
die Wurzel Davids.

Er hat das Lebensbuch
geöffnet,
Zukunft erschlossen.

Isaak ist geboren

Aus der Weihnachtspredigt 1993 über 1. Johannes 3,1–6

Wir sehen, wie sich nicht nur unser Land, sondern auch die Welt in den letzten Jahren verändert. Da wir näher zusammenrücken, bekommen wir auch die Schwierigkeiten jener Welt zu hören, die uns bisher fast unbekannt war. Aber das ist noch kein Trost. Hinsehen sollen wir auf all das, was sich für uns, für unser Land, für uns als Kirchengemeinde, für uns als Christen in dieser Stadt in der letzten Zeit verändert hat. Wenn man die leichte, aber feste Decke des Unmutes ein wenig lüftet, sieht man sofort, wie viel im Ganzen bei uns besser geworden ist. Dass unsere Erwartungen schneller wachsen als die Veränderungen, macht uns unzufrieden. Aber das ändert nichts daran, dass wir die Sachen auch etwas anders, nämlich mit den Augen Gottes sehen können und das bedeutet, zuversichtlich sehen und positiv deuten.

Ich möchte bloß auf eines hinweisen: In diesem Jahr war die Auswanderung nicht mehr Gesprächsthema Nummer eins. Gewiss, es werden noch einige weggehen. Aber das Thema selber ist als solches nicht mehr interessant. Wir haben den Boden erreicht. Wir können neu aufbauen. Aber es gibt noch eine Reihe anderer Zeichen, zum Beispiel die volle Kirche von gestern abend, die anzeigen, dass Gott mit uns etwas vorhat ...

Jesus war der Hoffnungsträger seiner Umgebung. Er war auch anderes noch. Aber dieses war er auch. Wer Jesus begegnete, konnte neue Hoffnung schöpfen. Er flößte den Menschen neuen Mut, neuen Sinn ein. Die Geburt des Heilandes erscheint mir also auch als Geburt von neuem Hoffnungsgrund, neuer Möglichkeit. Wenn uns also zugerufen wird: *Euch ist heute der Heiland geboren*, dann bedeutet das für mich an diesem Weihnachtsfest: Jetzt wird Hoffnung neu geboren.

Das Wort bekommt für mich sogar eine konkretere Zuspitzung. Wir haben uns in den letzten vier Jahren mit Abraham identifiziert, der hoffte, wo nichts mehr zu hoffen war, oder wie Paulus sagte, der gegen die Hoffnung hoffte. Er hatte ja das Alter, in dem man Leben hervorbringen kann, überschritten, ebenso seine Frau. Und dennoch hielt er an der Verheißung fest, dass er ein Kind bekommen werde. Und indem er sich an diese Verheißung klammerte, ist er zum Sinnbild des Glaubens geworden. In diesem Abraham also haben wir uns selber gesehen, uns selbst und unser Volk, als eine Gruppe von Menschen, die eine Vergangenheit hatte, die jetzt aber

vom Leben abgeschlossen ist, und sich nur an die Verheißung klammern kann, dass Gott mit ihr etwas vorhat, weil er sonst die Geschichte anders hätte laufen lassen. Am Anfang dieses Jahres hatten wir dann den Eindruck, dass es nicht mehr nur die Verheißung, das Wort ist, woran wir uns klammern müssen, dass es vielmehr konkrete Hinweise gibt, wie es weitergehen wird. Wir sagten damals: Wenn die Anzeichen nicht trügen, ist Sara schwanger. Das Neue ist im Werden. Und unter diesem Vorzeichen haben wir all das, was in diesem Jahr 1993 abgelaufen ist, betrachtet, darauf hingesehen. Und im Sehen wurden wir immer gewisser, dass das Neue unter uns wächst. Vielleicht ist es noch nicht jedermann aufgefallen, es wird aber bestimmt jedermann irgendwo sichtbar. Seht nur selbst hin. Das Neue und damit der Grund unserer Hoffnung ist in diesem Jahr bei uns in dieser Gemeinde geboren. Im Bilde von Abraham gesagt: Isaak ist zur Welt gekommen. Sicher, sein Leben ist gefährdet. Wie das Leben jedes Neugeborenen ist auch das Neue, das bei uns aufgebrochen ist, noch keine Garantie, dass etwas daraus wird. Aber es ist ja die Verheißung Gottes, die sich unter uns erfüllt und darum hat all das, was jetzt unter uns geschieht, einen ganz anderen Wert, als nur den einer Entwicklung.

Lasst uns darum neu *sehen* lernen, sehen, was Gott an uns gewendet hat, sehen, dass er uns als seine Kinder erklärt und ansieht, sehen, dass unser Leben unter seinen Augen einen ungeahnten Wert bekommen hat, sehen, dass er unter uns den Grund der Hoffnung neu geboren hat, so wie einst Maria den Messias, den Hoffnungsträger. So hören wir die Worte von I Joh 3 neu für unsere Lage:

Freut Euch, ihr Lieben,
Gott hat sich uns zugewandt.
Er hat uns gezeigt,
dass wir seine Kinder sind.
Wir haben den Sinn
unseres Lebens neu gefunden.
Noch ist das Ziel
unserer Hoffnung nicht offenbar.
Aber es kommt.
Gott hat sich angeschickt
mit uns und durch uns
sein Werk zu vollführen.

III.

Begründete Hoffnung

Mit der Botschaft *Isaak ist geboren* endet eine Epoche. Wir hoffen nicht mehr gegen die Hoffnung. Es gibt klare Anzeichen einer Stabilität. Diese Phase hält bis 1997 an, wo sich immer deutlicher zeigt, dass sich die Situation stabilisiert hat.

Am Anfang steht ein einleitender Beitrag zur Situation, dem sich die Texte aus dieser Zeit in chronologischer Folge anschließen.

1. Allgemeines

Der Titel spricht zwei Begriffe an, die sich nicht auf eine Ebene bringen lassen. Denn Begrenzung ist gegeben, Offenheit ist erwünscht. Es kann natürlich auch einmal umgekehrt sein, dass eine Offenheit vorhanden ist und man sich die Begrenzung wünscht, aber auch in diesem Falle liegen die Dinge sehr auseinander. Auf der gleichen Ebene würde das Wortpaar liegen, wenn wir von Möglichkeiten und Grenzen oder von Grenzen und Möglichkeiten sprechen würden. Aber gerade in dieser Spannung der vorgegebenen Begriffe zueinander scheint mir die Themenstellung interessant und hilfreich zugleich.

Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch und darum offen. Sie wendet sich werbend an die Außenstehenden, wer immer diese seien, und versucht sie zu integrieren. Einen anderen Maßstab als das Evangelium hat sie nicht. Darum gibt es für sie völkische, kulturelle oder soziale Grenzen nicht: *Da ist weder Griechen, noch Jude, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Frau* (Gal 3,28).

Dennoch gibt es Grenzen kirchlichen Wirkens. Aber sie sind vom Evangelium her bestimmt. Kirche ist seit Anfang an von Randgruppen begleitet gewesen, die eine andere Art von Mission übten. Davon hat sie sich distanziert. Der Maßstab rechter oder falscher Mission blieb das Evangelium. Man kann es verkürzt so sagen: Die Grenze der Kirche ist dort gegeben, wo gegen das Bekenntnis, die Liebe und die Gemeinschaft der Christen verstoßen wird. Das bedeutet aber auch, dass sich die Gemeinschaft am Bekenntnis ausrichten muss und gleichzeitig die Auslegung des Bekenntnisses bestimmt. In dieser Spannung bewegt sich die Kirche. Sie hat ein Zentrum, das immer neu umschrieben werden muss, will es dem Leben der Christen und der Liebe dienlich sein. Die Grenzen der Kirche sind nur von diesem Zentrum aus zu bestimmen und sind darum auch immer umstritten.

So wird man lieber nicht von der Begrenzung oder den Grenzen der Kirche sprechen, sondern von deren Mitte, der Mitte, die eine Dynamik

^{*} Einleitender Vortrag zum Seminar über: *Das Eigene bewahren – sich öffnen dem Anderen*, 24. Juni 1994.

erzeugt, die nach allen Richtungen hin offen ist, solange nicht das Zentrum selber zur Diskussion steht.

Die große Gefahr für die Kirche ist immer dort gegeben gewesen, wo das Bekenntnis der Väter oder einer vorbeigegangenen Zeit im Wortlaut als zentrale Aussage auch für die Kinder oder für dieselbe Menschen-Gruppe unter völlig veränderten Verhältnissen angesehen wurde. Dieses wirkt sich zu allen Zeiten regressiv aus. Denn auf solche Weise werden einzelne Aussagen, die immer auch die Peripherie mit bedenken, zu zentralen Bekenntnissätzen erklärt, wodurch das Zentrum verschoben wird. Die Gemeinschaft der Kirchenglieder wirkt dann nicht mehr offen, sondern verengt sich, sie will nicht mehr ansprechen, sondern Ererbtes gesetzlich tradieren, gibt damit also nicht mehr Lebenskraft weiter, sondern will einmal vorhandene Lebenskraft konservieren.

Solche Begrenzungen sind der Kirche nicht dienlich. Sie begleiten aber die Kirche von ihren Anfängen.

2. Unsere Kirche zwischen Offenheit und Begrenzung

Wenn ich das Wort Begrenzung im Zusammenhang mit unserer Kirche höre, muss ich zunächst an die Zeit vor 1989 denken. Damals war die Grenze des Wirkens der Kirche festgelegt. Innerhalb der Mauern der Kirche konnten wir unser liturgisches und seelsorgerliches Handeln gestalten. Hier redete uns niemand hinein. Bei der Wahrnehmung des prophetischen Auftrages der Kirche war es schon schwieriger. Zwar ist niemand wegen seiner Verkündigung vors Gericht geschleppt worden, aber es konnte schon unangenehm werden, wenn man zu eindeutig Position bezog. Der Unterricht der Kinder durfte nur als kirchliche Unterweisung geschehen, der Kirchenchor tat gut, wenn er nicht auch weltliche Lieder sang. Die Arbeit mit der Jugend wurde gerade noch toleriert. Aber Anstaltsdiakonie, ja sogar organisierte Diakonie war verboten oder zumindest kontrolliert.

In diesen Grenzen hat die Kirche gelebt und überlebt. Sie war aber innerhalb dieser Grenzen auch geschützt. Ihre Führung, die, wenn nur möglich, bei kontrollierten oder beeinflussten Wahlen ermittelt wurde, konnte weithin sicher sein, dass sie sich innerhalb dieser Grenzen frei entfalten kann. Es ist z. B. eines der Wunder jener Zeit, dass niemals der Versuch gemacht wurde, die Kirche dadurch zunichte zu machen, dass engagierte Atheisten in ihre Gremien gewählt wurden, die von innen die Kirche hätten zerstören können. Innerhalb der Mauern der Kirche konnte sich die Kirche

als vom Staate geschützt wissen. Und wenn man auch immer wieder mit einer Einsprache des Staates rechnen musste, von anderer Seite konnte sie nicht kommen. Man wusste weithin, womit man zu rechnen hatte. Man musste nur stehen und gegebenenfalls widerstehen. Initiative entfalten konnte man nicht. Sie war auch nicht gefragt.

Dieses Durchhalten konnten unsere Leute in hohem Ausmaß. Wenn man wusste, wo man stehen muss – und das war weithin klar –, dann konnten sie stehen, Bauern und Intellektuelle gleicherweise. Gewiss gab es auch solche, die dieses Stehen weniger gut vermochten. Aber aufs Ganze gesehen, konnte man in dieser Begrenzung leben, sogar sinnvoll leben.

Dass solches Leben auf die Dauer zermürbend war und das Stehen schwer fiel, liegt auf der Hand. Aber gewöhnlich kippten die Leute nicht, sondern wanderten aus. An dieser Stelle wurde die Unerträglichkeit der zwanghaften Begrenzung jedermann deutlich.

Diese Begrenzung fiel mit der Wende. Damit kam eine Situation auf die Kirche zu, auf die sie nicht vorbereitet war. Natürlich gilt das gleicherweise für jedes Gemeinwesen, auch für den Staat – mit der neu errungenen Freiheit konnte man zunächst gar nicht umgehen. Jetzt dachte jeder, dass er selbst das Sagen habe, denn das einzige, was wir gelernt hatten, war, dass einer kommandieren darf, die anderen zu gehorchen haben. Wie man sich in einer offenen Gesellschaft bewegt, hat man allenfalls theoretisch gewusst, eingeübt hatte es keiner.

Diese neue Lage, in der jeder ein Maximum an Freiheit wahrnehmen konnte, hat – für mich sehr interessant – zunächst nicht zu einer Expansion der Kirche geführt, sondern zu einer Einigelung. Spätere Zeiten werden das vielleicht etwas ruhiger beurteilen als wir Heutigen, die wir den Ereignissen noch zu nahe stehen. Die rasante Schrumpfung hat sicher auch zu diesem Verhalten beigetragen. Aber es bleibt ein sprechendes Phänomen, dass sich die Kirche eigentlich nur in dem Bereich organisierter Diakonie auf Neuland wagte und das darum, weil man darüber viele Jahre gesprochen hatte. Alle anderen Bereiche blieben zunächst außerhalb des Blickfeldes.

Das ist im Hinblick auf die Gründung des Demokratischen Forums sehr wesentlich. Diese Einrichtung ist bei uns von Männern der Kirche gegründet worden und hat sich als Instrument der Kirche verstanden. Hier waren die vielen Initiativen gebündelt, die eine Expansion des Wirkungsfeldes der Kirche im Auge hatten. Ich halte es heute noch für eine Tragik, dass es nicht gelungen ist, diesen Kreis in die Kirche zu integrieren. Vielleicht erweist es sich auf die Dauer als eine kluge und zukunftssträchtige Lösung. Die Dinge sind nun mal so gelaufen.

So hat die Kirche sich kurz nach der Wende selbst eingegrenzt und versucht, das geschützte Leben innerhalb der Mauern der Kirche dadurch zu bewahren, dass man jetzt Wächter auf die Mauern sandte, die diese verteidigen sollten, um bildlich zu reden. Was bis dahin der Staat schützte, versuchte man selbst zu halten.

Aber die Mauern gab es so nicht mehr. Sie waren gefallen. Es drangen Ideen in die Kirche ein, die Kirche wurde von der Presse, wenn auch schonend, so doch als eine Institution wie andere behandelt. Man sah die Menschen, die dort arbeiteten wie Menschen auch sonstwo an, kritisierte mehr oder weniger laut und sprach auch Lob zu. Dass der Wegfall der Begrenzung eine Gefährdung für die Kirche bedeutet, ist manchem bewusst geworden.

Und wenn es nicht bei der eigenen Kirche wahrgenommen wurde, bei den Schwesterkirchen wurde es deutlich registriert. Die Zahlen der Besucher der Gottesdienste nahmen dort deutlich ab. Es gab jetzt auch noch ganz andere Attraktivitäten als Gottesdienste. Die ökumenischen Beziehungen wurden eingefroren, jede Kirche kümmerte sich nur noch um sich. Einigelung überall.

Erst nach und nach gewöhnt sich unsere Kirche, gewöhnen sich alle Kirchen des Landes an die neue Lage. Es erscheint mir nicht zufällig, dass sich Anfang dieses Jahres das Bild einer *offenen Kirche* anlässlich der *Stillen Tage* unserer Theologiestudenten konturierte und immer mehr Bedeutung erlangte.

Damit sind wir bei der Perspektive. Dass wir nur als offene Kirche etwas für die Zukunft bauen können, wird immer deutlicher. Das bedeutet, dass uns bewusst werden muss, dass die Begrenzung der Kirche nur dort in Kraft treten kann, wo ihre Initiativen auf die Initiativen einer anderen Einrichtung stößt. Wir können nicht mehr innerhalb der Mauern der Kirche leben, weil es sie nicht mehr gibt und in den Freiplatz um die Kirchen auch andere Gemeinschaften eindringen. Religiöse und künstlerische Angebote ähnlicher Art wie sie die Kirche anbietet, gibt es auch anderswo, und wenn noch nicht heute, dann bald.

Wir können uns vor der Initiative anderer nicht mehr durch Abwehrmechanismen schützen, denn Initiative ist immer stärker als Verteidigung, wir können aber selbst Initiativen ergreifen und in die vielen Räume einzudringen versuchen, in denen eine echte Konkurrenz darum stattfindet, wo die größere Lebenskraft ist.

Hier beginnt für mich die Offenheit der Kirche. Sie öffnet ihre Tore weit für Initiativen anderer Art, versucht vielleicht sogar einige derselben

zu integrieren. Vor allem aber startet sie selbst oder unterstützt Initiativen nach außen hin, fördert also jeden kleinen Versuch, Leben in neuer Weise zu gestalten oder dem Leben dienliche Projekte.

Eine Offenheit der Kirche, die nicht mit Initiative verbunden ist, kann der Kirche gefährlich werden, weil in eine offene Kirche von außen allerlei Kräfte eindringen, die zu integrieren sehr schwer ist, wenn nicht gleichzeitig auf der anderen Seite Lebensraum neu gewonnen wird. Vor allem: Initiative kann nur von der Mitte aus erfolgen. Eine offene und initiative Kirche muss sich auch nach dem Kern des Evangeliums fragen. Sie kann gar nicht richtig kämpfen, wenn die Nebensache zur Hauptsache wird. Darum ist die Initiative, sosehr sie zentrifugal ausgerichtet ist nur dann wirklich kraftvoll, wenn sie vom Zentrum aus getragen wird.

Wenn man aber in die Verteidigung gerät, dann muss man halten, was zu halten ist. Und dann werden Nebensachen rasch zur Hauptsache.

3. Kirche vom Zentrum her

Vielleicht bin ich damit bei meiner wichtigsten These: Eine Kirche braucht keine Begrenzung, aber sie braucht ein Zentrum. Dass dieses Zentrum Jesus Christus ist, brauche ich nicht zu betonen. Die Frage ist nur, wie ich diesen Namen auslege. Darum möchte ich ihn für mich so deuten: Das Zentrum der Kirche ist für mich das Evangelium, dass ich in guten und in bösen Tagen in der Hand meines Herrn bin und niemand und nichts mich von ihm trennen kann.

Von solchem Zentrum her werde ich frei, auch Grenzen zu durchbrechen, vor allem vermeintliche. Grenzen der Kirche, auch Mauern, sind immer nur für kurze Zeit erträglich, weil sie auf die Dauer das Leben einengen. Auch wenn sie zu schützen vorgeben. Das sollte für Christen selbstverständlich sein. Der Zaun um die Tora, das alttestamentliche Gesetz, das die Schriftgelehrten um die Zeitenwende aufrichteten, wollte schützen. Und doch wurde er im Blick des Paulus z. B. zum Leben tötenden Gesetz.

Von solchem Zentrum aus, kann die Kirche offen sein. Denn eine größere Kraft als sie weiterzugeben beansprucht, gibt es nicht: die Kraft des Heiligen Geistes, der von aller Furcht befreit. Wenn dieses richtig ist, dann braucht Kirche sich auch keine Sorgen zu machen. Auch um die Zukunft nicht. Sie kann offen sein und Offenheit leben. Natürlich ist sie dadurch gefährdet. Aber in dem Bestehen der Gefährdung wird sie gestählt.

4. Zum Hauptthema

Damit komme ich auf das Hauptthema: Das Eigene bewahren – sich öffnen dem Anderen. Christen haben ihr eigentliches Wesen erst, wenn sie sich dem Nächsten zuwenden. Das gilt übertragen auch für die Kirche. Der Christ ist er selbst immer im Vertrauen, im Glauben, in der Zuwendung, d.h. in der Offenheit. Wer das Eigene bewahren will, bewahrt nur das vermeintlich Eigene, weil das zutiefst Eigene in der Offenheit besteht. Auch Kirche kann sich selbst nur bewahren, wenn sie mit dazu beiträgt, dass das Überkommene umgestaltet wird.

Dazu ein Beispiel: Als man 1848 merkte, dass die Mauern einem bewaffneten Angriff mit damals modernen Kanonen nicht mehr widerstehen können, hat man in vielen unserer Gemeinden die Kirchenburgenmauern etwas gesenkt, damit sie erhalten bleiben können, und mit den Steinen die Kirchenschulen gebaut. Die Schule als Instrument eines neuen Selbstverständnisses, als Instrument der Volksbildung und damit der Volkserhaltung. So geniedert haben die Mauern erhalten werden können.

Dieses können wir heute – 100 Jahre später – nicht wiederholen. Die Initiativen der Kirche sind vorläufig vielfältig gefordert. Aber es könnte sein – und ich träume davon –, dass eine der vielen Initiativen, die jetzt gestartet werden, zukunftsfruchtig ist. Ganz sicher liegt da Segen, wo die Offenheit zu den Anderen besonders groß und die Kraft des Evangeliums am deutlichsten wirksam ist.

5. Begrenzung und Offenheit als Einheit

Wahrscheinlich muss man darum aus dem Nebeneinander von Begrenzung und Offenheit, Bewahrung und Öffnung eine Einheit werden lassen in dem Sinne, dass wir am besten das Überkommene bewahren, indem wir uns öffnen. Das Weizenkorn bringt keine Frucht, es sei denn, es erstirbt. Dieses sterbende Weizenkorn will Halm werden. Und im Halm ist es es selbst, ganz verwirklicht und ist doch nicht mehr das Korn.

Der Schritt in das Neue

Predigt zum Neujahrstag 1994 über Josua 1,1–9

Wer an der Schwelle des Neuen Jahres dieses Schriftwort liest, kann es nur in dem Sinne verstehen: Jetzt überschreiten wir die Grenze des Alten zum Neuen Jahr und gehen in etwas Unbekanntes hinein, so wie Josua den Auftrag erhielt, sein Volk in das verheißene Land zu führen.

Aber es ist mehr ausgesagt, nämlich: In all dem Neuen, was auf dich, was auf uns zukommen wird, wird Gott uns nicht verlassen. Darum seid stark und fest, bleibt auf Gottes Weg, indem ihr seine Verheißungen ernst nehmt, euch an sein Wort haltet, dann wird euch alles wohl gelingen. Damit scheiden Erfahrungen großer Tiefe nicht aus, aber es bleibt die Zusage, dass wir in alledem von Gott nicht verlassen sind. Er hat sich vorgenommen, uns in das Neue zu führen, er wird uns nicht allein lassen oder preisgeben, was immer auch geschehen mag.

Aber es scheint mir, als wolle uns unser Wort noch deutlicher ansprechen. Denn wir sind in diesem Jahr, im Jahr 1994, in einer besonderen Situation. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, sind wir tatsächlich dabei, die große Krise, die sich seit 50 Jahren abzeichnet, zu überwinden, freilich sehr geschwächt, um nicht zu sagen, sehr schwach, aber eben doch auf einen neuen Weg gestellt, der Gottes Verheißung in sich trägt.

Fangen wir mit dem Äußerlichen an: Die verschiedenen Medien, Zeitungen, Radiosendungen und Fernsehdarstellungen haben im Rückblick auf das Jahr 1993 immer wieder zu erkennen gegeben, dass es ein Jahr bedeutender Ereignisse war, in dem sich die Lage nach den umwälzenden Ereignissen von 1990 beruhigt hat und Schritte der Konsolidierung gewagt werden konnten. Wir wissen freilich, dass wir im Großen, was die Entwicklung des Landes betrifft, noch lange nicht über dem Berg sind. Wenn Paul Philippi mit seiner Voraussage in der Hermannstädter Zeitung Recht hat, dass das Jahr 1994 ein schweres Jahr für uns sein wird, dann kann es ein gutes Jahr werden, denn ohne schwere Einschnitte kann es nicht aufwärts gehen. Was immer nun geschehen mag, wir werden in allen geschichtlichen Entwicklungen nicht außerhalb der Gnade Gottes stehen.

Aber ich möchte diese Worte an den Israeliten Josua weniger auf unser Land, als auf unsere Gemeinschaft beziehen und aus dem heutigen Text den Aufruf zum Aufbau eines Neuen, zum Betreten eines noch unerschlos-

senen Feldes hören, das wir so nicht kennen, aber das doch ganz der Verheißung Gottes entspricht, uns hin zu bringen, wo er uns haben will.

Dabei muss freilich sofort etwas deutlich gesagt werden: Vor mehr als zehn Jahren hat mein Vorgänger einmal von dieser Kanzel, ich glaube auch am Neujahrstag betont: *Ich bin nicht Mose, dass ich das Volk in ein anderes Land führen soll.* Ich möchte mich auch nicht als Josua sehen oder gesehen wissen. Aber ich glaube, dass diese Worte uns allen heute gelten: *Sei nun stark und fest.* Und vielleicht noch konkreter: *Mach dich auf und ziehe über den Jordan, du und das ganze Volk.* Ich glaube tatsächlich, dass wir in diesem Jahr den Tiefpunkt erreicht haben und jetzt in der Lage sind, über den Jordan, auf dem Weg in Gottes verheißene Zukunft zu gehen. Die vierzig Jahre Wüstenwanderung, des Verfalls, der Depression, des Zweifels und der Verzweiflung, die uns die Predigt unseres Bischofs von gestern Abend eindrucksvoll nahegebracht hat, gehen erst jetzt zu Ende, sie sind 1989 noch nicht am Ende gewesen, denn damals spukte in unsern Köpfen und unsern Herzen noch alles, was wir aus der Zeit der Diktatur eingeprägt erhalten hatten. Wir haben damals das Neue nicht wahrgenommen, nicht gesehen, und wenn wir es gesehen hätten, wäre es undurchführbar gewesen, weil es die Vielen nicht sahen. Aber in den letzten vier Jahren haben sich, wenn ich ein anderes Bild gebrauchen darf, die Nebel gelichtet. Auch wenn wir jetzt sehr viel weniger sind als vor vier Jahren, die seelische Lage ist viel besser. Die Worte: *Sei nun stark und fest*, können wir darum heute verstehen, sie hätten uns vor vier Jahren vielleicht eher irritiert. Gott will aus uns und mit uns etwas machen, etwas Neues, was es so noch nicht gab, so wie er damals etwas Neues schuf, als er Israel ins verheißene Land brachte.

Damit ist der Weg, vor dem wir stehen, vorgezeichnet. Wir wissen ja, wie es mit Josua weiterging. Er konnte Jericho nicht einfach erobern, musste länger warten und sich dann ganz an die Weisungen Gottes halten. Aber Jericho hat er eigentlich gar nicht eingenommen. Es fiel, als die Priester es umschritten und in die Posaunen bliesen. Nicht durch Schwert oder Macht fiel es, sondern durch Gottes Tat. Und so ging es weiter und immer weiter. Es war kein leichter Weg. Die ganze Zeit des Lebens Josuas gab es Auseinandersetzungen, Kämpfe. Aber das Leben hatte für die Israeliten neuen Sinn bekommen. Und wenn sie auch in der Minderheit waren, waren sie doch immer wieder stark und fest, weil Gott mit ihnen ging, mit ihnen war, etwas mit ihnen und durch sie machen wollte.

Das wollen wir uns heute sagen lassen. Jemand hat einmal ausgesprochen: *Einer mit Gott ist immer in der Mehrheit.* Das ist ein kühnes Wort.

Es gilt wohl nur in Ausnahmefällen. Aber das Wort des Paulus wollen wir uns zu Herzen nehmen: *Gott ist in den Schwachen mächtig*. Gerade weil wir nicht mehr die Kraft, den Elan und das Durchsetzungsvermögen von einst haben, stehen wir im Segen Gottes, unter seiner Verheißung. Lasst uns alles, was in diesem Jahre geschieht, von diesem Wort der Schrift aus verstehen lernen. Wir gehen in das verheißene Land, wir überschreiten den Jordan, Gott will uns in seine Zukunft führen, in seine wunderbare Zukunft, in die zu gehen nicht leicht ist, in die wir aber als Gesegnete, in der Führung und Leitung durch ihn selber eintreten. Das geht freilich nur, wenn wir uns immer neu an sein Wort halten und von ihm Kraft schöpfen. Denn nicht in uns selber ist die Kraft, wohl aber in seiner Verheißung. Wer so die Zukunft aus Gottes Hand annimmt, kann freudig, stark und fest sein. Das gebe uns allen der Herr, er schenke es jedem von Euch einzeln.

Für uns könnte dieses Wort so lauten:

So spricht der Herr zu seiner Gemeinde an der Schwelle des Neuen Jahres: Mache dich auf, dem Neuen entgegen, zögere nicht. Ich führe dich in die Weite meines Segens, in meine Zukunft. Ich werde dich nicht verlassen, sondern für dich kämpfen, deinen Weg ebnen. Schau nur auf mich, höre auf mein Wort und lass dich führen. Und du wirst erfahren, dass ich dich trage, immer mit dir bin.

Rechenschaft über die Hoffnung*

Lieber XY, Du hast mich gestern abend mit Recht gefragt: Was wird sein, wenn all dies, was Du siehst, zusammenbricht? Und dazu hast Du gemeint: Wäre es nicht wichtiger, und vielleicht auch christlicher, wenn wir über Christus mehr predigen würden? Dazu kann ich Dir nicht mit aller Ausführlichkeit antworten, aber einiges dazu ist doch zu sagen: Ich predige so, wie ich predigen muss, nicht weil ich das aus irgend einer Schule habe, sondern, weil ich die Dinge so sehe und darum nicht anders kann. Wenn es so nicht sein kann und darf, muss ich auf das Predigen verzichten.

Aber nun zur Frage: Was passiert, wenn ...? Ich frage zurück: Was ist passiert, als Jesus plötzlich gekreuzigt wurde und alles zerbrach, nachdem Jesus doch seinen Jüngern gesagt hatte, dass das Leben mehr als die Nahrung sei und Gott dafür sorgen werde? Aber vielleicht sollte man sich nicht mit Jesus, die eigene Zeit nicht mit jener vergleichen. Dann frage ich: Was ist passiert, als die Deportierten Israeliten aus Babylon nach Hause kamen und keine blühende Wüste vorfanden, wie sie Deuterocesaja angekündigt hatte? Was ist passiert, als das Gericht nicht kam, von dem Jesaja sprach? Was ist passiert, als Daniel nicht Recht behalten sollte mit seiner Weissagung betreffend den Tod des Antiochus IV. Epiphanes? Was ist passiert, als die frommen Leute erlebten, dass das Weltende nicht 1836 oder 1841 kam? Ich könnte fortfahren ... Die Frage ist für mich nicht, was passiert wenn ..., sondern, was passiert heute. Wenn wir heute Hoffnung haben und in der Kraft der Hoffnung etwas aufbauen, dann bleibt das und hält sich in Zusammenbrüchen durch. Meine Zweifel beginnen an dieser Stelle nicht, sondern einzig und allein dort, wo ich mich frage, ob ich tatsächlich die Leute, vor allem die Jugend erreiche und somit wirklich etwas aufbaue und nicht nur Seifenblasen erzeuge. Wenn ich das Letztere tue, weiß ich auch nicht mehr weiter. Aber ich will auch nicht weiter wissen, denn ob man Leute erreicht oder nicht, hängt nicht an einem selber, da spielen ganz andere Faktoren eine Rolle, die wir mit Art. 5 der Augustana umschreiben wollen: ... ubi et quando visum est Deo (*wann und wo es Gott gefällt*).

* Brief vom 6. Januar 1994, leicht stilisiert.

Aber ich habe die christologische Sicht betreffend noch eine Frage: Ist nicht das die eigentlich historisierende Sicht? Wenn ich den gegenwärtigen Christus predige, komme ich zwangsläufig in eine andere Dimension. Dann ist es doch ganz egal, ob ich Gott oder Christus als begleitend und tragend verkündige. Ob der Erhöhte oder der Weltschöpfer verkündigt wird, ist nur eine Wort- oder Begriffsfrage. Verkündige ich aber den Sühnetod Christi etwa und lebe nicht Vergebung vor, dann erlebt der Hörer nicht den Sinn solcher Verkündigung. Predige ich über die Tatsächlichkeit der Auferstehung, bin ich ganz am Historischen interessiert, und bewege damit die Leute nicht. Es ist unsere Aufgabe so zu predigen, dass die Leute den aktuellen Bezug spüren, dass sie begreifen, dass Gott mit uns geht, uns nicht verlässt, uns nahe ist, uns wieder Hoffnung gibt usw. Wenn das nicht durch unser Leben deutlich wird, dann ist das freilich ein Unding. Darum ist für mich jetzt ganz besonders fraglich, ob durch mein Tun das, was ich predige, abgedeckt ist. Gelingt das nicht, habe ich mich übernommen, dann bin ich ein falscher Prophet und habe die Last dieses falschen Weges zu verantworten. Ich weiß ganz genau und bekomme es auch immer wieder zu spüren, dass ich durch meine Verkündigung längst nicht mehr nur noch Aussagen mache, sondern mein Leben mit auf die Waagschale lege. Wenn ich Falsches sage, habe ich mein Leben verfehlt. Darum habe ich auch so nervös reagiert. Denn ich kann nur so. Und wenn ich Tiefen habe – und ich habe gewaltige –, dann lese ich in meinem Neuen Testament und höre immer dieselben Töne. Ich höre, das *Ich bin mit dir*, in vielfältiger Variation immer neu und muss es darum weitersagen. Natürlich kann ich damit zu jenen Heilspropheten aufrücken, gegen die sich etwa Jeremia wendet. Aber ich kann nicht anders.

Und wenn tatsächlich alles anders kommt? Wenn wir dann leben, werden wir dann die Gegenwart deuten, die dann kommt. Und wenn es so sein sollte, dass ich dann aufgrund meines Redens heute verurteilt werde, werde ich es hinnehmen – und zwar aus derselben Hand, aus der ich jetzt die Gegenwart annehme. Du wirst daraus die Stimme Hiobs hören, der auf die erlebte Katastrophe hin feststellte: *Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt* (Hi 1,21). Natürlich ist das leicht gesagt und unendlich schwer durchzustehen. Aber was soll's, wenn ich anders nicht kann. Ich wurde schon einmal gefragt, was geschieht, wenn es nicht so kommt, wie ich es sehe, und konnte nur antworten: Dann habe ich mein Leben verfehlt. Und weil ich dieses weiß, ist alles so ernst. Aber ich danke Gott, dass er es mir geschenkt hat, in diesem Sinne wesentlich leben zu dürfen. Ich weiß, dass mein Leben Ewigkeitswert gewinnen

oder verlieren kann und tue darum alles, was ich tue, aus einem inneren *Muss* heraus. Und darin sehe ich mich den Propheten gleich. Auch sie konnten nicht anders. Und was herauskam, kam heraus. Mit sagt eine innere Stimme, dass ich mein Leben auf jeden Fall verfehle, wenn ich anders bin und handele, als ich sein und handeln muss, anders predige, als ich jetzt predigen zu müssen meine. Und weil mich dieses Bewusstsein trägt, rede ich so, wie ich muss. Und wenn es sich als falsch erweisen sollte, war es eben falsch. Aber kann in solchen Tiefen die Frage richtig oder falsch noch gestellt werden? Hat Sokrates richtig oder falsch gelehrt? Alle unsere Kriterien, die wir haben, sind historischer Natur, d. h. sie haben sich in der Vergangenheit herausgestellt und bewährt, nicht im Heute. Das gilt auch für eine christologisch orientierte Predigt. Sie hat sich im Laufe einer langen Geschichte durchgesetzt, aber eben in der Geschichte. Für Umbruchszeiten gelten aber andere Gesetze. Das meint der Spruch des Jeremia, dass die Weisheit der Weisen zunichte wird. Er meint, wenn Gott handelt, gelten neue Regeln. Das ist es wahrscheinlich, was auch Dich so irritiert. Ich verstehe das gut, denn ein großer Teil meines Denkens ist ja auch weisheitlich geprägt, d. h. auf Kontinuität angelegt. Aber meine Deutung der Gegenwart ist nicht weisheitlich, vielleicht auch mein Tun nicht. Was herauskommt, wenn ich so von innen heraus lebe, weiß ich nicht. Gewiss ist für mich bloß, dass ich mein Leben verfehle, wenn ich es anders tue.

Die große Stunde*

Es ist wunderbar zu erleben,
dass es Ordnungen gibt, die halten.

Noch wunderbarer zu erleben,
getragen zu sein, wenn sie brechen.

Die Höhen des Lebens auskosten
will jeder.

Die Tiefe des Lebens ausloten,
kann kaum einer,
und jeder scheut davor zurück.

In der tiefsten Tiefe
die wahre Höhe erleben,
ist das Geschenk der großen Stunde.

Solche und ähnliche Gedanken kann man haben, wenn man die Passionswoche beginnt. Sie zeigt am Palmsonntag einen Jesus, der verherrlicht wird. Höhenflug des Lebens: *Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn*. Strahlender Himmel, freudige Menschen, Jubel überall. Und sie führt in das Nach-Denken über den schrecklichsten Tod: am Kreuz: *O, Mensch beweine ...* Mit-Freude und Mit-Leiden, Höhe und Tiefe, in einer Woche.

Dabei wird deutlich: Die Höhen des Lebens können rasch gefolgt werden von den Tiefen. Und der Weg in die Tiefe kann unversehens eintreten. Niemand ist davor sicher. Nie.

Das Evangelium sagt uns, dass wir in der tiefsten Tiefe nicht verloren sind. Sondern gehalten. Gerade dort gehalten. In größtem Leid. Auch wenn wir schreien: *Mein Gott, warum hast du mich verlassen*. Nicht wir bringen die Welt in Ordnung, sondern Gott und auf sehr sonderbare Weise. Nicht am Schmerz, am Leid vorbei, sondern durch es hindurch.

Wer dies begreift, nach-denkend begreift, hat seine große Stunde.

* Wort zum Sonntag, ADZ (Allgemeine Deutsche Zeitung), Passionszeit 1994.

[...] Wir haben als Thema für das heutige 4. Sachsentreffen die beiden Worte gewählt *Leben heute*. Damit wollten wir bewusst weg von den drei vorhergehenden Treffen, die von historischen Ereignissen geprägt waren. Wir sind jetzt so weit, dass wir uns den Realitäten stellen wollen.

Diese Realitäten sind in einer Weise widersprüchlich, dass es kaum jemand schafft, sie zusammenzusehen. Wir erleben Sterben des Althergebrachten und Erwachen des Neuen in einer Weise, dass wir alle damit kaum zurechtkommen. Da sind einerseits die vielen Gemeinden, die immer kleiner werden und sich kaum noch selbst verwalten können. Und da ist andererseits Aufbruch in einigen, freilich wenigen Gemeinden und in den Städten. Es verändert sich alles und zwar in einem so schnellen Tempo, dass es einem den Atem verschlägt.

Aber nicht nur im Verhältnis Stadt-Land ist das so, sondern im Ganzen. Wer von uns hätte daran gedacht, dass er selber denken und handeln muss, wenn etwas werden soll? Wir waren gewöhnt, in der Kollektivwirtschaft, auf der Staatsfarm oder in der Fabrik zu arbeiten und neben dem Gehalt uns ab und zu mal was nach Hause mitzunehmen. Aber unser Handlungsspielraum war eingeeengt, Privatinitiative war nicht gefragt, wohl aber Gehorsam. Jetzt fallen die Sozialsysteme mit der Diktatur in sich zusammen, und wir fühlen uns verunsichert. Es war in mancher Hinsicht leichter im Kommunismus, als es heute ist.

Wer frei ist, muss Freiheit durchstehen. Und Freiheit ist immer eine teure Sache. Das wussten unsere Väter. Denn Freiheit heißt Verantwortung, heißt gerade stehen, für das, was man tut. Wir aber haben gelernt, uns zu beugen und nur im kleinen Rahmen, daheim und bei Freunden, unsere Freiheitsinsel zu pflegen. Unser Leben wird schwer. Aber wir haben neue Möglichkeiten. Echte Möglichkeiten. Und wer genau hinsieht, merkt, wie sich alles bei uns verändert. Es ist nicht nur leicht, nicht nur schön. Es ist auch erschreckend. Aber ebenso voll Verheißung.

Liebe Freunde, Gott hat nach uns gegriffen. Es ist schrecklich, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen. Aber immer segensreich. Einen Teil davon spüren wir heute.

^{*} Ansprache beim 4. Sachsentreffen in BIRTHÄLM, am 17. September 1994.

Advent 1994

Hoffnung
in allen Lebenslagen
schenkt uns Gott
in seiner Verheißung.

Hoffnung für einander,
miteinander,
für uns alle,
für die Welt.

Hoffnung,
die die Welt verändert,
wie Jesus sie verändert hat,
als er kam.

Hoffnung, ein Geschenk
für jedermann,
der sich beschenken lässt,
damit aller Hoffnung wachse.

Hoffnung,
das Weihnachtsgeschenk.

Getragen in der Not*

Predigt über Matthäus 5,1–12

Es sei mir gestattet, am heutigen Tag zunächst mit einer Adaptierung unseres Textes auf die Situation zu beginnen, der wir heute gedenken, und die Seligpreisungen neu zu formulieren:

Selig seid ihr, Entrechteten,
Gott schützt euch.
Selig seid ihr von der Heimat Verschleppten,
Gott ist eure Heimat.
Selig seid ihr, von der Familie Getrennten,
Gott will euch Vater und Mutter sein.
Selig seid ihr Leidtragenden,
Gott wird euch trösten.
Selig seid ihr Hungrigen und Durstigen,
Gott wird euch satt machen.
Selig seid ihr Müden und Kraftlosen,
Gott ist und bleibt eure Stärke.
Selig seid ihr Geschundenen,
Gott heilt eure Wunden.
Selig seid ihr, die ihr ruht in fremder Erde,
Gott schenkt euch seinen Frieden.

Selig seid ihr, wenn euch die Menschen Lasten auflegen, euch nötigen und zwingen zu Dingen, die ihr kaum leisten könnt. Seid getrost. Gott verlässt euch nicht.

Selig seid ihr, wenn euch Menschen misshandeln und als Feinde betrachten, obwohl ihr mit ihnen Frieden halten wollt. Gott wird euch belohnen, auf seine Weise.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenen grausigen Tagen des Januar 1945 vergangen, jenen Tagen, derer wir uns nach dem Willen der Machthaber nicht erinnern sollten, weil die Machthaber nur Segen über uns gebracht

* Am 15. Januar 1995 aus Anlass der 50. Wiederkehr der Deportation in die Sowjetunion gehalten.

haben, wie sie sagten, derer wir uns aber auch offiziell nicht erinnern durften. Der vor und im Krieg verübten Ungerechtigkeiten auf der einen Seite durfte man sich erinnern, man musste es sogar, die andere Seite der Medaille durfte nicht gezeigt werden.

Ein halbes Jahrhundert, das ist eine lange Zeit. Nur noch die älteren Gemeindeglieder erinnern sich daran, für die jüngeren ist das alles längst verfliegen. Darum kann man sich auch immer wieder die Frage stellen: Hat es einen Sinn, all das Verfllossene wieder hervorzubringen, gewissermaßen auszugraben? Sollten wir uns nicht damit begnügen, dass wir die Geschichte der Deportierten hören und lesen und sie selber achten und schätzen? Ist es nötig, dies alles ins Bewusstsein, auch der Öffentlichkeit, zu bringen? Es gibt ein Sprichwort: Gehabte Schmerzen sind mir lieb. Und es ist ja auch so, Kinderkrankheiten stärken den Körper, durchgestandene Leiden werden in gewisser Weise dann doch auch verklärt.

Aber eben nicht alle. Es gibt Schmerzen, die man nicht vergessen kann, und die auch im Bewusstsein eines Volkes bleiben, wenn nicht Mechanismen gefunden werden, diese Schmerzen zu verkraften. Die Zeit heilt nicht alles, im Gegenteil, sie kann auch einiges verhärten, sie kann Leiden kumulieren, wie einen Explosionsstoff, der immer gefährlicher wird.

Auch Christen zugefügtes Leiden steht unter solchem Gesetz. Gewiss, das Christentum bietet, wie ich glaube, die größte Kraft zur Verarbeitung seelischer Leiden an, denn es stellt den Gekreuzigten, den Leidenden in die Mitte seiner Verkündigung, in die Mitte christlichen Lebens. Und die christliche Predigt und Ermahnung schärft immer wieder ein, dass wir durch das Kreuz zum Heil finden. Viele, die sich auf diese Botschaft einlassen, finden Kraft in solchen Worten und geben die empfangene Kraft weiter. *Christus ist unser Leben*, haben wir darum auf die Tafel geschrieben, die zum ersten Male in unserm Gottesdienst zu sehen ist und der Opfer des Krieges und der Deportation gedenken will. *Christus ist unser Leben*, das haben die vielen evangelischen Gemeindeglieder dort in dem ersten frostigen Winter im Donezbecken und im Ural immer wieder neu erlebt, wenn auch nicht alle und nicht andauernd. Er war dabei. Sie haben darum miteinander, meist im Verborgenen Gottesdienste gefeiert oder sich mit Gesangbuchversen zu trösten versucht. Hier war eine angebotene Kraft, und sie hat viele gehalten, gestärkt, getröstet. Dieses Angebot der Kraft für die Leidenden ist in den Seligpreisungen angesprochen. Die Seliggesprochenen sind nicht glücklich, sie erleben gerade das Gegenteil. Aber in den Seligpreisungen erhalten sie die Verheißung und den Zuspruch der Hilfe Gottes. Wer sie im Glauben bei Erfahrung des Gegenteils annimmt, erlebt Gottes Beistand.

Aber neben der Erfahrung des Getragen-Seins von Gott hat es auch die vehemente Frage gegeben: Wenn es einen Gott gibt, wie kann er das alles zulassen? Waren denn jene, die deportiert wurden, schuldiger geworden als andere? Es gab Leute, die diese Noterfahrung als Buße für Schuld verstanden haben, auch wenn es nicht die Mehrheit war. Denn jeder hat für sich eine Erklärung für dieses unaussprechliche Leid gesucht, gefunden haben sie nicht alle, vielleicht auch nicht viele, denn es gab keine Erklärungen. Auch heute, da wir 50 Jahre danach leben, wissen wir die Erklärung nicht. Es mag politische Erklärungen geben; wie sich dies alles aber mit unserm Glauben verträgt, bleibt eine offene Frage.

Aber das Sonderbare ist es, dass sich in diesen Rätseln des Lebens tatsächlich Gott am Werke zeigt. Nicht die Höhepunkte des Lebens bringen uns weiter, sondern die Tiefen, die uns in der Tiefe berühren. Und darum ist unser heutiges Schriftwort für uns wichtig. Die Seligpreisungen ergehen an Leidende, an Geschlagene, an Verfolgte, an Hilflose und Hilfreiche. Selig wird gepriesen, wer vom Leben nicht gesegnet erscheint, wer auf der Schattenseite des Lebens steht, wer hilflos, geschlagen, verzweifelt ist. Darum können wir mit den Seligpreisungen an jene Jahre der Schreckens denken und uns sagen lassen: Gott war dabei. Und er ist dabei. Auch heute. Mitten unter uns. In all den Ungereimtheiten des Lebens. Christus ist und bleibt unser Leben.

Denn unser Leiden hat ja nicht ein völliges Ende gefunden. Zwar sind die Jahre der Angst gewichen; wir dürfen wieder sagen, was wir denken, wir dürfen neu planen und nicht nur träumen. Aber die Not ist nur leichter geworden, nicht gewichen. Am meisten erleben wir, dass uns die Angst nicht mehr bedrängt, jene Angst, die uns innerlich umtrieb, wenn wir von einem Polizisten angehalten oder von einem höheren Beamten angesprochen wurden. Das System, das mit Angst arbeitete, ist weg. Aber die neue Freiheit brachte uns neue Nöte. Wir hätten viel mehr Kraft gehabt, wenn die Jahre der Verschleppung dann auch das Ende der Schreckenszeit eingeleitet hätten. Aber wir leiden heute noch darunter, dass mit jener Schreckenszeit auch die Schreckensherrschaft begann mit Enteignung und Zwang, mit der Vermassung bis zur Unkenntlichkeit. Wir haben das alles noch nicht verarbeitet und haben dazu die Vereinsamung und Vereinzelung unserer Gemeinschaft als neue Not hinzu bekommen. Darüber wollen wir aber heute nicht klagen, sondern uns die Seligpreisungen, nochmals für uns heute variiert als Wort Gottes sagen lassen:

Selig seid ihr Einsamen,
die ihr unter vielen Menschen
keinen Nächsten findet.
Der Herr lässt euch nicht allein

Selig seid ihr Bedrängten –
durch Unsicherheit
und ständige Veränderung.
Der Herr ist euer Helfer

Selig seid ihr Leidenden
an Krankheit und Gebrechen,
an euch selber.
Der Herr trägt euch täglich

Selig seid ihr Verunsicherten –
in euren Gefühlen, in eurem Bewusstsein,
in eurem Innersten, in eurem Glauben.
Der Herr ist euch nahe

Selig seid ihr,
wenn ihr nicht mit der Welt zurechtkommt
und Hilfe bei Gott sucht.
Er führt euch auf seinem Weg.

Mit solchen Worten wollen wir versuchen, das Gewesene zu verarbeiten,
damit es als verarbeitetes Leid Segen wirke, einen Segen, der nur vom
Kreuze Jesu, von Christus selbst, fließen kann, der unser Leben ist.

Wenn wir das Wort *Ostern* hören, denken wir an den Beginn des Frühjahrs, an Blumen: Veilchen, Narzissen, Märzbacher, an blühende Sträucher und Bäume, an die Sonne, die leuchtender scheint, an erste frohe Tage draußen, wo es zu grünen beginnt. Noch sieht alles wie tot aus, die Erde gleicht an verschiedenen Stellen der Mondlandschaft. Aber wir wissen, dass wir das Erwachen der Natur, der Schöpfung unseres Gottes, als neues Leben aus dem Tode bald erfassen werden. Ostern als neues Leben, Auferweckung aus den Toten. Darf man das so sagen?

Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem, was wir in der Natur erleben und dem, was die Botschaft des Evangeliums sagt, wenn sie von der Auferweckung Jesu von den Toten spricht. Die Natur ist nur in den Winterschlaf versunken gewesen, sie erwacht durch die Kraft der Sonne. Jesus war tot und wurde erweckt zu einem neuen Leben, einem anderen Dasein. Er ist nicht aus dem Schlaf erwacht, sondern verwandelt worden.

Man kann Ostern als Gemeinschaft wie das Erwachen der Natur erleben: Man hat neuen Mut, neue Freude, neue Kraft, man geht wieder in die Berge, singt wieder Lieder, trifft sich wieder im Freien oder sonstwo, das Leben darf sich neu entfalten, auch für die Gemeinschaft. Aber das, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, lässt sich damit nur begrenzt vergleichen. Wir waren nicht in den Winterschlaf versunken, von dem wir nun erwachen dürfen, wir waren in ein großes Sterben hineingezogen worden, gerieten nahe an die Grenze des Todes. Viele haben aufgegeben. Aber siehe da: Wir melden uns an ganz verschiedenen Stellen wieder zu Wort, Jugendliche haben neue Hoffnung, und die uns tot gesagt haben, erleben, dass mehr da ist, als sie dachten. Einer der Besucher unseres Mai-Festes im vergangenen Jahr sagte ganz überrascht: So viele seid ihr?

Was wir erleben, ist nicht Neu-Besinnung, Erwachen, sondern Leben aus den Toten, ein Getragen- und Geführt-Sein von dem Gott, der Totes auferweckt, dort Hoffnung und Freude stiftet, wo niemand mehr solche sieht.

Wenn die ersten Christen sagten: Jesus ist auferweckt worden, bezogen sie das ganz auf ihr Leben. Sie hatten erfahren, dass sie auferweckt wurden zu neuem Leben als Menschen, die nur noch hatten vegetieren können, aber kein Leben hatten und sich darum ganz dem Tode preisgegeben wussten. Sie erfuhren das neue Leben als gewandelte Menschen in der christlichen Gemeinde mit neuer Hoffnung, neuer Freude.

So kann es auch für uns werden. Denn die Erneuerung unserer Gemeinschaft erfahren wir auch als ein Getragen-Sein. Wir hatten die Hoffnung aufgegeben. Wir wussten uns verloren, preisgegeben. Aber wir dürfen Leben, Lebenssinn finden. Freilich, was wir geworden sind, ist etwas Anderes als was wir waren. Wir sind eine andere Gemeinschaft in vieler Hinsicht. Gott hat uns nicht nur gehalten, sondern in der Krise auch verwandelt. Auch als Gemeinde. Darum gleicht das, was wir erlebt haben und erleben, weitgehend der Auferweckung Jesu, dem großen Ostertag. Und so feiern wir heute Ostern und die Freudenzeit in dem Bewusstsein, dass wir neues Leben gefunden haben und neue Freude haben dürfen. Er hat uns nicht dem Tode preisgegeben, sondern neues Leben geschenkt und uns verwandelt.

Und so dürfen wir hoffen, dass der neu gefundene Lebenssinn ein kleines Zeichen dafür ist, wie Gott immer hält und verwandelt, ins Kreuz führt und Auferstehungsleben schenkt. Auch in unserer letzten Stunde.

[...] Wir haben in den letzten fünf Jahren eine sonderbare Erfahrung gemacht. Während die Mauern, die uns gefangen hielten, fielen und der Freiheitsdrang sich unser bemächtigte, erlebten wir auch den rapiden Schwund unserer Gemeindeglieder, 60 % allein im Jahre 1990. Und mitten in dieser Zeit des freien Falls erfuhren wir, dass das Gebiet unserer Ausstrahlung weit größer ist als unsere Seelenzahl, als unsere Arbeits- und innere Kraft. Erstmals begegnete mir das Phänomen am ersten Jahrestag der Revolution, am Ende dieses schmerzreichen Jahres 1990, als mir, aufgefordert an die versammelte Menge auf dem großen Ring zu sprechen, nach meinen ersten Worten der spontane Ruf entgegen schallte: *nu plecaci, nu plecaci* (fährt nicht weg, fährt nicht weg), und auf meine anschließende Aufforderung zum Gebet hin die ganze Menge niederkniete. Es bestätigte sich bei den Kommunalwahlen, wo landesweit mehr Rumänen, in dieser Stadt doppelt so viele, die Liste des Demokratischen Forums der Deutschen wählten als wir eigene Wähler zählten. Wir sahen, wie die deutschen Schulen von rumänischen Kindern und Eltern gewünscht sind und unser deutscher evangelischer Religionsunterricht erbeten wird in einem Ausmaß, das uns zunächst kräftemäßig überforderte.

Und weil dieser Gesichtspunkt gestern abend zu kurz kam, möchte ich an dieser Stelle den vielen treuen Lehrern das Zeugnis ausstellen, dass sie die Wende viel rascher als wir Pfarrer als Chance zum Wandel erkannten und sich darauf einstellten. Die Art, wie sie entsagungsvoll und gewissenhaft ihren Dienst tun, ist für uns vorbildlich und beschämend zugleich, insofern sie das verwirklichen, was wir predigen. Dass wir in dieser Stadt in rund 60 Klassen evangelischen Religionsunterricht halten können, verdanken wir diesen Lehrern und Schulleitungen. Aber auch die Treue der Gemeindeglieder soll nicht unerwähnt bleiben. Bei einer Seelenzahl von 2200 Gemeindegliedern ist das Kirchenschiff sonntäglich voll besetzt, wir finden immer wieder Mitarbeiter.

So erfuhren wir in dieser Zeit, wie Gott sich erbarmt und zugleich schlägt, mitten in der Befreiung schwächt und nur täglich, aber täglich neu

* Aus der Ansprache zur Begrüßung von Bundespräsident Roman Herzog am 17. Mai 1995 in der Stadtpfarrkirche.

die Kraft gibt, das zu tun und auszuführen, was von uns als Christen und als Menschen erwartet wird, wie wir es nie erlebt und auch von unseren Vorfahren nie gehört haben.

Wir leben in einer Umbruchszeit, wie sie die 850-jährige Geschichte unseres Völkchens nicht gekannt hat, in einer schweren, aber gerade darum auch chancenreichen Zeit, in der wir die Grundlagen unseres Mensch- und Christ-Seins neu durchdenken müssen und dürfen, an Fundamenten bauen und damit beitragen können, dass Gott aus uns, mit uns und durch uns etwas Neues wachsen lässt. Wir erfahren den Gott, der in den Schwachen mächtig ist, der ins Leiden hineinzieht und Anteil gibt an der Kraft der Auferstehung in einer Weise, die erschreckend und wunderbar zugleich ist. Unser Leben ist geprägt von vortastendem Ahnen und gerade darum wissen wir uns geführt, gehalten und getragen von dem, dem dieser unser gemeinsamer Gottesdienst gilt. Diesem Herrn unser aller befehlen wir auch Sie, Ihre Familie, Ihr Land. Er segne uns alle, auch unser Land und seine ganze Schöpfung.

Der Auftrag einer evangelischen Kirche in nachkommunistischer Zeit*

Es sei mir gestattet, eine sehr alte, im 18. Jahrhundert im Wortlaut festgelegte Einleitung zu einer Festveranstaltung auf den heutigen Anlass hin zu variieren, und somit in teilweise gebundener Sprache zu beginnen:

Erstlich wollen wir von Herzen Gott, dem lieben himmlischen Vater, danken für all das Gute, das er uns erweist und erwiesen hat und wollen ihn anrufen, dass er uns nicht mehr auferlege, als er weiß, dass wir tragen können. Unter anderem wissen wir wie diese Zeiten vergehen und andere herbei kommen. So ist auch diese Herbstzeit angebrochen, die uns den Geburtstag unseres lieben Freundes und Bischofs D. Georg Kretschmar gebracht hat. Und weil wir wissen, dass wir allein nicht feiern können, habt Ihr zusammengerufen Freunde und Bekannte, Ehrengäste und Helfer und habt dieses Fest bestellt ...

Wir wollen tatsächlich zu allererst Gott dem Herrn danken. Dass wir hier zusammenkommen werden und zusammenkommen können, haben wir alle anlässlich des 60. Geburtstages unseres Jubilars nicht denken können. Nicht nur, dass er damals in München im Kreise seiner Kollegen an der Universität und den vielen Freunden geehrt und geschätzt war und niemand daran dachte, er werde nach seiner Emeritierung nochmals eine ganz große Aufgabe übernehmen, die ihn in die Ferne bringt; die ganzen umwälzenden Ereignisse, die das Bild Europas und der Welt verändert haben, waren damals unvorstellbar. Wir können die Ursache dieser Entwicklungen aufzuzeigen versuchen, das Wirken großer Männer dahinter sehen. Aber bereits M. Luther hatte uns singen gelehrt:

*Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit, soll die Gemeinde sagen,
Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit, wir müssten gar verzagen.*

Dass wir Gottes Wirken in solcher Weise erleben dürfen, haben wir vor zehn, vor acht Jahren, ja sogar vor sechs Jahren, am 31. August 1989, noch

* Festrede zur Feier des 70. Geburtstages von Bischof D. Georg Kretschmar, St. Petersburg, am 2. September 1995. Leicht gekürzt.

nicht gedacht, wiewohl wir damals den Atem anhielten, als die Ungarn die Grenzen nach Österreich geöffnet hatten. Damals konnte sich niemand vorstellen, dass die vielen kleinen evangelischen Gemeinden, die wir mehr ahnend im Gebet begleitet hatten und nur wenig von ihnen wussten, zu einer Kirche zusammenfinden werden, die zaghaft und unter vielen und großen Schwierigkeiten, den ihr von ihrem Herrn vorgezeichneten Weg geht. Denn dass dieses Experiment gelingen wird, konnten wir alle am Anfang des Weges nicht wissen. Wir sind heute erstaunt darüber, was wurde, wissen aber um die immensen Nöte und Probleme dieser noch ganz in den Kinderschuhen der Entwicklung stehenden Kirche.

Darum gilt ihm, und ihm allein, dem Herrn unserer Geschichte, dem Herrn unseres Lebens, dem Herrn seiner Gemeinden und seiner Kirche unser erster und unser letzter Dank.

Freilich, Kirche besteht aus Menschen, die sich in den Dienst ihres Herrn stellen und in diesem Dienst immer neu auf seine Stimme hören. Und darum haben wir auch Menschen zu danken, in erster Linie unserm Jubilar. Aber nicht nur ihm, sondern ebenso dem Vorgänger, Bischof Kalnins, den vielen Kursteilnehmern, den Predigern in den Gemeinden, den Räten der Brüder, den oft in aller Stille wirkenden Schwestern, den Engagierten und denen, die sich begeistern ließen, den Rufern zu neuem Beginnen und den Stillen im Lande, nicht zu vergessen, den vielen Begleitern, die zum Teil mit großem Einsatz auch von Geld und anderen Hilfsmitteln zur Stärkung und Festigung der Gemeinden und ihres Auftrages beigetragen haben und betont zuletzt den engsten Mitarbeitern des Jubilars: Stefan Reder und Verena Dilger. Euch allen vielen Dank.

Weil das Sinnbild der Kirche der Gekreuzigte ist, sind Zeiten der Not, der Bedrängnis, der Unterdrückung für die Kirche oft Wege Gottes zur Stärkung der Gemeinden. Unter Druck weichen die Getragenen nicht zurück. Sie werden gestärkt. Dies hat R. A. Schröder schön in die Strophe gekleidet:

Es mag sein, dass Frevel siegt,
wo der Fromme unterliegt;
doch nach jedem Unterliegen
wirst du den Gerechten sehn,
lebend aus dem Feuer gehn,
neue Kräfte kriegen.

Aber es gibt Zeiten, die auch die Gerechten kaum oder nicht überstehen. Wir sprechen nicht gerne darüber. Aber Mk 13,20 hält fest, dass, wenn Gott die Tage nicht verkürzt, kein Mensch gerecht wird, gemeint ist, dann hält niemand durch. Gott sei es gedankt, dass diese Tage des Kammers und des Druckes verkürzt wurden, so dass sichtbar Gerechte, rechte Christen da sind.

Aber sie stehen heute vor einer Aufgabe, für die sie, für die wir nicht zugerüstet sind. Das war für die wolgadeutschen Gemeinden nicht anders, als sie sich mit dem Kommunismus in den zwanziger Jahren abfinden mussten, als sie in die Deportation zu Beginn des Einmarsches deutscher Truppen in die Sowjetunion geschleppt wurden, als sie sich in den späten fünfziger Jahren zu sammeln begannen und Gemeinden gründeten. Es waren immer Anfänge auf Trümmern, auf denen man mit den hergebrachten Formen des Lebens nur schwer zurechtkam.

Und dennoch gibt es heute einen gravierenden Unterschied, der uns bewusst werden muss. Gemeinde unter Druck findet sich unter dem Kreuz zusammen. Es fallen zwar viele ab, aber der Druck zwingt die Gemeinde zusammenzuhalten, und sie kann sich immer an dem Bild des Gekreuzigten aufrichten. Und sie kann zusätzlich auf die lange Geschichte des Märtyrerdaseins der Kirche zurücksehen. Zum Stehen unter Druck hat die Kirche im Laufe der Zeit Instinkte entwickelt. Das kann sie, weil ihr Herr durchhielt, weil ihre Heiligen nicht nachgaben, weil ihre Väter standhaft blieben, auch wenn es wenige waren.

Unsere Zeit aber fordert von uns nicht ein Stehen, sondern eine Mobilität, eine Flexibilität, wie wir sie nicht gekannt haben. Jetzt haben sich neue Möglichkeiten ergeben, die wahrzunehmen jeder für sich neu gerufen ist. Jeder kann sich frei bewegen. Wo Raum und Freiheit genug sind, sich zu bewegen, wie man will, entsteht Chaos, jenes kreative Chaos, aus dem heraus sich alles entwickeln kann, wie die Alten meinten. Aber gerade in solchem Chaos kreativ zu bleiben, heißt neue Formen entwickeln, die dieses Chaos langsam in eine Gestalt bringen, so dass nicht die Angst über das, was unbekannte Kräfte tun, sondern die Freude darüber, was uns gelingt, dominiert. Im Kommunismus war die Angst kanalisiert. Sie galt der Maschinerie, die Druck erzeugte. Heute spürt man wenig Druck, wohl aber Bedrängnis von vielen kleinen oder größeren Gruppen, von undefinierbaren Mächten. Meistens ist es sogar schlimmer, man sieht Abgründe, unausgefüllte Löcher, gähnende Tiefe, wo sich nichts bewegt, wo es nirgends hin will, weder besser, noch schlechter wird, sondern hoffnungslos auf der Stelle bleibt, wie eine ganz zähflüssige Masse, mit der man nichts, aber auch gar nichts machen kann.

Das ist das Neue unserer Zeit, mit dem wir uns so schwer zurechtfinden, auch weil uns jeder Punkt fehlt, der einigermaßen fest ist und von dem aus wir versuchen können, erste Schritte in ein betretbares Land zu gehen ...

Ich versuche, mich heranzutasten: Dass Christus unser Leben trägt, ist unsere Gewissheit. Dass er uns das ewige Leben schenken will, bekennen wir mit allen Christen. Dass er uns zum inneren Wandel in Reue und Buße führt, das erfahren wir im Evangelium, das predigen wir. Aber dass der Auferstandene uns zum Symbol wird, unser ganzes Leben kreativ, neu zu gestalten, immer auf das Neue, das Unbekannte, das noch nicht Gewordene, das Unsichtbare, aber eben nicht das Überirdische, sondern das Zukünftige hin, das dann doch sichtbar wird, wenn auch nur als nicht ganz gelungenes Abbild, das müssen wir neu lernen.

Es gibt Ansätze dazu, die wir ausbauen können: Ich denke an die Versammlung der Brüder in den vielen kleinen Gemeinden, die keinen Pfarrer hatten, die gemeinsam nach dem rechten Weg Gottes suchen wollten und sich in diesem Suchen mühten. Sie haben etwas von diesem Auferstehungsleben verkörpert, auch wenn sie, weil unter Druck, eher etwas ängstlich an den Geboten festhielten und der Freiheit weniger Raum gaben. Wenn es gelingt, diese Bruderräte zu aktivieren, so dass jeder Bruder, jede Schwester ihre Gaben neu einbringen und auf den anderen hören kann, wenn er oder sie mit einer neuen Idee kommt, dann gibt das eine solche Kraft, die in die Gemeinde dringt, dass man dort gewiss das Wirken des Auferstandenen erleben kann.

Die treuen Besucher unserer Seminare, sind bestimmt geeignet, diese Brüder zu aktivieren, ihnen Freude und Mut beizubringen und sie in der Gewissheit zu stärken, dass nicht nur der Gekreuzigte ihnen Vergebung ihrer Sünden, sondern mehr noch der Auferstandene ihnen Freiheit und Kraft gibt zu neuen Wegen. Sie können weitergeben, dass wir uns ganz, mit Seele und Leib in die Gemeinde einbringen dürfen. Auch mit unserm Fachwissen und Fachkönnen, auf ganz anderen Gebieten. Es ist nicht zufällig in unserm Jahrhundert betont worden, dass der Apostel Paulus I Kor 12 auch die Organisatoren in der christlichen Gemeinden als geistliche Diener ansieht und Luther gesagt hat, dass eine Magd Gott mehr dient, wenn sie in Demut und mit Fleiß ihre Arbeit tut als ein Mönch, der die Gebete vor sich hersagt.

Die Gefahr dieser Kirche sehe ich darin, dass sich in ihr Geistliche als kleine Zaren oder als Parteisekretäre gebärden, die Anweisungen geben, wie es richtig laufen soll, aber nicht die Gemeinde, die vielen Mitarbeiter in den Prozess des Nachdenkens einbezogen werden.

Und weil es um die Ausnützung der Gaben aller Christen geht, möchte ich an dieser Stelle auf die Bedeutung des brüderlichen Umganges mit den anderen Kirchen hinweisen, in erster Linie mit der Orthodoxen Kirche. Wir haben diese Beziehungen in den letzten Jahren nicht in der wünschenswerten Weise pflegen können, weil der Aufbruch alle Kräfte in Anspruch nahm. Das kann aber anders werden. Und indem wir diese Beziehungen wieder ausbauen, werden wir selber reicher, wir wachsen als Geschwister zusammen, wie es der Herr von seiner Kirche erwartet.

Vor allem aber lernen wir voneinander und aneinander. Handwerksmeister konnte man früher nur werden, wenn man bei vielen Meistern gelernt hatte. Die eigenen Gaben kann man nur entfalten, wenn man die anderer kennt und schätzt, auch wenn man es dann selber anders macht. Das Kennen und Schätzen des Anderen bleibt Voraussetzung. Es ist uns auch durch das Evangelium geboten. Ich möchte das an einer Stelle des Neuen Testaments zeigen:

Lk 6,36–42 lesen wir die Aufforderung, nicht über den Bruder zu richten mit dem anschaulichen Bild vom Splitter und vom Balken im Auge. Dazwischen steht die Feststellung: *Der Jünger ist nicht über seinen Meister ...* (Lk 6,40). Dieser Satz ist eine in sich ruhende Sentenz, die auch ganz anderswo verwendet werden kann, und bei Mt befindet sie sich an anderer Stelle. Wir fragen: Warum steht dieser Satz hier? Er zerreißt den Zusammenhang und bringt den Leser auf ganz andere Gedanken.

So will es jedenfalls scheinen. Aber mich dünkt, dass der Evangelist Lukas den Leser nicht auf andere Gedanken bringen, sondern den Hauptgedanken unterstreichen wollte: *Richtet nicht*. Im Klartext: Jesus hat gesagt, richtet nicht. Das bleibt für dich, du Christ, der du 50 Jahre später lebst, gültig. Denn du bist nicht über dem Meister. Du darfst diesen Satz nicht außer Kraft setzen. Es bleibt dabei: Du darfst nicht richten.

Wenn ich recht sehe, geht es dabei aber nicht um das Beurteilen von Tun, es geht um das Lehren. Lukas will, so glaube ich verstehen zu sollen, seinen christlichen Lesern einschärfen, dass die Lehre anders gearteter Christen nicht in ihrer Gesamtheit negativ beurteilt werden darf.

Damit scheint mir durch den Evangelisten der Ruf ausgesprochen, dass wir aufeinander hören sollen. Wer zu Christus gefunden hat, darf so lehren, wie er es von innen heraus muss, so wie ihm der Auferstandene gebietet. Richten darf der Bruder auch in dieser Beziehung nicht, das hat sich Gott für das Ende der Tage vorbehalten.

Öffnen wir mit solchen Gedanken nicht alle Türen für Sekten, Ketzern oder Irrlehrern? Soll es keine verbindlichen Normen mehr geben, von denen

her auch rechte und falsche Lehre beurteilt werden kann? Ich komme auf das Bild des Handwerkers zurück: Handwerksmeister wird man, wenn man bei vielen Meistern gelernt hat, wenn man also das eigene Können an dem der anderen misst und ausrichtet. Wer selber glaubt, er könne von sich aus alles finden, bleibt eine Pfuscher. Es gibt solche Pfuscher und Pfuscherien auch bei Christen, auch im Glaubensleben. Wir können sie gewähren lassen. Sie erreichen, dass Menschen für den Augenblick Hilfe erleben, eine Hilfe aber, die nicht währt, wie bei aller Pfuscherie. Geduld ist darum besser als Bekämpfung. Denn durch Bekämpfung erkennt man der Pfuscherie einen Wert zu, den sie nicht verdient.

Wollen wir so kreativ werden und miteinander gehen, dann haben wir einen langen Weg vor uns. Wir haben uns bemüht, Geistliche auszubilden. Die Ausbildung der vielen Mitarbeiter wird vorangetrieben werden müssen, damit die Unterschiede zwischen den Geistlichen und den Mitarbeitern wieder kleiner werden.

Bei uns in Siebenbürgen studiert ein werdender Pfarrer sechs Jahre. Wenn er dann fertig ist, hat er einen anderen Stand. Aber er ist dem Lehrer in der Schule, dem Ingenieur materiell und standesmäßig gleichgestellt. Das ist hier nicht genau so. Wir haben Handwerker und Ingenieure in Kursen ausgebildet, die vorher Laien waren, wie alle anderen. Und nach einigen Kursen waren sie plötzlich Geistliche, aus der Gemeinde herausgehoben. Und es gab im Umkreis niemanden, der ähnliches konnte oder durfte wie sie. Nimmt man dazu, dass sie im Wertsystem der Landwirtschaft zu denken gewohnt waren, dann waren sie wie jene, denen Gott eine reiche Ernte geschenkt hat, während er den anderen nichts oder nur wenig gab. Sie waren nun gerufen auszuteilen. Aber bei den geistlichen Gaben wird durch Austeilung nichts weniger. So blieben sie die Hochgestellten, die Reichen, die Besitzenden.

Denkt man aber im Sinne des Systems der Handwerker, dann müssen sich diese neuen Geistlichen bewähren. Und jene, die ähnlich begabt sind, dürfen sich ähnlich engagieren. Dadurch wird die ganze Gemeinschaft geistlich gefördert, vergleichbar etwa einem Menschen, der auf einer Baustelle eine besondere Technik lernt, und nach Hause gekommen, lernt es von ihm jeder, der will und Freude daran hat.

Nimmt man dieses alles zusammen, so wird man bedauern, dass es in dieser Kirche so lange Zeit keine Handwerksmeister der Kirche, d. h. keine ausgebildeten Pfarrer gegeben hat. Aber man wird auch nicht vergessen, dass sie systematisch ausgerottet wurden. Eine Kirche kann, das hat sich immer wieder gezeigt, auch bei den Evangelischen in der Sowjetunion,

eine Kirche kann auch ohne ausgebildete Pfarrer leben. Es finden sich Gemeindeglieder, die sich für Christus, für ihren Glauben einsetzen. Aber sie kann nur am Leben bleiben, nur überleben. Damit sie den Bedürfnissen ihrer Zeit entspreche und auch ein wenig vorangehe, bedarf sie der voll ausgebildeten Pfarrer und Theologen. Es bedarf einiger Leute, die aufgrund der Bibel und der Erfahrungen der Kirche weiter denken, gewiss nicht in einer Richtung, sondern jeder für sich, aber verantwortlich, reflektiert aufgrund der Erfahrungen der Geschichte und des Wortes Gottes. Auch die Methode der Bibelauslegung muss überlegt werden. Es ist für mich immer wieder verblüffend, wenn ich sehe, wie anders z. B. die Engländer oder die Franzosen die Bibel auslegen als wir Deutsche. Und innerhalb der Deutschen ist es wieder verschieden bei den Reformierten, den Lutheranern, den Katholiken, den Pietisten usw. Erst indem man sieht, wie es ganz verschiedene Meister machen, lernt man wirklich, weil man gezwungen ist, seinen eigenen Stil zu finden, in Auseinandersetzung mit denen, die es gut gelernt haben.

Darum braucht diese Kirche, so schnell es eben geht, auch viele ausgebildete Pfarrer und Theologen, Christen die denken, nachdenken, nicht nur über die Umsetzung des Gelernten in die Praxis, sondern auch darüber, was der Grund ist, von dem immer wieder neu aufgebaut werden muss. Wir sehnen uns alle nach einer Zeit, in der diese Kirche aus sich heraus eigene Pfarrer ausbildet. Um so mehr begrüßen wir die Initiativen zur Errichtung einer solchen Lehrstelle, eines Seminars. Es wird in dieser Kirche viel verändern, ganz neue Träume stimulieren, ungeahnte Perspektiven aufzeigen.

Bis dahin muss die Kirche aber noch einen langen Atem haben. Man rechnet allgemein damit, dass erst in der zweiten Generation eine Ausbildungsstätte richtig funktioniert. Aber wir wollen darüber nicht verzweifeln. Im Gegenteil. Wir wollen dankbar sein für alles, was wir bereits haben.

Eine letzte Frage noch: Zeichnet das eben gemalte Bild nicht eine Kirche der Avantgarde, wo sie doch mindestens mit demselben Recht Nachhut sein sollte? Besteht nicht ihre Aufgabe vornehmlich darin, darauf zu achten, dass die vielen Kleinen, Armen und Schwachen mitkommen? Eine Türe muss zuerst gesehen und geöffnet werden. Ist das geschehen, dann kann man darauf achten, dass alle hindurchgehen. Es geht darum, dass wir erkennen, dass Gott von uns Neues, Kreatives verlangt, damit wir die Gemeinden darauf aufmerksam machen. Wirtschaftsleute werden rasch im weltlichen Bereich Kreativität fördern. Wenn wir Vergleichbares in den

Gemeinden versäumen, bleiben wir zurück und wirken retrograd, wie das System, das abgedankt hat.

In alledem kann uns der Jubilar helfen. Darum sind wir besonders dankbar dafür, dass diese Kirche an ihre Spitze einen voll ausgebildeten Theologen bekommen hat, einen Meister des Pfarrberufes und des Nachdenkens, wie sie ihn aus sich heraus noch lange Zeit nicht hervorbringen wird. Georg Kretschmar ist einer der großen Theologen Deutschlands, ein Mann, der sich in der weltweiten Kirche einen Namen gemacht, oder sagen wir besser, bekommen hat, weil er die Geschichte der Kirche und ihre Grundlagen kennt, wie wenige seinesgleichen. Ein großer theologischer Meister feiert seinen 70. Geburtstag als Mann der Kirche. Lasst uns froh und dankbar darüber sein. Gott hat in diesem Mann seiner Kirche in Russland, der Ukraine, Kasachstan und Mittelasien seine Gnade zugewandt und ihr in einer Umbruchszeit das geschenkt, was sie weiterführt, was sie am dringendsten braucht.

So kann unser Dank nie aufhören. Denn wir wissen uns geführt, getragen und gehalten. Von der lieben Vaterhand unseres Gottes.

Für wen ist die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien da?

Eine theologische Analyse¹

Die Frage als Thema: *Für wen ist die Kirche da?* hat mich viele Wochen beunruhigt. Natürlich war von vorne herein klar, dass das Thema attraktiv sein soll. Aber es stellt sehr hohe Ansprüche an die Kirche, weil es einen unüberhörbaren Unterton hat: Ist die Kirche auch wirklich für jene da, für die sie da sein sollte? Die Beschäftigung mit dem Thema hat mir gezeigt, dass dieses Thema geeignet ist, eine Analyse vorzunehmen. Das Ergebnis derselben wird freilich sein, dass die Fragestellung selber einer Zeit angehört, die für uns vergangen ist. Gerade als Frage einer vergangenen Epoche an die heutige Zeit hat sie etwas Erdrückendes an sich, so wie das Gesetz für den Apostel Paulus. So wird es in dieser Analyse auch darum gehen, das Evangelium für diese Kirche heute und ihre sich überfordern-den Mitarbeiter herauszufinden.

Da sich in unserer Kirche seit 1989 sehr viel geändert hat, beginne ich zunächst mit einen Rückblick. An der Geschichte ist leichter darzulegen, für wen die Kirche da ist, weil es nur zu beschreiben gilt, für wen sie da war. Und wenn es dabei auch zu Verzeichnungen kommen sollte, dürften sich doch einige klare Linien aufzeigen lassen. Ich frage also in einem ersten Abschnitt (1): Für wen war die Kirche in der Vergangenheit da? In einem zweiten Abschnitt (2) möchte ich dann darüber sprechen, für wen die Kirche seit 1990 da war, um mich endlich im dritten Abschnitt (3) der Frage selbst zuzuwenden: Für wen die Kirche da sein soll, und was das konkret für heute bedeutet.

1) Von 1876 bis 1941 war die Evangelische Kirche A. B. Repräsentantin der Siebenbürger Sachsen zunächst im österreich-ungarischen Staat und dann im modernen Rumänien. Sie war eine Institution öffentlichen Rechts und wollte die religiösen, sozialen und politischen Aufgaben wahrnehmen.

1 Vortrag bei einer Tagung der Evangelischen Akademie am 27. Oktober 1995.

Darum waren ihre Hauptvertreter nicht nur Geistliche, sie waren in sozial-diakonischen Fragen engagiert und vertraten das Volk im Landtag, im Parlament. Diese Stellung der Kirche entsprach ganz dem Geist des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Damals waren alle großen Persönlichkeiten im Erziehungsprozess des Volkes eingebunden, wir ziehen als einziges weiteres Beispiel die Musik der beiden Strauß heran, die sich ganz dem Volke zuwandte, genauso wie Verdi aber doch wohl auch die Romantiker wie Mendelssohn und Brahms. Kunst im Dienste des Volkes, wie wir es später als Slogan der neuen kommunistischen Bewegung hörten, war nichts anderes als eine Weiterführung von Gedanken und Lebenshaltungen dieser Zeit. So stand auch die Kirche im Dienste des Volkes.

a) Die Epoche vor dem ersten Weltkrieg

Wenn wir daran denken, wie Michael Albert seinen Pfarrer beschreibt, der dadurch Predigen lernt, dass er neben dem pflügenden Bauern einher geht und ihn bei seiner Arbeit begleitet,² wird uns bewusst, wie sich die Kirche damals verstand. Die hohe Wissenschaft, die der Kirche von damals ein wenig davongelaufen war, nützte dem Bauern kaum. Sich herabneigen zu den einfachen Menschen, mit ihnen leben und sie dann auch zu sich zu erheben, das war das Ideal der Männer um Georg Daniel Teutsch.

Als dann die Bewegung für innere Mission aufbrach, waren es die gleichen Menschen, die damit Ernst machten. Der damalige Stadtpfarrer und nachmalige Bischof Friedrich Müller war der Initiator des Evangelischen Waisenhauses, des Lutherhauses und des Kinderschutzvereins, man legte die Kinderkolonie in Salzburg an, und der Landeskirchenkurator Carl Wolff brachte seine Wirtschaftskenntnisse in die Kirche ein. Ob Kirche oder öffentlicher Dienst, immer war die Kirche impliziert, beides war kaum zu trennen, am wenigsten in Hermannstadt, wo man nach der Jahrhundertwende den konfessionellen Friedhof aufgab und einen kommunalen anlegte, der uns heute so viel Kopfzerbrechen macht. Kirche war für das Volk und darum Volkskirche, Kirche und Volk waren zusammengewachsen. Inwieweit die Gedanken der deutschen Philosophen und Theologen hier mitwirkten, dass die Kirche auf Dauer überständig, ablösbar werden könnte,

2 M. Albert, Die neuen Pfarrersleute, aus: Weggeleit für Evangelische Christen. Sibiu-Hermannstadt 1987, S. 321–324.

wenn sie ganz im Volke aufgeht, weiß ich nicht, aber soviel ist klar, dass die Kirche sich dem Volk verbunden wusste, und das Volk sich in der Kirche vertreten sah.

Sehe ich recht, so hat es nur in der Lehrerschaft kritische Anfragen an diese Symbiose von Kirche und Volk gegeben. Und das darum, weil man in der Schule die jungen Menschen, die Bürger von morgen, erzog und vom Gedanken beseelt war, dass die Kirche doch eigentlich ihre Hauptrolle ausgespielt hat. Die Pfarrer wurden als gelehrte Menschen geachtet, aber das Religiöse verschwand aus der Schule zumindest teilweise, es wurde aber auch in der Kirche dünner. Später hat man gesagt, dass die liberale Theologie die Kirche innerlich ausgehöhlt hätte. Aber das konnte man erst sagen, als sich die Zeiten verändert hatten und sich eine neue Generation mit einem neuen Selbstbewusstsein und mit neuen Erfahrungen zu Wort meldete. In jener Zeit haben die Theologen nicht etwa weniger geglaubt als das Volk. Wir brauchen uns nur ins Gedächtnis zu rufen, dass die Leute damals immer weniger die Gottesdienste besuchten. Und dabei hat es ausgezeichnete Rhetoren auf den Kanzeln gegeben. Das Leben des Volkes spielte sich in weitem Ausmaße eben nicht mehr in der Kirche ab, sondern nur von ihr begleitet.

Es war eine Kirche des Volkes, eine Kirche nach dem ersten Artikel, in der die Schöpfungs- und Lebensgesetze ernst genommen wurden. Man findet in den Kirchlichen Blättern jener Zeit die schönsten Meditationen über Naturphänomene, geistliche Meditationen, die auch heute noch zum Nachdenken anregen.

Dass dabei die bewusst nach dem Neuen Testament lebenden Christen etwas zu kurz kamen, können wir heute gelassen feststellen. Dem Pfarrer-tag kritisch gegenüber stand in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg der fromme Stadtprediger Georg Scherg, im Umkreis von Hermannstadt der bibeltreue Martin Scheiner.

Wir fassen zusammen: In den vierzig Jahren zwischen 1876 und 1916 war unsere Kirche für das Volk da. Sie war nur begrenzt für die Frommen da und pflegte auch die Frömmigkeit nicht sonderlich. Sie war aber nicht für die Pfarrer da, sondern die Pfarrer waren für das Kirchenvolk da und fühlten sich für es verantwortlich. Das galt auch für die frommen, bibeltreuen Pfarrer.

b) Die Zeit zwischen den Kriegen

Dieses Bild änderte sich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Nicht nur die politischen Umstellungen, die mit dem Anschluss an Rumänien zusammenhingen, sondern mehr noch die inneren Bezüge zur Kirche veränderten sich. Stichworte wie *Unzufriedenen-Bewegung* und *Wandervogel* markieren den Wandel. Die Älteren waren mit der Kirche unzufrieden, weil sie nach ihrem Verständnis nicht ausreichend wirtschaften konnte, und die Lasten für die Gemeindeglieder in die Höhe stiegen, die Jüngeren aber wandten sich neuen Formen der Gemeinschaft zu, die die festgefügtten Organisationen wie Bruder- und Schwesternschaft in Bewegung brachten. Es sieht so aus, als hätte die auseinander gebrochene Welt: Volk und Jugend, Volk und Kirche, in den Arbeitslagern wieder zusammengefunden: Im Dienst am Volk und in der Schaffung neuer wirtschaftlicher Möglichkeiten trafen sich Althergebrachtes und Aufbruch zu Neuem. Auch die Beurteilung der Frömmigkeit wandelte sich: Bischof Friedrich Teutsch leitete in seinem Alter die Versöhnung mit den Bibeltreuen ein, die kirchlichen Gemeinschaften gaben der Kirche wieder ihr Proprium zurück.

Und doch ist diese Zeit gekennzeichnet von einem immer tiefer gehenden Graben zwischen Volk und Kirche, Volk und Intelligenz. Beide Seiten merken es nicht, oder nur kaum. Aber der Wandel vollzieht sich. Die dreißiger Jahre markieren den Kampf um das Volk, aber nicht mehr die Solidarität mit dem Volk. Die Theorien und Ideale dominieren, man kann es überall sehen. Die Predigten werden biblischer und welt- sowie volksfremder. Die Kirche sucht nach dem Eigentlichen und meint, es zumindest im Ansatz gefunden zu haben. In seinen Artikeln über die Bischöfe kritisiert sogar der Schulmann Hermann Jikeli die Schöpfungstheologie des Bischofs Georg Paul Binder, der seinen *beinahe verzweifelten Arbeitsgenossen* gefragt haben soll: *Wissen Sie denn nicht, dass Gott die Welt regiert?*³ Dieser Schöpfungsglaube wird als flach und kaum christlich hingestellt, man weiß sich im Hochgefühl einer neuen Zeit und weiß darum auch, wo sich die vorhergehende Generation falsch orientiert hat. Dass

3 H. Jikeli, *Unsere Bischöfe*, Hermannstadt 1933, S. 298. An dieser Stelle kritisiert H. Jikeli freilich nicht, sondern spricht von dem *glaubensstarken Wort*. Seine Kritik, die er S. 279f ausspricht, verankert er in der Feststellung, dass G. P. Binder leider mit der theologischen Entwicklung seiner Zeit nicht mitkam. H. Jikeli ist ein in vieler Hinsicht herausragender Vertreter des Denkens seiner Zeit.

man deren Lebensgrundlage, die Einheit von Volk und Kirche verlassen hat, merkt man nicht.

Hier ist Kirche längst nicht mehr Kirche für das Volk, sondern eher Kirche als Ruferin unter die Botschaft des Evangeliums, in die Nachfolge Christi. Ob man sich klar gemacht hat, dass die Nachfolge des Rattenfängers so nahe lag? Einige haben es gemerkt, nicht viele.

Was aber kaum klar geworden ist, lässt sich vielleicht so auf einen Nenner bringen: Hier ist eine neue Elite herangewachsen, die sich der Sache und weniger dem Volk verbunden wusste, der Sache, mit der sie sich solidarisierte oder gar identifizierte. Kirche und Volk steuern jetzt auf ein ganz anderes Ziel hin: Kirche im Dienst der Pfarrer, Volk im Dienste der Führer.

c) Die Zeit der Macht der Volksgruppe

Die Episode 1941 bis 1944 hat Früchte geerntet, die früher gesät worden waren: Kirche im Dienste des Nationalsozialismus wie Volk im Dienste jener Partei und der Kriegsführer. Da war doch etwas geschehen, was nachdenklich macht. Für Wilhelm Staedel waren Volk und Führer eine Einheit, und sie bestand darin, dass das Volk dem Führer nachfolgt. Selbstverständlich die Kirche auch.

Natürlich hat es schon vor 1940 Leute gegeben, die wussten, dass es nicht die Aufgabe der Kirche sein kann, sich von der Politik beherrschen zu lassen. Aber wie weit sie gemerkt haben, dass sie selber stark ideologisch geprägt waren und darum doch auf der gleichen Stufe kämpften, wenn auch mit anderen, aber keineswegs für jeden erkennbar anderen Vorzeichen, das sollen Historiker beurteilen.

d) Nach dem Zusammenbruch

Seit 1945 war solches nicht mehr möglich. Zwar warb der neue kommunistische Staat um Mitarbeiter und fand sie unter den nicht klar Denkenden aber ideologisch von vorher Geformten, aber die Kirche selbst ging jetzt, gezwungenermaßen, einen anderen Weg. Sie hatte ihr silbernes Kaffeehaus, ihr klar abgestecktes Ghetto. Sie durfte sich um Predigt und Liturgie kümmern. Den Kampf um den Religionsunterricht, später Katechese genannt, hat man mit viel Tapferkeit durchgestanden. Stehen konnten und können die Sachsen und ihre Pfarrer. Und die kirchliche Unterweisung war ein guter Exerzierplatz. Da ging es um die Erziehung, und auf diesem

Gebiet hatten wir eine alte Tradition. Unsere ideologisch von Idealen und Theorien geprägte Generation konnte hier Widerstand leisten und durchhalten. Es hat sich gelohnt. Hier hatten wir auch die nötigen Argumente.

Dass die sozialen Aufgaben der Kirche genommen wurden, hat sie verschmerzt. Wir lernten und lehrten eine Theologie, die sich um das Eigentliche kümmern sollte. Religionsunterricht wurde nicht mehr erteilt, jetzt war es kirchliche Unterweisung, keine Lebensberatung erfolgte, wohl aber Seelsorge. Wir konnten in dieser Zeit viel auf dem geistlichen Gebiete wirken, und Dr. Dietmar Plajer hat es jüngst schön in dem Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes festgehalten.⁴ Es entstand eine neue Agende, eine neues Gesangbuch. Wir sahen in dem geistlichen Dienst unsere Aufgabe. Weil die Kirche *intra muros ecclesiae* (*innerhalb der Mauern der Kirche*) einen gewissen Freiraum hatte, wurde auf ihn Gewicht gelegt.

Wir dürfen nicht verschweigen, dass es viele Versuche gab, ihn auszuweiten. Da wäre der Kampf um die sozialen Einrichtungen am Ende der 70er Jahre zu nennen, der Kampf um die Medikamenten-Hilfe gut fünf Jahre später und bis zur Wende. Aber ebenso sind die Jugendrösten, die Treffen von Chormitgliedern und die Gemeindebesuche zu nennen. An den Rändern garte es, die damals so genannte Grau-Zone wurde genutzt. Kirche wollte Kirche in biblischem Verständnis sein. Und darum gab es immer wieder auch Tendenzen zur Überschreitung des Sprachraumes. Sie wurden auch aus der Ökumene gefördert. Aber es gab sie ebenso als interne Bewegung.

Man kann die Situation vor 1989 relativ leicht beschreiben: Die Kirche war in dieser Zeit für ihre Mitglieder da. Und für sie setzte sie sich ein. Aber es war längst keine Kirche des Volkes mehr wie hundert Jahre früher, weil sie die konkreten Nöte der Menschen nicht lindern, sondern allenfalls anhören, auf dem Gebiet des Sozialen nicht wirksam werden konnte. Und weil die Aktivität der Laien von außen gebremst wurde, rutschte die Kirche immer mehr in die Funktion des Vermittlers von geistlichem Kundendienst. Natürlich verstand sie sich nicht auf diese Weise und prangerte darum das Konsumdenken der Predigthörer und Nutznießer der Kirche an. Aber sie konnte nicht verhindern, dass sich das Volk so verhielt, wie es ihr nicht gefiel, weil es dazu keine wirklichen Alternativen gab, die der Staat nicht hinderte. Das Volk handelte konsequent nach den Möglichkeiten. Es

4 D. Plajer, Kirche im Umbruch – Deutsche Lutheraner in Rumänien, in: Lutherische Kirchen in der Welt 42, 1995, S. 161–179.

erlebte die Kirche als eine Insel, auf der man so leben konnte, wie man es sich wünschte, als eine Gegenwelt. Man war froh, dass man dort die bewährten Maßstäbe immer neu eingeschärft bekam, dass man in ihren Räumen weitgehend so reden konnte, wie man dachte, ohne Angst haben zu müssen, angezeigt zu werden, man erfuhr sich da in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Freilich, ganz frei von der Welt war man dennoch nicht. Man brachte die Erwartungen von draußen an die Kirche heran, und so schlüpfen die Pfarrer, ob sie wollten oder nicht, in ihren eigenen Augen, wie sie selbst in kritischer Reflexion feststellten, und vielleicht auch wirklich immer wieder auch in die Rolle der Parteiaktivisten, nicht mit ihren Aussagen, nicht mit ihrem Verhalten, aber in der Art, wie sie die Gemeinde leiteten. So habe ich es jedenfalls immer wieder vernommen. Das Inseldasein gelang dann doch nicht ganz. Man lebte in einer Welt, die man innerlich nicht billigen konnte, aber sie färbte auf die Gesellschaft ab, weil sie Kriterien entwickelte auch für solche Menschen, die diese ablehnten. Die Strukturen setzten sich durch, wenn auch nur teilweise, auch dort, wo man gegen sie kämpfte oder sich Unabhängigkeit errang. Dass sich das Kirchenvolk dann doch von der Kirche und ihren Pfarrern beschützt wusste, ändert an diesem Sachverhalt nichts. Die Leute sahen zur Kirche auf und erachteten sie als den einzigen für sie akzeptablen Faktor der Gemeinschaftsbildung.

e) Kirche für andere?

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, still zu halten und zu fragen: Wie bleibt es mit Bonhoeffers Forderung nach einer Kirche für andere? Hat es das bei uns gegeben? Grundsätzlich ist darauf mit einem klaren *Nein!* zu antworten. Und ich muss leider sagen, dass m.E. diese Forderung Theorie und Ideal ist, wie es jener Zeit entspricht und nie verwirklicht werden kann. Nicht einmal der Heiland selber war immer für andere da, wiewohl man auf Grund seines Todes es so ausgelegt hat. Sein Tod war ein Dienst für alle, für andere, sein Leben war es nicht in derselben Weise. Aber darüber möchte ich hier nicht spekulieren. Ich weiß keine Zeit in der Geschichte der Kirche, in der die Kirche Kirche für andere war. Für andere da sein, können ein Mensch und eine Institution immer nur in Sonderzeiten, in Augenblicken, nie auf Dauer. Wir sollten zwar ein solches Ideal im Auge behalten, aber nie fordern, weil wir damit Kirche und Menschen, Christen überfordern.

Aber für jene Zeit war diese Forderung erhellend, weil man sehr in und von Idealen lebte, ohne deren Realisierbarkeit zu prüfen. *Für andere da*

sein, war zum Schlagwort geworden, und schon die leise Anfrage, ob man sich damit nicht überfordere, war tabu. Denn es war eine Zeit, in der man sich gerne überforderte, weil man Kraft aus dem Bereich der Ideen und Ideale empfing und darum die Ziele bewusst etwas höher steckte, als man durchzuhalten vermochte. Man band sich gerne an ewige Normen, weil man den irdischen nicht traute. So sehr dies eine große Hilfe für jene Zeit war, für unsere Generation war die damit verbundene Last zu schwer.

2) Seit 1989 kann unsere Kirche nicht mehr Kirche nur für ihre Mitglieder sein. Dass sie das auch muss, ist klar, ebenso aber, dass sie von den verschiedensten Aufgaben und Möglichkeiten so aufgerissen und durchwühlt ist, dass sie eine solche Enge nicht mehr pflegen kann. Schon die Hilfsgüter, die verwaltet und aufgeteilt werden mussten und müssen an solche, die sie benötigten und weiterhin brauchen, haben die Grenzen der Kirche völlig aufgesprengt. Es ist und bleibt unmöglich, dass mit den vielen Hilfstransporten nicht dauernd Leute in unserm Umfeld mit versorgt werden. Aber ebenso sind alle Einrichtungen auf dem Gebiet des Sozialen und Wirtschaftlichen im Auge zu behalten, die mehr oder weniger in die Kirche eindringen, nicht zuletzt die Presse mit ihrem neuen Selbstverständnis.

Mit solchen Aufzählungen ist nur einiges angezeigt. Es wird von der Kirche erwartet, dass sie Wohnungen vermittelt, Gefangenen beisteht, sich um die Versorgung der Alten, die Erziehung der Kinder kümmert, Mitverantwortung im politischen Geschehen übernimmt, Kultur pflegen hilft und vieles andere.

Und damit komme ich an den heikelsten Punkt: Das Erbe der kommunistischen Zeit besteht darin, dass jeder Forderungen an den Staat und damit an jede Art von Institution hat. Weil man früher nichts machen konnte, der Staat allmächtig war, sind wir alle nicht gewöhnt, aktiv zuzupacken, sondern verwöhnt. Wir können zusehen und kritisieren: Guck, was diese wieder machen. Mit das Schwerste meines Dienstes sehe ich darin, dass viele Menschen Ratschläge geben, was man alles tun könnte oder sollte und kaum jemand bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Für einige begrenzte Dienste finden sich Menschen. Aber jeder sieht die Missstände, jeder hat Visionen. Zum Anpacken finden sich wenige. Dass, wer anpackt, schnell an seine eigenen Grenzen kommt und dann mit den Vorschlägen etwas zurückhaltender ist, kann ich nur hoffen, ob es so ist, weiß ich nicht.

Ich weiß nur, dass durch den Umschwung von 1989 die Klerikalisierung der Kirche rapid zugenommen hat, und zwar nicht nur wegen des Herrscherdrangs der Pfarrer und nicht nur wegen des raschen Schwunds aktiver Gemeindeglieder, sondern hauptsächlich wegen eines bestimmten Bildes, das Pfarrer von sich und Laien vom Pfarrer hatten, übernommen aus der Zeit vor 1989. Der Pfarrer als der Alleinverantwortliche, ein Image, das der Erschossene (sc. Ceausescu) in uns kultiviert hat. Was meint unter diesen Umständen: Für wen ist die Kirche da? Heißt das: Für wen sind die Pfarrer da? Beim letzten BIRTHÄLMER Treffen wurde das Wächteramt der Kirche beschworen. Wer wacht über wen? Es kann kaum anders gemeint sein, als dass die Pfarrer über das Geschehen im Volk wachen. Der Pfarrer in der Rolle des Moralpolizisten? Wer darf den Pfarrer kritisieren und wer kann es so tun, dass es wirkt? Es wären noch weitere Beispiele anzuführen, dass sich Pfarrer tatsächlich als Wächter sehen. Dass hier das Ende der Symbiose von Volk und Kirche markiert ist, möchte ich nur anmerken. Es ist gleichzeitig der Höhepunkt eines Verständnisses der Kirche von oben her, in der dann einzelne einen *heißen Draht* haben. Dass Propheten einen solchen immer wieder bekommen, sei nicht hinterfragt, aber dass die Institution *Kirche* einen solchen besitzt, wird doch niemand im Ernst behaupten.

Aber ich möchte nicht ungerecht werden. Denn die Pfarrer sind immer noch in einer dankenswerten Weise engagiert. Sie machen viel, oft mehr als sie müssen. Und ein wenig für sich selbst sorgen, sollte ihnen eingeräumt werden. Täten sie es nicht, müssten sie zusammenbrechen oder das Feld räumen, weil Übermenschliches von ihnen erwartet wird, und die Korrektur im Vollzug, in der Mitarbeit ausbleibt. Die Pfarrer haben keine wirklichen Konkurrenten neben sich, sie dominieren weithin. Und den Dank, den sie nicht erhalten, weil man von ihnen zu viel erwartet, nehmen sie sich durch übersteigertes Selbstwertgefühl, andernfalls kämpfen sie mit Depressionen. Für wen sind diese Pfarrer mit ihren Gaben und Schwächen? Jeder will nicht nur die Zeit von ihm, sondern auch seine Frische, seine Geduld, sein Zuhören-Können, sein Engagement, kurz den ganzen Menschen. Wo bleibt dabei die Zeit zur Orientierung, zur Reflexion, zum Mensch-Sein, einmal ganz abgesehen von der Familie? Und wenn schon die Frage nicht geklärt werden kann, für wen der Pfarrer da ist, ist es mit der Kirche noch schwieriger. Dennoch fragen wir: Für wen ist diese Kirche da?

3) Aber lasst mich, bevor ich diesen Gedanken zu Ende denke, noch ein wenig grundsätzlich werden: Das Wort Kirche kommt von κυριακή (*kyriake*), die des Herrn gehörig. Das meint, die Kirche ist für den Herrn da. Und der I Kor sagt es klar: Kirche ist Repräsentanz Christi auf Erden. Die Gemeinschaft der Christen ist Christi Leib. Kirche trägt also in sich den Herrn. Das schließt ein, dass sie nicht nur für ihre Mitglieder ist, sondern sich wendend an die Umwelt wendet. Aber wie diese Werbung geschieht, ob still, entgegenkommend, oder liebevoll, erzieherisch oder predigend, das kann man ihr selbst überlassen. Klar ist nur, dass Kirche nicht für sich selber sein kann. Denn dann ist sie nicht mehr Repräsentantin Christi. Und sie ist immer auch *communio viatorum*, Gemeinschaft unterwegs zur Überwindung des eignen Versagens und gleichzeitigem Beschreiten eines neuen Um- oder Irrweges. Kirche kann nie perfekt sein, sondern immer nur auf dem Wege, immer wieder neu ansetzend, frisch beginnend, sich neu ausrichtend.

Für wen sie da ist? Wir bleiben bei der Frage: Für den Herrn? Für die Vielen? und antworten: Sie ist da. Und sie nimmt die Aufgaben wahr, die an sie heran getragen werden, nicht nach einem Programm, sondern nach Möglichkeiten. Und solche Möglichkeiten haben klare Grenzen: in der Bereitschaft zur Öffnung der Mitarbeiter, in den Geldmitteln, die immer sehr rasch ausgehen, in der Intelligenz und Einsatzkraft der Mitarbeiter, die überall zu wünschen übrig lässt, nicht nur hier, in der Flexibilität. Kirche kann nicht mehr bewirken, als es ihre Mitarbeiter vermögen. Und die Grenzen des Aufgabenbereiches der Kirche ist die Grenze der Belastbarkeit ihrer Mitarbeiter. Aber wir leben in einer Zeit, die wie jene des Neuen Testaments voll ist von Möglichkeiten: *Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seinen Weinberg sende.* Es ist die Chance unserer Zeit, dass wir wählen dürfen, was unsere Aufgaben sind.

Damit scheint sich mir ein neues Verständnis von Kirche bei uns anzubahnen. Gerade weil wir an Aufgaben nur wahrnehmen können, was wir schaffen und manches, oft sogar vieles, liegen lassen müssen, wird sich bei uns ein Wandel ergeben. Die Tatsache, dass wir glauben, für alles eintreten zu müssen, und dass die Gemeindeglieder dieses ebenso von uns erwarten, stammt aus einer vergangenen Zeit, in der die Pfarrer und die Kirche begrenzte Möglichkeiten hatten und die Partei allmächtig und für alles zuständig war. Es wird sich angesichts unserer Überlastung beim Kirchenvolk klären, was Kirche kann, was ihre Mitarbeiter können und was nicht. Sie werden, weil sie sehen, dass wir es nicht schaffen, sich an andere Stellen wenden, und andere Stellen werden Räume ausfüllen, die uns jetzt

ganz offen stehen. Die Zeit der revolutionären Umgestaltung dauert nicht ewig. Klarere Gesetze und eindeutiger Ordnungen werden sich einstellen. Dann wird unser Spielraum von selbst enger. Aber noch ist es nicht so weit. Noch sind unsere Möglichkeiten nahezu unbeschränkt und darum werden unsere Kräfte voll gebraucht und verschlissen.

Aber es wird auch ein anderes Phänomen mit Sicherheit eintreten. Je klarer die neuen Ordnungen werden, desto sicherer werden sich Mitarbeiter, Presbyter, Gemeindeglieder selbst zu Wort melden. Es wird demokratischer in unserer Kirche zugehen müssen, wenn sie Kirche bleiben will. Nur in Zeiten des Umbruchs liegt die Hauptlast auf den bezahlten Kräften. In geordneten Verhältnissen lässt sich eine Verteilung der Aufgaben leichter vornehmen.

Vielleicht dauert diese Zeit des kreativen Umbruchs noch längere Zeit an. Aber wir sollten uns bereits heute auf die Zeit der Stabilität vorbereiten. So wie sich das Land langsam, vielleicht viel zu langsam, aber doch sichtbar und erfahrbare, wandelt und seine Strukturen festigt, so wird es in der Kirche auch gehen. Wolle Gott uns allen die Kraft geben, diese Zeit durchzustehen und uns gleichzeitig wandeln zu lassen.

An Euch aber, die ihr aus der Ferne hierher gekommen seid, möchte ich einen Appell richten: Bitte lasst uns nicht allein und schaut bloß kritisch zu, was wir machen. Wir machen unverzeihliche Fehler, Fehler des Versagens und Fehler der Untätigkeit. Es bleibt viel zu viel liegen, und wir pfuschen an Dingen, von denen wir kaum etwas verstehen, vielleicht ein wenig mehr als jene, die uns um Hilfe bitten, aber gewiss nicht genug. Wir brauchen Hilfe. In jeder Hinsicht. Wir brauchen gedanklichen Beistand und neue Ausrichtung. Wir brauchen etwas mehr Klarheit in dem, was wir sollen, und dem, was wir nicht so sehr sollen; wir brauchen seelischen Beistand in der Überforderung, wir brauchen körperlichen Beistand, weil wir überarbeitet sind, wir brauchen rechten, erholsamen und ausrichtenden Urlaub, wir brauchen Mitarbeiter, die uns korrigieren und auch einiges abnehmen, wir brauchen Mut, Dinge liegen zu lassen.

Und dennoch, wir brauchen nicht nur. Wir tun doch selbst eine Menge. Es geschieht Unerklärliches, oft Unverständliches. Und wir könnten helfen, z. B. in Russland oder Kasachstan, wozu wir gebeten wurden, helfen weil wir diesen Leuten näher sind als Menschen aus dem Westen. Aber wir sind zu wenige. Viel zu wenige müssen zu viel tun. Und es wird im Wirken, unter unsern Händen mehr.

Sieht man dies alles zusammen, so kann man nur sagen: In dieser Kirche geschieht etwas. Diese Kirche ist unterwegs. Und dann kann man auch

schließen: Gott hat diese Kirche nicht verstoßen, er wirkt in ihr. Gewiss, nicht nur er wirkt. Es tummeln sich auch die Dämonen an dieser Stelle. Vielleicht geschieht dieses dort, wo wir uns überfordern. Aber untätig zusehen, geht doch wohl auch nicht. Jetzt ist die Kirche, so merkwürdig das klingen mag, im Volk drinnen. Sie partizipiert an der Unsicherheit, an dem seelischen Stress aller Menschen. Und das Volk, in dem sie drinnen ist, ist nicht das Kirchenvolk, sondern die Menschen, unter denen diese Kirche wirkt. Vielleicht ist diese Kirche darin dem Leben des Heilandes näher als zu allen Zeiten ihres bisherigen Bestehens: Mitten unter den Menschen, helfend und fördernd, wo sie kann, weit weniger als sie könnte, aber das wirkend, wozu ihre Kräfte ausreichen. Und die zugeteilten Gaben.

Die Frage: *Für wen ist die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien da?* scheint mir darum nicht beantwortbar. Und zwar hauptsächlich, weil das *Für* an dieser Frage falsch ist. Sie kann sich nicht aus dem Geschehen heraus halten, sie ist mitten drinnen und darum keine Institution, die außerhalb steht und *für* jemanden da ist. Diese Zeit, ich nenne sie der Theologisierung oder der Ideologisierung der Kirche, in der sie außerhalb stehend für jemanden da sein soll, ist jetzt ganz vorbei. Kirche ist da, mitten in allem drinnen. Und doch lebt sie von dem Wort und wird wirksam im Dienst. An wem? An was? An denen, die diese Hilfe suchen und bei ihr finden. Wer es sind, wird die Geschichte zeigen, wenn es Gott auf solche Weise sichtbar machen will. Er weiß es heute schon.

Stärke im Kreuz*

[...] Die Burg dieser Stadt, einst jener von Nürnberg vergleichbar, ist bis 1848 nicht durch Macht eingenommen worden und hat im 16. Jahrhundert dem eigenen Fürsten zehn Jahre lang widerstehen können.

Vor hundert Jahren hat man diese Art der Verteidigung als nicht mehr zweckentsprechend angesehen und gemeint, dass die beste Verteidigung in dem Aufbau eines guten Schulwesens bestehe, eines Schulwesens, das eine sehr lange Tradition hat.

Schon vorher war unsern Vätern das Leben in guter Nachbarschaft mit den umliegenden Völkern wichtig, sie haben im Mittelalter regen Handel betrieben und das Handwerk ausgebaut.

Dadurch hatten sie ein besonderes Verhältnis zur Kunst und haben diese in den Dienst Gottes gestellt. Es entstanden die hochwertigen Kulturschöpfungen, von denen Sie einige in diesem Gotteshaus betrachten können, die Arbeit eines Glockengießers, von Malern, Steinmetzen, Baumeistern, Goldschmieden und Orgelbauern.

In dem Bewusstsein, dem Westen innerlich zuzugehören, haben sich unsere Väter immer auch zu Dolmetschern westlich-christlich geprägten Lebens im Osten gemacht. Sie haben sich, wenn es ihnen gut ging, leider oft und zu schnell selbstbewusst gebärdet, und sich selbst bemitleidet, wenn sie Schweres durchstehen mussten. Und sie haben kaum gesehen, und sehen es auch heute schwer, dass der größte Segen von ihnen ausging, wenn sie schwach waren. Dann konnten sie mit dem, was ihnen gegeben war, in ihre Umwelt eindringen, die sie selbst nicht mehr als Bedrohung erlebte.

An diesem Punkte sind wir heute. Eine Gemeinde von rund 2100 Seelen hat ein mit ihr sympathisierendes Umfeld von rund 14 000. Wir erleben heute, was der Apostel Paulus in die Worte kleidet: *Wenn ich schwach bin, so bin ich stark*. Wir erleben die Macht unseres Herrn im Kreuz, das das Sinnbild der Christenheit immer war. Wir haben immer neu im Laufe unserer Geschichte gelernt, dass die beste Verteidigung der vertrauensvolle Umgang mit den Nachbarn ist.

* Begrüßung von Bundesverteidigungsminister Volker Rühe am 11. April 1996.

[...] Das sechste Bithälmer Treffen steht im Zeichen einer immer deutlicher werdenden Konsolidierung unserer Situation wie der Lage im Lande. Es ist zwar so, dass immer noch einige aus unseren Reihen auswandern, aber die Lage ist für uns alle doch übersichtlicher geworden. Das ist auch daran erkennbar, dass zu diesen Bithälmer Treffen nicht mehr so viele Leute wie einst kommen, das Bedürfnis, sich zu treffen ist nicht mehr so brennend wie vor etwa fünf Jahren. Und wenn auch auf manchem Dorf sehr vereinsamte Menschen leben, so haben sie doch gelernt, mit ihrer Einsamkeit umzugehen, und in den Städten sind wieder Gruppen, die sich zusammenschließen, zusammenarbeiten und miteinander fröhlich sind. Wir haben uns auch an die Besucher in unseren Gotteshäusern gewöhnt, wir wissen, wo wir hingehören, wie die Gottesdienste geplant sind, an wen wir uns wenden können.

Auch im Lande sieht es so aus, als ob sich die Lage immer mehr beruhigt. Zwar werden wir in den kommenden Wochen einen heißen Wahlkampf erleben, aber wenn ich recht sehe, wird er uns nicht sehr bewegen. Die Alternativen sind einigermaßen sichtbar. Und wenn auch viele Parteien, Gruppierungen und Einzelkandidaten auftreten, ist die Lage doch abschätzbar. Und wenn nicht alles trügt, werden wir im Herbst eine Regierung haben, die den bisher begangenen Weg beschleunigen und uns an die europäischen Strukturen näher heranbringen wird, an jene Strukturen, nach denen wir uns so sehr sehnen, weil wir uns immer als Europäer gefühlt haben, auch als Kirche, sind wir doch den Kirchen im West- und Mitteleuropa immer verbunden gewesen.

In dieser Lage sind wir alle gerufen mitzuhelfen, dass die Gemeinschaft unter uns wächst. Dazu gehört auch, dass wir die Wahlen ernst nehmen und für unsere Kandidaten stimmen, damit der einzige, der ins Parlament kommt, möglichst viele Stimmen bekommt.

Die vergangenen fünf Jahre waren geprägt von Ereignissen der Umgestaltung unserer Gesellschaft in eine Demokratie und unserer Kirche in eine extreme Minderheitskirche, und jene Menschen, die sich in beson-

* Wort des Bischofsvikars am 6. Bithälmer Treffen am 21. September 1996.

derer Weise einsetzen konnten, mussten uns voran bringen, mithelfen, dass unsere Kirche und unser Kirchenvolk zurecht kommen. Aber es kommt die Zeit, und sie ist bereits da, in der das Aufbauen von Vertrauen, das Suchen nach Gemeinschaft wieder wichtiger wird, auch darum, weil wir wieder mehr Zeit haben werden.

Der Schul- und Kirchenmann Stephan Ludwig Roth, dem wir heute unser besonderes Augenmerk schenken, hat sich in herausragender Weise um unser Volk und seine Kirche bemüht. Er hat mit ihm um die Weiterexistenz gebangt und hat sich gleichzeitig um solche gekümmert, die in dem Umkreise dieser Kirche, dieses Volkes lebten. Es ging ihm nie nur um unsere Kirche, nie nur um unser Volk, sondern immer um ein menschenwürdiges Leben aller Einwohner, mit den Worten der Bibel: um die Freiheit der Gotteskinder und die Möglichkeiten, solche Freiheit wahrzunehmen. Dafür hat er sich eingesetzt, mutig eingesetzt.

Wir sind heute gerufen, in der Kraft des Evangeliums Brücken zu bauen zu den Mitmenschen, zu den neuen Nachbarn und zu den Nachbarn, die wir bekommen, wenn Leute anderswoher zu uns kommen. Denn Europa wird zusammenrücken. Wir aber können denen, die aus dem Westen kommen, hier ein Stück Heimat vermitteln, ein Stück Heimatliebe, die ihnen das Leben hier schöner werden lässt. Stefan Ludwig Roth hat einst Leute aus Württemberg hierher gebracht. Das können wir nicht organisieren. Aber wir können denen, die kommen, auf Besuch, auf längere Zeit, unsere Häuser und unsere Herzen öffnen, sie unter uns aufnehmen.

Wir sind heute gerufen, uns neu zu öffnen. Das ist für eine kleine Minderheit keine leichte Sache. Aber es ist eine Sache, die Verheißung hat. Wir müssen heute wieder lernen, was unsere Väter durch die Jahrhunderte wussten, dass das Leben und die Lebenshaltung dort glaubwürdig sind, wo Menschen mit ihrer Leidenserfahrung dahinterstehen. Diese Leidenserfahrung haben wir noch nicht hinter uns, wir sind noch drinnen, aber bereits zeichnet sich der Ausgang, es zeichnet sich der Segen ab. Gebe Gott, dass wir ihn erleben.

Brief an Martin Luther*

An Dr. Martinus Luther, genannt Eleutherius

Wittenberg

Lieber Bruder Martin,

Dein Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen hat nicht nur kurzzeitig viele Leute begeistert und ihnen neue Hoffnung gegeben, es wirkt in seiner Bedeutung auch heute nach mehr als 470 Jahren weiter und gibt uns zu denken. Du hast mit dem paradoxen Doppelsatz:

Ein Christenmensch ist ein freier Herr
über alle Dinge
und niemandem untertan;
ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht
aller Dinge und
jedermann untertan,

die sehr komplexe Problematik der Freiheit auf einen sehr einfachen Nenner gebracht, die immer neu auch unser Denken inspiriert.

Dabei hast Du die Aussage des Apostels Paulus aus I Kor 9: *Ich bin frei von allen Dingen und habe mich einem jeden zum Knecht gemacht*, aufgenommen und weiterführen wollen. Auch viele andere Bibelstellen wie Röm 13,8, wo von der Liebe die Rede ist, und Gal 4,4, wo von der Leiblichkeit Christi gesprochen wird, hast Du als Beleg für diese These angeführt.

Deine Gedanken haben in Schillers Ausspruch: *Der Mensch ist frei und wäre er in Fesseln geboren*, aber auch in dem uns sehr bekannten Lied: *Die Gedanken sind frei* ..., einen nachhaltigen Niederschlag gefunden und sind in unserm Denken präsent, auch wenn wir nicht mehr bedenken, dass Du es warst, der diese Ideen weitergab.

* Kurzvortrag, gehalten bei der Feier anlässlich des 450. Todestages des Reformators im November 1996.

Es kommt hinzu, dass wir in der Zeit der Diktatur sehr gerne auf Deine Gedanken zurückgriffen. Wenn es schon keine Befreiung nach außen gibt, hat einer unserer Pfarrer damals gesagt, dann muss es sie mindestens nach innen geben. Und diese Befreiung nach innen haben wir in unserer Kirche gepflegt. Wir haben in kleinen Gruppen innerhalb der Mauern der Kirche relativ frei sprechen können und immer wieder betont und gehört, dass wir uns letztlich nur Gott unterwerfen und ihm die Ehre geben wollen.

Aber es war uns schwer. Denn die Kraft, die von Deiner Schrift ausging, haben wir nicht mehr erlebt, wir konnten sie auch allenfalls verinnerlichen, wirklich befreit waren wir nicht, weil der allgegenwärtige Staat uns dennoch bis in die Seele hinein bestimmte.

Wir haben damals gehört und dann auch gelernt, dass der Mensch eine Leib-Seele-Einheit ist. Und hier fing unser Nachdenken an.

Denn Du hast ein dichotomisches Menschenbild, wonach der Mensch seiner Seele nach dem Himmel zugehört, dem Körper nach aber zur Erde. Der Seele kann nur Gott gebieten. Sie kommt im Glauben zu ihrem Ziel und kann von niemandem beeinflusst, geknechtet werden. Der Leib aber ordnet sich in der Liebe dem Nächsten unter.

Dieses Menschenbild hast Du in Deiner gesamten Schrift und auch in Deiner ganzen Theologie durchgezogen. Es hat den Impetus der Reformation gegeben. Du hast damit ungemeine Kräfte freigesetzt, nicht nur positive, aber immerhin freigesetzt.

An der Wirkung Deines Wortes hätte dir auch auffallen können, dass der Mensch eine Leib-Seele Einheit ist, aber dazu benötigte es in der Menschheitsgeschichte noch guter 300 Jahre. Es ist zwar so, dass sich das Denken in gewisser Weise über die irdische Realität erheben kann. Das hatte Plato in der Schule des Sokrates bereits erkannt und daraus seine sehr bekannten Schlüsse gezogen. Aber wir haben in unserem Jahrhundert gelernt, dass diese Trennung von Denken und irdischer Realität weit kleiner ist, als man bis dahin dachte. Und wir beobachteten, dass Menschen in verschiedenen sozialen Schichten verschieden denken, dass sich die materielle und standesmäßige Lage eines Menschen auf sein Denken auswirkt. Es mag zwar auch Ausnahmen geben, aber die Zusammenhänge sind klar. Das Denken kann zwar der Situation ein wenig vorauslaufen oder nachkommen, aber es bleibt eine Verbindung bestehen. Darum gilt die der Seele zugesprochene oder vom Denken her erkannte Freiheit auch dem Leibe und leiblichen Dingen, die Knechtschaft in Liebe wirkt sich bis in die Seele, in den Glauben aus.

Von solchem Wissen her scheint mir Deine Aussage, *dass ein Christenmensch nicht lebt in sich selbst, sondern in Christus und seinem Nächsten,*

in Christus durch den Glauben im Nächsten durch die Liebe: Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe, zwar wunderbar, aber ich kann damit praktisch wenig anfangen. Es ist ein schönes Bild, aber ich weiß nicht, was es für mich, für uns alle konkret bedeutet. Denn ich weiß, dass ich erlebnismäßig zwar in Wachträumen an der Erlösung, am Himmelreich teilhabe, dass mich dieses Erlebnis auch zeitweise bestimmt, aber die Realität im Alltag holt mich immer wieder ein. Du hast uns gelehrt, dass wir im Glauben Anteil haben an dem, was wir glauben. Glaubst du, so hast du, hast Du formuliert. Das ist sehr sinnreich. Ich finde im Glauben, im Denken eine innere Gewissheit, die meinen Alltag bestimmen kann. Das kann ich leicht und gerne übernehmen, aber ich habe immer wieder gemerkt, dass ich damit an klar erkennbare Grenzen komme, weil die Realität dann doch anders ist. Es kommt nicht nur darauf an, wie ich die Realität ansehe, sondern auch darauf, dass ich sie möglichst genau einschätze.

Natürlich hilft mir Dein Bild, dass davon spricht, dass der Christ in der Liebe unter sich fährt. Dann nimmt der Christ, die Christin die Realität in größter Tiefe wahr. Aber meine Frage ist, ob ich mich in dieser Weise unter mich stellen kann. Gewiss kann ich mich erniedrigen. Ich kann auf meinen Stand verzichten und mich in Liebe ganz dem Nächsten zuwenden wie es z. B. der Samariter an dem Geschundenen tat. Ich kann mich helfend sogar praktisch und konkret unter meinen Nächsten stellen, indem ich ihn mir auflade, aber das geht nur ganz kurze Zeit. Wirklich kann ich ihm helfen nur, wenn er mir zum Partner wird, mit dem ich reden, innerlich kommunizieren kann. Damit nehme ich ihn als Leib-Seele-Einheit wahr. Aber damit bleibe ich doch weitgehend ich selbst. Nur dort kann ich mich konkret unter den Nächsten stellen, wenn er nahezu leblos ist, nur noch irdische Hilfe und kaum Zuspruch braucht. Dort aber, wo er sich auch nur ein wenig erholt hat, braucht er mich als Menschen, nicht nur als Helfer, und ich trage seiner Situation nicht Rechnung, wenn ich nur seinen Leib fördere. Auch seinem Denken, seiner Seele muss ich Rechnung tragen.

Von hier aus meine ich, dass auch der Glaube Gott nicht im Himmel, sondern in seinem Wirken auf Erden suchen muss. Und darum ist mir wichtig, dass Gott in Jesus Christus zu uns Menschen kam. Mein Glaube, mein Denken kann sich nicht wirklich in den Himmel erheben. Er kann sich nur über den Leib erheben, ist dann aber in der großen Gefahr, zur Illusion zu werden, die vielleicht mir, aber weniger den Mitmenschen hilft.

Mir ist bewusst, dass Du mit solchen Gedanken durchaus mitkommen könntest, denn Du warst ein im Alltag sehr verwurzelter Mensch. Aber Du wirst zugestehen, dass uns heute Deine Gedanken ein wenig fremd sind, weil wir andere Denkvoraussetzungen haben.

Darum beginne ich das Gespräch mit Dir, indem ich auf das Neue Testament, auf den von Dir geliebten Paulus sehe. Dieser hat gesagt, dass er sich als Freier jedermann zum Knecht gemacht hat, aber er hat damit nur gemeint, dass er sich auf jedermann einstellt und ihm die gute Nachricht, das Evangelium, die Botschaft von der Befreiung in Christus bringt. Paulus hat nicht gemeint, dass ein Christ in der Liebe für andere da sein soll, wie das in unserm Jahrhundert mit Nachdruck gefordert wurde. Das hast Du wahrscheinlich auch nicht sagen wollen, aber man kann es, wenn man will, aus Deiner Schrift herauslesen.

Weit größere Schwierigkeiten habe ich mit Deinem Freiheitsverständnis an einem ganz anderen Punkt, nämlich in unserer seit sechs Jahren neuen Situation. Wir leiden nicht an zu wenig, sondern an zu viel Freiheit. Wir können mit der uns äußerlich gegebenen Freiheit nicht umgehen. Wir kennen kaum Grenzen, sehr viele Möglichkeiten stehen uns offen, wir aber finden die Mitte nicht, von der aus wir beurteilen können, was für uns wichtig ist und was nicht. Nicht mehr die Freiheit also, sondern die Mitte unseres Lebens ist es, was uns fehlt. Du verstehst die Situation wahrscheinlich sogar besser als wir, weil Du auch eine Freiheitslawine losgetreten hast, die dann die Menschen überschüttete. Was Du den Christenmenschen erkämpft hast, hat sie auch überfordert. Wenn ich nur an Deinen Mitstreiter Andreas Karlstadt denke und an seinen Umgang mit der gewonnenen Freiheit in Wittenberg, der Dich zur Rückkehr von der Wartburg bewegte, ahne ich, wie sehr Du mit der Problematik von zu viel Freiheit vertraut warst. Der Unterschied zu unserer Situation besteht freilich darin, dass die große Freiheit nicht durch einen Mann wie Dich zu uns kam, sondern im Zuge einer Volksbewegung, auch wenn sie gesteuert gewesen ist. Es fehlt der Mann, der in dieser Situation sagen kann, wie es weiter geht. Es gibt zwar welche, die meinen, sie wüssten, wie es weitergehen soll, aber sie haben die Sache nicht im Griff, sie sind Dir in dieser Hinsicht nicht vergleichbar, wir sind nur sehr begrenzt bereit, auf sie zu hören.

Und hier habe ich meine Fragen an Dich: Darf man, wie Du es in deiner Schrift getan, auf der Suche nach neuer Ausrichtung vom Glauben ausgehen? Mir scheint, dass sowohl für den Apostel Paulus, als auch für Dich der Glaube im Sinne eines ganz elementaren Vertrauens an Gott das Zentrum bildet. Der Glaube kann tatsächlich in den Himmel fahren, wie Du es

sagst, bloß meine ich, dass er es nicht aus sich tut, sondern auf Grund der Botschaft, des Evangeliums, des Wortes. Das habe ich so bei Paulus gelesen und glaube, es auch bei Dir zu finden. Glaube traut Gott zu, dass er es gut mit uns meint, in jeder Lebenslage. Nimmt man hinzu, dass der Glaube sieht, wie Gott heute wirkt, so wie es die Jesusjünger erleben konnten und wie es Deine Freunde in der Reformationszeit erlebten, dann ist das Zentrum für uns gegeben von dem aus wir unser Leben gestalten können und wollen. Wir finden somit Orientierung in der Heiligen Schrift oder noch besser in ihren Verheißungen. Natürlich ist sie in dem Liebesgebot konkretisiert. Aber sie ist für uns nicht mehr als eine Ahnung. Wir wissen nicht, wohin der Weg, den Gott mit uns zu gehen begonnen hat, führen wird. Das wusstest Du damals auch nicht. Und Du hast mit Schrecken erleben müssen, dass Deine Schrift von der Freiheit auch den Bauernaufstand zur Folge hatte. Wir wissen nicht, was wir bewirken, wenn wir uns auf Gott einlassen. Und doch sehen wir heute in dem Vertrauen auf Gott, im Glauben, der sich an nichts anders als an die Zusagen Gottes bindet, das Zentrum unseres Lebens.

Aber im Unterschied zu Dir müssen wir heute die konkrete Umsetzung dieses Glaubens in Beschlüssen versuchen. Weil Du die Reformation bewirkt und zeitlebens bestimmt hast, hast Du immer neu auf das Hören Wert gelegt, und die Leute Deiner Zeit haben konkret mitgehört, dass sie auch auf Deine Auslegung der Schrift hören sollen. Sie haben darum von Dir Weisung verlangt, und Du hast sie ihnen gegeben. Du hast ihnen gesagt, wie sie Schulen neu einrichten und das Gemeindeleben neu gestalten sollen. Weil wir aber keinen solchen Menschen haben und nicht haben können, weil unsere Zeit eine andere ist, schon darin sichtbar, dass eine Volksbewegung uns die Änderung brachte, darum glaube ich, dass wir durch Beschlüsse, durch immer neues Hören aufeinander, durch Achten darauf, was hier und dort geschieht, unser Leben neu gestalten müssen. Keiner kann uns heute so vollmächtig wie Du zu Deiner Zeit sagen, wie es langgehen soll, und sollte einer das erwarten, würden wir ihn in die Schranken weisen und darauf aufmerksam machen, dass es auch noch andere, auch von der Bibel her zu begründende Möglichkeiten gibt. Es hat sie doch auch zu Deiner Zeit gegeben. Du warst stark genug, den anderen übermächtig. Sie konnten sich eigentlich kaum durchsetzen. Nur im Süden gelang es, dass sie ihr Verständnis den Leuten klarmachten. Bei uns haben aber heute sehr viele eine Meinung, sie sprechen sie aus und handeln danach. Dadurch droht unser Leben, aber auch das Wirken in der Kirche unübersichtlich zu werden. Darum glaube ich, dass wir in unserm Glauben

uns von dem Glauben der übrigen Schwestern und Brüder bestätigen oder korrigieren lassen müssen und unser Leben in sehr viel differenzierterem Hören auf die Schrift und auf die Auslegung derselben durch die anderen neu gestalten sollen. Ich sagte: durch Beschlüsse. Solche Beschlüsse können, wenn die Problematik durchdiskutiert ist, uns wieder auf das Zentrum hin lenken. Und jede/jeder kann sich mit ihrer/seiner Meinung ein Stück weit einbringen.

Für uns ist jetzt, ich wiederhole mich, nicht die Freiheit, auch nicht die Liebe, sondern die Ausrichtung unseres Lebens das Problem. Wir meinen, wir wären in unsern Gedanken nicht so sehr weit von den Deinen entfernt, aber wir wüssten gerne, was Du uns heute zu sagen hast. Manchmal vermissen wir doch den starken Mann, wiewohl wir ihn, wäre er da, nicht in der erwarteten Weise akzeptieren würden. Das ist unsere neue Situation. Ihr müssen wir uns stellen, wie Du dich ihr gestellt hast. In grenzenlosem Vertrauen zu Gott und in Hinwendung zum Nächsten hast Du Deine Freiheit durchgehalten. Und darin wollen wir von Dir lernen, unsere Freiheit heute durchzustehen und in sorgfältigem Hören auf die Schrift einander näher zu kommen und unser Leben neu zu gestalten zu versuchen.

Darum lohnt ein Gespräch mit Dir auch heute. Ich verbleibe in Dankbarkeit

Dein

Hans Klein, genannt Kitschi (= ungarisch: klein)

Genesung im Neuen Jahr*

Wenn die Tage kürzer und die Nächte länger werden, haben wir nicht nur Zeit zum Überlegen, die Gedanken überfallen uns. Wir denken an das, was gewesen und gehen dabei öfter oder weniger häufig das abgelaufene Jahr durch. Manche berichten darüber den Freunden in Weihnachtsbriefen. Und wenn wir dem Sylvestertag näher kommen, machen wir uns Gedanken für das Neue Jahr. Hoffnungen und Ängste können sich die Waage halten, die einen können im Verhältnis zur den anderen stärker sein. Je nach Zeit und Umfeld, Einschätzung und Gefühl.

Im vergangenen Jahr hat sich in unserm Land einiges getan. In die Verwaltung der meisten großen Städte und dann ins Parlament und ins Amt des Präsidenten sind neue Leute eingezogen, die Machtverhältnisse haben sich geändert. Für viele ist das ein Zeichen der Hoffnung, für andere ein Anlass zu neuen Zweifeln: Die einen gehen, die anderen kommen, es wird sich kaum etwas ändern, denken sie.

Zumindest an einer Stelle hat sich aber etwas Wichtiges verändert. Unser Land will jetzt wieder ein *christliches* Land sein. Die Regierung setzt neue, dem Christentum entsprungene Maßstäbe. Wie weit sie damit durchkommt, wissen wir nicht. Aber es ist eine grundsätzlich neue Einstellung. Zumindest proklamiert. Aber dann auch in Abkommen und Erklärungen festgeschrieben.

Wir haben also Grund zur Hoffnung. Seither geht mir immer wieder ein Gebet der Bibel durch den Kopf:

*Gott, tröste uns wieder;
lass leuchten uns dein Angesicht,
so genesen wir (Ps 80,4).*

Und ich frage mich: Könnte es nicht sein, dass Gott uns wieder sein Angesicht leuchten lässt, dass wir genesen?

Der Psalm ist ein Gebet des Volkes. Er weiß von vielen Nöten, die Gott zugelassen oder gar bewirkt hat. Er weiß aber auch, dass Gott dieses Volk in das verheißene Land gebracht und bewahrt hat.

* Aus einem Rundbrief an Freunde zur Jahreswende 1996/97.

Wir denken vielleicht: Für das Land kann es aufwärts gehen, aber für unsere klein gewordene Gemeinschaft ist das keine Hilfe mehr. Jemand hat vor einiger Zeit gesagt hat: *Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft*. Und Jugend haben wir nun wirklich keine große.

Aber steht nicht in unserer Bibel auch: *Jünglinge straucheln und fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft* (Jes 40,30–31)? Es geht nicht alles biologisch. Eine Gemeinschaft kann ihre große, starke Jugend verlieren, innerlich oder äußerlich. Und eine andere kann ungeahnte Hilfe bekommen. Wenn es nur sein soll. Auch Klöster bekommen ihren Nachwuchs, wiewohl sie keinen eigenen haben. Im Reiche Gottes geht es nicht hauptsächlich nach der Biologie. Da walten andere Gesetze zumindest auch.

Darum dürfen wir auch für unsere Gemeinschaft voll Hoffnung sein. Auch für dieses Leben. Für uns ist wichtig bloß, dass wir den Herrn nicht aus den Augen verlieren, dass wir auf den Herrn harren. Und das heißt in dieser Zeit und mit dieser Regierung auch: Mehr als bisher darauf achten, dass wir ehrlich, gerade, vertrauenswürdig leben. Wie wir es im kirchlichen Unterricht gelernt haben. Das ist seit Jahrhunderten unsere Kraft. Darin sind wir attraktiv.

Der neue Präsident ist hauptsächlich von Siebenbürgen, dem Banat und der Sathmarer Gegend gewählt worden. Wir haben die Änderung mehr gewollt als andere Landesteile. Das verpflichtet uns. Wir wollen uns darum an den Wandlungen, die geschehen, mit beteiligen, wollen mitmachen. Denn das Genesen unseres Landes hängt jetzt auch an uns. Wenn wir genesen, können wir beitragen, dass das Land gesund wird. Und wir wollen alle gesund werden. Und dürfen es.

Denn, so will mir scheinen: Gottes Angesicht hat zu leuchten begonnen. Er will, dass wir genesen.

Das Positive sehen*

Ausländer bringen uns immer wieder zum Erstaunen, wenn sie feststellen, dieses oder jenes sei sehr positiv. Der Beitrag in der HZ vom 17. Januar d. J. von dem Wirtschaftsberater Herbert Helken ist ein Beispiel dafür. Für unsere Zurückhaltung darüber ist die von der Redaktion gesetzte Überschrift sprechend: *Von den Sünden der Unternehmer*. Herr Helken wollte das Positive aufzeigen und Mut machen, er wollte nicht in erster Linie das Negative herausstellen, wie es die Überschrift suggeriert. Ausdrücklich hat er gesagt, dass wir positiver denken müssen.

Positiv denken, gemeint ist zunächst, es muss sich in unsern Köpfen etwas ändern. Genau das ist das Allerschwerste. Denn es verlangt die Änderung der Einstellung zum Leben.

Wo liegt das eigentliche Problem? Vielleicht daran, dass wir zu hohe Ansprüche an die anderen und zu wenig Vertrauen in uns haben. Das ist altes Erbe aus der Zeit der Diktatur. Da waren wir vom Handeln ausgeschlossen, wir durften nur hauptsächlich zusehen und applaudieren. Das wollten wir nicht. Es war nicht unsere Sache. Wir zogen uns zurück und stellten die Fehler fest. So haben wir gelernt, negativ zu denken, zu kritisieren und beiseite zu stehen. Die Ausländer haben wenig Ansprüche, sie kommen und sehen. Manches sagt ihnen zu, manches auch nicht, aber sie wissen, dass ihnen anderswo auch nicht alles gefällt. Und sie sagen, was ihnen positiv erscheint und was nicht. Vor allem aber, sie implizieren sich. Sie beginnen mit etwas, irgendwo. Sie sehen nicht nur und stehen abseits, sondern tun etwas.

Hier scheint mir ein Geheimnis ihres Erfolges zu liegen. Sie packen an. Und es wird. Weil sie etwas vorhaben, etwas machen wollen. Schwierigkeiten stellen sich schon ein. Aber sie sind da, um überwunden zu werden. Sie wagen etwas. Und siehe da, es gelingt. So haben sie die kleinen Erfolgserlebnisse, die sie zu positivem Denken bringen.

Können wir auf die Dauer zusehen und kritisieren? Wie lange halten wir das aus? Merken wir nicht, dass wir uns in unserer Schwarzseherei nur selbst bestätigen? Hilft sie jemandem wirklich? Bitte, mich nicht falsch zu

* Geschrieben für die HZ (Hermannstädter Zeitung) vom 24. Januar 1997.

verstehen: Ich möchte keine rosarote Darstellung, gar noch zum applaudieren. Ich bin solche Äußerungen auch satt. Aber anfangen und sich einsetzen, etwas tun und weniger wissen, was andere tun sollen. Das könnte uns weiter bringen. Vor allem aber sehen lernen, sehen lernen, was zu wachsen beginnt, was sich hie und da tut. Und Freude daran finden. Denn es wird.

Es begann sonderbar. Ende April werde ich zu Mittag, 13 Uhr, angerufen: *Herr Klein, haben Sie schon gegessen?* Ich antworte *Ja*. *Schade* höre ich von der anderen Seite des Telefons: *Wir sind gerade mit Herrn Philippi zusammen und sprechen über das Projekt „Revita“.* Würden Sie, bitte, *dazukommen?* Der Anrufer stellt sich vor: Subprefect Ispas. Ich antworte kurz: *Ich komme*, setze mich ins Auto und fahre hin.

Dort saßen vier Menschen, außer den bereits Genannten noch zwei, die sich als Träger des Projektes „Revita“ vorstellten, und die über die Verwirklichung dieses in Presse und Fernsehen bereits bekanntgemachten Projektes laut nachdachten. Sie stellten es genauer vor und erbaten unsere Hilfe. Sie nahmen schweigend den Vorwurf hin, dass sie schon viel früher mit uns hätten reden können und sollen, wenn es um unsere Gemeinden geht. Dann wurden sie präzise: *Herr Klein, zu Pfingsten treffen sich die Gürtler aus Deutschland in Gürteln, würden Sie mit ihnen sprechen, ob sie bereit wären heimzukehren?* Ich meinte, ich wäre auf einer anderen Welt. Meine Gedanken arbeiteten fieberhaft, ich war wie im Wahn. *Ja*, hörte ich den Sprecher weiter sagen, *viele Bauern haben sich bereit erklärt, in die Gemeinde Braller, d. h. nach Martinsberg, Braller und Gürteln zu übersiedeln, darunter auch Österreicher und Schweizer. Die Letzteren wollen dort investieren. Wir werden die Straße herrichten, Arbeitsplätze schaffen, ein Sanatorium errichten u. a. m. Aber wir brauchen Sachsen, Leute, die wissen, wie man den Boden bearbeitet, Leute, die dort zu Hause sind.*

Ich sagte zu, dort zu Pfingsten zu predigen und mit den Leuten zu sprechen.

Dann fuhr ich Anfang Mai nach Temesvar. Dort hatte der Minister für Minderheiten zusammen mit dem Landesvorsitzenden des Forums zu einem Symposium über fünf Jahre deutsch-rumänische Zusammenarbeit eingeladen. Ich wollte jemanden treffen, den ich über dieses Projekt und seine Folgen befragen kann. Am meisten versprach ich mir von dem Bundestagsabgeordneten Hans Koschnyk, der auf der Liste der Teilnehmer am Podiumsgespräch stand. Er ist Sudetendeutscher, Jurist und kennt die Mentalität Ausgewanderter. Aber auch Karl Singer, den Vorsitzenden des Banater Forums, wollte ich fragen, wie er die Dinge nach der verblüffenden Erklärung des Informationsministers Boroianu in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ sieht. Auf dem Weg trafen wir bei Fäget Mediascher

Forumsleute, die auch hinfuhren. Ich bat Hugo Schneider in mein Auto. Ich wusste, dass sich auch die Meschener zu Pfingsten in ihrer Heimatgemeinde treffen. Die Zeit verflog in Windeseile.

In Temesvar wurde beim Podiumsgespräch dieses Thema angeschnitten. Ich dachte, ich träume. Alle sprachen darüber, was der deutsche Staat, was die rumänische Regierung unternehmen müssten, dass unsere Leute heimkehren. Es wurden Ideen ausgetauscht, Möglichkeiten besprochen, Gesetze durchleuchtet. *Über hundert Deutsche kenne ich bereits*, sagte Bundestagsabgeordneter Koschyk, *die in ihre alte Heimat nach Tschechien rückgekehrt sind. Sie haben ihr Haus wieder erworben, ebenso die tschechische Staatsbürgerschaft und die deutsche behalten. Sie sind oft dort. Aber ihre Kinder und Enkel noch öfter.* „Nach 50 Jahren“, dachte ich. Ich konnte mir das kaum vorstellen.

So bin ich zu Pfingsten nach Gürteln gefahren. Die Vertreter von „Revita“ waren dort. Wir hatten einen schönen Gottesdienst. Mit etwa 60 Leuten. Die Kirche war sauber und festlich geschmückt, so als hätte es keine Auswanderung gegeben. Sie hörten sich nach dem Gottesdienst die Worte der Vertreter von „Revita“ an. Und wurden nachdenklich. Das hatte ich nicht erwartet. *Wenn sie wirklich die Straße machen und nicht nur leere Worte sagen, dann werden nicht nur wir kommen, dann kommen viele*, sagten sie. *Aber die Straße muss werden. Wir wollen etwas sehen. Versprechungen haben wir genug gehört. Wir sind ihnen satt. Aber wenn die Straße gemacht wird ...* Ganz konnten sie es nicht glauben. Noch beim Abschiednehmen sagte einer: *Sie haben schön geredet, aber ich glaube nicht, dass es wird.*

So habe ich denn auch den Leuten nur gesagt, dass sie darauf warten sollen, ob die Straße gemacht wird, ob ein Arzt erreichbar ist, ob eine Telefonleitung gelegt wird. Und dann schlug ich ihnen vor, auf längere Zeit zu kommen, für ein, zwei, drei, sechs Monate, und wenn etwas wird, sich auch abzuwechseln, etwa innerhalb der Familie, so dass zwei Geschwister im Turnus das Jahr über zu Hause sind. Und wenn man sich ein wenig abspricht, lässt es sich so machen, dass immer 10–15 Familien zu gleicher Zeit im Dorf sind. Dann ist man auch nicht einsam, weniger einsam als in einer Blockwohnung in der Ferne. Weder auf die Pension, noch auf die Staatsbürgerschaft soll jemand verzichten. Aber vielleicht lässt sich das Haus, in dem man mehr als eine Generation lebte, doch erhalten, vielleicht auch renovieren.

Wir schlafen ruhiger hier zu Hause sagten uns zum Abschied einige Leute. *Wir würden gerne zu Hause altern.*

Als wir ins Auto stiegen, wurde uns wieder bewusst, dass es Pfingsten war, der Tag, an dem einst Unvorstellbares Wirklichkeit wurde, etwas Neues begann.

Ich erinnere mich, dass wir in den 80er Jahren darüber nachdachten, ob die Auswanderung nicht ein wenig gesteuert werden könne, so dass nicht zur gleichen Zeit alle Gemeindekerne zerstört werden. Damals meinten wir, dass etwa Gürteln aufgegeben werden könne, weil es dort keine Schule mehr gab, die geistliche Betreuung schwer war, viele Alte und wenig Junge dort lebten, weil es so abgelegen war, weil ... Damals hatten wir für Gürteln, und nicht nur für Gürteln, keine Hoffnung mehr ...*

* Leider haben an dieser Stelle die zweifelnden Gürtler Recht gehabt: Die Straße wurde nicht gebaut, es hat sich bis heute nichts bewegt. Unsere Hoffnung, dass in Gürteln etwas Neues wird, ist damit nicht hinfällig geworden.

Das Thema *Versöhnte Verschiedenheit* ist eigentlich ein Programm. Gemeint ist: Es sollte einmal dazu kommen. Dass dieses auch realisiert werden kann, ist vorausgesetzt. Aber gleichzeitig weiß jeder, der die Menschen ein wenig kennt, dass Programme nur Zielvorstellungen sein können. Man erreicht das Ziel zwar nie vollkommen, aber es bleibt Ziel auf einem Weg, ein anstrebbares und anzustrebendes Ziel.

Dem Wunsche der Organisatoren entsprechend soll ich unter diesem Thema die Lage der Kirchen in unserm Land, Rumänien, darstellen. Dass in diesem Lande verschiedene Kirchen seit Jahrhunderten zusammenleben, ist bekannt, ebenso, dass die Toleranz darin eine lange Geschichte hat. Von versöhnter Verschiedenheit wird man dennoch nur in begrenztem Ausmaße sprechen können. Das Zusammenleben der Kirchen in Rumänien gestaltet sich leidlich. Es ist manches recht gut dabei, manches auch zu hinterfragen. Wie alles, was Menschen tun. Um so wichtiger ist es, dass wir die Lage reflektieren, bedenken, analysieren, um zu einem bewussteren christlichen Leben zu gelangen. Ich möchte dies in mehreren Schritten tun: zunächst möchte ich anhand eines Bildes die Lage vor der Wende bei uns kennzeichnen (1), dann möchte ich die Lage nach derselben kurz beleuchten (2), möchte ein wenig in die Geschichte blicken (3), nochmals die Gegenwart besprechen mit ihren zaghaften Schritten aufeinander zu (4), um endlich Schlussfolgerungen zu ziehen (5).

1. Die Lage vor der Wende

a) Geht man von dem alten Bild der Kirche als einer familia Dei aus, dann erscheint die Beschreibung der Einheitsbestrebungen der verschiedenen Denominationen als ein Zusammenrücken und Zusammenarbeiten von Geschwistern, bei dem jedes der Familienteile ganz verschiedene Gaben hat und daher sein Leben auch in einer unterschiedlichen Umwelt gestaltet und

* Vortrag, gehalten bei der Evangelischen Akademie Siebenbürgen 1997.

sich dennoch derselben Familie verbunden weiß. Familien solcher Prägung pflegten sich vor dem Abendmahl zu versöhnen, neu miteinander zu sprechen und sich etwa mit dem Spruch die Hand zu reichen: *Verzeih mir, wenn ich durch Wort oder Tat Dich gekränkt habe. Ich habe es nicht aus bösem Willen getan.*

Eine Existenz als solche Familie Gottes in Verschiedenheit, kann zweifach gesehen werden:

Erstens: Der Vater oder die Mutter lebt noch. Er oder sie ruft selbst die Kinder zusammen, etwa zu einem Fest, und sorgt, dass die Geschwister auch miteinander sprechen. Erinnerungen an Gemeinsames überwinden die Schwierigkeiten, ein Gespräch miteinander anzufangen, und langsam hört man aufeinander. Es kann dabei sein, dass ein harter Vater, seine Kinder auch mehr oder minder zu einem Gespräch miteinander zwingt, es kann auch sein, dass Kinder harter Eltern immer mehr zusammenwachsen, auch um den übermächtigen Eltern gemeinsam widerstehen zu können in ihrem Bedürfnis nach einem eigenen Weg, der anders ist, als die Eltern dachten.

Zweitens: Die Eltern sind gestorben, die Geschwister haben sich weitgehend auseinandergelebt, aber sie leben nicht weit voneinander entfernt. Sie treffen sich immer wieder. Es wird in ihnen das Bedürfnis groß, mehr miteinander zu sprechen, sich zu begegnen, eventuelle Krämpfe zu beseitigen, neu miteinander zu kommunizieren. Das ist nicht leicht, weil sie verschiedene Ehepartner, auch verschiedene Berufe haben und in einem ganz unterschiedlichen Umfeld leben.

Damit habe ich Modelle aufgezeigt, von denen her das, was wir als *versöhnte Verschiedenheit* aussagen, beleuchtet werden kann.

b) Betrachtet man von hier aus die Zusammenarbeit der Kirchen in Rumänien in den letzten 50 Jahren, dann möchte man meinen, dass sie unter Druck geschah, so sehr sie dann doch begrüßt wurde. Im Bild möchte man sagen: Der Stiefvater hat die Kinder zusammengerufen und zu einem Miteinander in einer bestimmten Richtung genötigt. Das geschah nicht erst 1961 als die großen Kirchen Rumäniens dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) beitraten, es begann in den frühen 50er Jahren, als die ersten interkonfessionellen Zusammenkünfte im Dienste des *Friedenskampfes* stattfanden. Wahrscheinlich aus der Erfahrung des Krieges geboren, dass nämlich Kirchen zusammenstehen und dem Interesse der Nation dienstbar gemacht werden können, hat man sie zu instrumentalisieren getrachtet. Es ist in gewisser Weise gelungen. Als Nebenfrucht kam heraus, dass sich die bis

dahin nicht sehr bekannten Geschwister menschlich näher kamen. Und zwar keineswegs nur in dem gewünschten Sinne, sondern auch noch ganz anders: Man lernte sich gegenseitig kennen und rückte angesichts des übermächtigen Vaters zusammen. Die vielen Gespräche der Theologen untereinander haben der großen, bis dahin sehr abgeschlossenen Orthodoxen Kirche gezeigt, dass man Theologie auch in ihrem Sinne durchaus auch im Protestantismus treiben kann und dass es ein ihnen vergleichbares Wissen auf der anderen Seite auch gibt. Gewiss geschah vieles sehr oberflächlich. Oftmals sagte jeder das Seine. Aber man sollte doch auch diskutieren und das schloss ein, dass man sich auf ein Hören aufeinander einlassen musste. Auch die Argumente für den Friedenskampf und nachher für die Ausarbeitung von Themen für die Sitzungen des ÖRK dienten einem Wachstumsprozess. Natürlich war die Angst auf allen Seiten groß, wie überall, wo man sich begegnet, ohne sich zu kennen. Aber sie wich auch angesichts der Erkenntnis, dass man im selben Boot sitzt, das vom mächtigen Stiefvater gelenkt wird. Was hier geschah, war nicht das Zusammenkommen von versöhnten Geschwistern, sondern es waren erste Schritte von Begegnungen von Geschwistern, die in ganz verschiedenen Häusern aufgewachsen waren und sich sozusagen nicht kannten. Wie sehr man aber darin auch eine gute Sache fand, zeigen die wiederholten Bitten, wir sollten diese Gespräche nach der Wende wieder beginnen.

2. Die Lage nach der Wende

Nach der Wende 1989 sind diese Zusammenkünfte nicht mehr geschehen. Das hat viele Gründe. Der wichtigste besteht darin, dass die Wende bei uns zumindest im Volk wie eine Revolution wirkte und das bedeutet, dass sie zentrifugale Kräfte betrieb. Jeder wurde auf das Seine geworfen und hatte mit sich selbst genug zu tun. Möglichkeiten standen plötzlich offen, von denen man vorher nicht geträumt hatte. Damit kamen in alle Gemeinschaften und Gruppen viele Probleme. Jeder musste sich zuerst selbst finden. Und als Gemeinschaft musste man neu zusammenwachsen. Das ging keineswegs rasch und auch nicht selbstverständlich. Denn die Frage war, wo man neu anknüpfen würde. Im Staat griff man auf die Verfassung von 1923 zurück. Entsprechendes wurde auch in den Kirchen versucht. Aber die Situation war eine andere. So sind die Kommunikationen zwischen den Kirchen nur ganz langsam vorangekommen.

Es wuchsen langsam ganz andere Dinge. Die Ökumenische Gebetswoche bekam eine neue Ausrichtung. In Bukarest und dann auch in anderen Städten feierten die Christen reihum in den Kirchen. Der Weltgebets-tag bekam eine neue Bedeutung. Bis 1989 wurde er in kleineren Kreisen von jeder Kirche gesondert, wenn überhaupt, gefeiert. Jetzt gab es intensivere Vorbereitungen.

Doch das waren Anlässe, die von Außen kamen. Sie wurden von oben gefördert. Von außen und von oben kam auch die Zusammenarbeit innerhalb der AIDROM, der institutionalisierten Zusammenarbeit der historischen Kirchen auf dem Gebiet der Diakonie. Das Geld für Projekte kam und kommt aus Genf. Man musste etwas damit machen und wollte etwas damit tun. So schlossen sich die Kirchenleitungen kürzer. Dasselbe gilt für die Bibelgesellschaft. Sie wurde neu gegründet und setzt sich jetzt für eine Übersetzung der Bibel für Roma ein. Das ist eine gute Möglichkeit der Kommunikation auch mit Freikirchen. Aber auf dem eigentlichen Gebiet der Ökumene geschieht damit recht wenig. Zwar sind Überarbeitungen vor allem der rumänischen Bibelübersetzung in Auftrag gegeben, aber die dazu notwendigen Vorgespräche im Hinblick auf ein einheitliches Vokabular an zentralen Stellen, erfolgen nicht. Um ein Beispiel zu geben: für die Wendung *gerechtfertigt aus Glauben* gibt es zumindest drei Übersetzungen. Die Orthodoxen sagen: *indreptati*, d. h. auf den rechten Weg gestellt, richtig ausgerichtet, die Baptisten sagen *indreptăti*, ins Recht gesetzt, und die Pfingstler sagen *justificati*, gerecht gemacht. Man weiß, dass es zwischen Rumänischen Orthodoxen und Griechisch-Katholischen Unterschiede in der Bezeichnung des Geistes gibt, beim Vater-unser und beim Hilferuf Kyrie-eleison. Aber in dieser Richtung geschieht überhaupt nichts.

Damit bin ich beim heikelsten Punkte angekommen: der Spannung zwischen Orthodoxen und Griechisch-Katholischen. Sie hat ihre Ursache in der 1946 durch Stalin diktierten Auflösung der Griechisch-Katholischen Kirche und deren Integration in die Orthodoxe. Das Hauptargument war: Sie sind zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch unter Druck zu dieser Kirche übergetreten. Das ist auch richtig. Und ebenso sicher kann man behaupten, dass sich die Griechisch-Katholischen zwischen den beiden Weltkriegen mehr als Rumänen denn als Katholische angesehen haben. Dennoch, die Auflösung ist unter Druck geschehen, und viele Pfarrer und Bischöfe wanderten ins Gefängnis. Und wie das Blut der Märtyrer nie ohne Folgen ist, wenn es dabei Überlebende gibt, so ist es auch hier nicht ohne Effekt geblieben. Die griechisch-katholische Kirche hat im Untergrund bis 1989 weitergewirkt, ohne Fachtheologen, aber mit einer Frömmigkeit, die von

Laien getragen wurde. Und 1989 erinnerten sich viele, dass sie selbst in ihrer Jugend oder ihre Eltern zu dieser Kirche gehört haben. Sie meldeten sich zu Wort und forderten Rechte. Das beunruhigt die Orthodoxe Kirche. Und hier ist das entscheidende Hindernis für ein einigermaßen vor Menschen überzeugendes Miteinander. Das Problem lässt sich zur Zeit nicht lösen. Darum haben wir noch kein neues Kultusgesetz, darum zögert man die Rückerstattung der früheren kirchlichen Besitztümer hinaus. Die Lage ist überaus schwierig.

3. Ein Blick in die Geschichte

Aber sie war nie ganz einfach. Siebenbürgen galt als Land der Duldung, der Toleranz. Das bedeutete ein klares Nebeneinander der Kirchen. Und insofern dieses Nebeneinander respektiert wurde, ging es gut. Dazu gab es Regelungen, wie in den Mischehen zu verfahren ist. Sie waren hilfreich. Ich glaube, dass man sagen darf, dass Gruppen und damit auch Kirchen am besten miteinander leben können, wenn die Rechtslage klar ist, wenn unmissverständlich feststeht, wem was zusteht und wer womit zu rechnen hat, wenn er sich nicht an Vereinbarungen hält. Das ist in größeren Familien nicht anders. Die Schwierigkeiten ergaben sich, wenn die Katholische Kirche rekatholisieren wollte (Beginn des 18. Jahrhunderts), wenn die unfreien Rumänen gleiche Rechte verlangten (19. Jahrhundert), wenn sich also die Rechtslage veränderte oder verändern sollte. Wir haben tatsächlich eine jahrhundertealte Erfahrung im Zusammenleben der Gemeinschaften, aber es funktionierte gut immer nur, wenn sich alle an Verträge oder Gepflogenheiten hielten.

4. Zaghafte Schritte aufeinander zu

Damit ergibt sich wohl die wichtigste Frage: Gibt es nicht ein Bedürfnis nach Ökumene von unten? Darauf möchte ich sehr vorsichtig antworten: Vielleicht, auf die Dauer. Wir haben in Hermannstadt regelmäßig einen ökumenischen Gottesdienst. Teilnehmer sind: Theologiestudenten, Professoren und Pfarrer. Man möge mir die Charakterisierung entschuldigen, ich weiß keine bessere: Es ist ein Gottesdienst für ökumenische Feinschmecker.

Laien kommen kaum hinzu. Hier reagiert die Kirche nicht auf ein Desiderat der Leute, hier sammelt sich eine Gruppe kirchlich Engagierter, die die Einheit der Kirche leben wollen. Aber es geschieht sehr abstrakt.

Schon etwas massiver ist die Initiative im Lassler Tal. Sie geht vom Glauben aus und will die eigenen Grenzen überspringen. Hier haben bewusste Christen ein Spital errichtet, das allen Konfessionen offen steht. Kirche, die ausstrahlen will, mit dem, was sie kann. Hier ist für mich ein Modell des gemeinsamen Lebens vor Gott gegeben. In versöhnter Verschiedenheit. Denn niemand will den anderen bekehren. Jeder darf seines Glaubens leben. Im Umkreis von Broos gab und gibt es ähnliches, etwas mehr auf der Basis des Intellektes. Da kam und kommt man zusammen, um miteinander über die Realität des Landes vom Glauben her zu sprechen und Dinge zu initiieren. Das glich und gleicht eher einer Akademie, wollte und will aber praktisch ausgerichtet sein.

Eine ganz anders geartete Initiative ist von der *Liga pro Europa* in Tg. Mures gestaltet. Hier hat ein Ehepaar, bestehend aus einer rumänischen Frau und einem ungarischen Mann, angefangen, über die Unterschiede der Ethnien nachzudenken und Leute zusammenzubringen. Die Ausrichtung ist weniger religiös als politisch-ethnisch.

Mir ist aber keine Initiative von orthodoxer Seite in dieser Richtung bekannt. Vielleicht meint diese große Kirche, es nicht nötig zu haben. Aber aus der Reihe der Kollegen kommt vielfach der Wunsch, wir sollten uns doch wieder an einen Tisch setzen und Theologie miteinander betreiben. Die kleine Gruppe der Evangelischen Deutschen in Rumänien soll die Initiative ergreifen. Sie tut es im kleinen Rahmen fast überall, und überall, wo sie nur kann. Mir ist die Frage gekommen, wieso man so viel von einer kleinen Gruppe erwartet. Die Antwort ist gleich gegeben: Die Rumänen sehen die Deutschen in Rumänien wie ihre etwas älteren Brüder an. Sie sind oft enttäuscht über sie. Aber der ältere Bruder bleibt der ältere Bruder, auch wenn er krank und schwach ist, sogar wenn er Kardinalfehler macht. Ein kleines Beispiel: Unlängst wurde in Hermannstadt eine Umfrage über die Stadträte gemacht. Der Vertreter der deutschen Minderheit bekam die meisten Punkte, wiewohl er sich sicher nicht so viel für die Stadt eingesetzt hat wie andere, bestimmt weniger für die Stadt in ihrer Gesamtheit tat. Gewiss, er hat auch anderen nicht auf die Zehen getreten. Es bleibt für mich merkwürdig, denkwürdig und nicht ganz verständlich, es sei denn, man rechnet mit einem Bonus von vorne herein.

Dies ist darum so, weil die Orthodoxe Kirche die Aufklärung, also eine Phase der Geschichte, hinter die wir nicht mehr zurückkommen, nicht

durchgemacht hat. Sie hat sogar die Veränderung der Zeit Augustins, der merkte, dass auch die Kirche als Institution fehlbar sein kann, nicht verinnerlicht. Die Allgemeinheit der Sünde in dem Sinne, dass auch die Schöpfung und die Kirche in ihrer Gesamtheit der Sünde verfallen sind, so dass ein Mensch durch Umstände gezwungen sein kann, Böses zu tun, weil auch Gutes unter falschem Vorzeichen falsch ist, ist nicht ins Bewusstsein getreten. Und damit bleibt die Reflexion über das Verhalten des Menschen in der Gesellschaft außerhalb des Gesichtsfeldes. Nur das Individuum ist im Blick. Die These etwa D. Bonhoeffers, dass ein Lehrer schuld sein kann, wenn er ein Kind vor eine Alternative stellt, in der es nur sündigen kann, und so auch der Staat, die Kirche schuld sind, wenn sie Alternativen falsch stellt, wird dort nicht bedacht. Die orthodoxen Gläubigen halten zur Kirche. Ihr Verhältnis zu ihrer Kirche ist kaum gebrochen. Aber sie pflegen keine persönliche Frömmigkeit, im Alltag sind sie an die Gebote gebunden, die den Einzelnen und der Gemeinschaft der Christen gelten, ohne dass freilich eine kollektive Soziallehre entwickelt wurde. Ihr Glaube ist diesen Christen nicht bewusst gemacht worden. Sie wissen einiges, einige sogar sehr viel vom Glauben, aber es ist nicht innerste Überzeugung, Angeeignetes, sondern gelernter Glaube der Kirche. Und kaum aktualisiert, weil als richtig angenommen. Es erfolgen keine Auseinandersetzungen mit dem Denken der Neuzeit. Man muss sich schon in das Denken der Väter zurückversetzen. Darum ist er irgendwo unpersönlich. Und dies hat zur Folge, dass Mischehen eigentlich nie in Glaubenskonflikte führen. Jedes Familienmitglied geht in seine eigene Kirche. Man feiert Ostern zweimal hintereinander. Es stört niemanden. Es gibt bloß ein geheimes Ärgernis, warum die Kirchen nicht endlich einen gemeinsamen Ostertag finden. Aber damit hat es sich auch. Hier ist etwas von der versöhnten Verschiedenheit da, nämlich im Sinne eines Respektes vor dem Andersartigen, es ist aber ebenso ein schiedlich-friedliches Nebeneinander, das – leider muss es gesagt werden – auch aufgeheizt werden kann. Das hat man in Bosnien in letzter Zeit sehen können, wir erlebten es in den Endvierzigern.

5. Schlussbemerkung

Zum Abschluss ein Problem, das mich seit langer Zeit umtreibt. Rumänien liegt auf der Drehscheibe zwischen Ost und West. Im Mittelalter drangen katholische Gedanken auch über die Karpaten hinüber, in der Neuzeit die

Welt nach der Aufklärung. Es gab damit immer wieder Rückschläge, so ähnlich wie mit dem Versuch, im Nahen Osten westliche Kultur einzupflanzen. Im Libanon ist es misslungen, ob es mit Israel klappen wird, muss die Geschichte zeigen. Aber Rumänien liegt auch an der Grenze der Mentalitäten zwischen Nord und Süd. Ich meine mit *südlicher Mentalität* die uralte Selbstverständlichkeit, dass Leben gut, Tod aber böse ist und somit Gut und Böse nie nebeneinander, sondern nur hintereinander liegen können. Die nördlichen, mehr von der Kälte geprägten Menschen, haben einen Schritt des Nachdenkens weiter getan. Sie haben erlebt, dass Licht, Feuer, Leben gibt und vermerkt, dass Licht und Dunkelheit nebeneinander existieren können. Das hat zu einer Unterscheidung von Absicht und Tat geführt, wobei man die gute Absicht höher schätzte als die zufällig gelungene Tat. Diese beiden Mentalitäten sehen in der Praxis sehr verschieden aus und wirken auf das Leben des Menschen. Wie sich diese beiden *versöhnen* lassen, ist mir nicht klar. Es müsste gehen, wenn sich Italiener und Griechen ganz in Europa einbringen können. Und darum ist m.E. große Hoffnung für Rumänien gegeben. Denn man weiß es: Die Rumänen sind bei all ihrer Prägung durch die leidvolle Geschichte, die sie von Entwicklungen zurückhielt, offener zum Gespräch und zum Wandel als etwa die Griechen. Es wird hoffentlich dazu kommen, dass auch Rumänien damit ernst macht, dass der Mensch für die industrialisierte und computerisierte Welt ein festes Rückgrat und ein bestimmtes Selbstbewusstsein braucht.

Auf diese Wandlungsfähigkeit setze ich viel. Und darum glaube ich, dass in diesem Land und mit diesem Land noch viel geschehen kann. Aber im Augenblick bedarf es auch der Hilfe von außen. Sollte es nicht denkbar sein, dass Rumänien auch sichtbarlich den Segen erlebt, Anteil an der großen Kultur Europas zu haben und sich in die neu entstehende Gemeinschaft einzubringen? Wenn *ein* Gott ist, aus dem alles in allem fließt, dann müssen wir zusammenwachsen.

IV.

Gefestigte Hoffnung

Seit 1998 wird an ganz verschiedenen Stellen sichtbar, dass sich das Land am Westen orientiert. Die Leute fassen erkennbar Mut.

Die nachfolgenden Texte sind in der Reihenfolge ihres Entstehens angeordnet.

Was würdest Du, lieber Leser, sagen, wenn jemand in einem Gespräch Dir sagen würde: *Wir leben in einer Zeit der Gnade*? Könntest Du das so stehen lassen? Würde Dir nicht sofort eine Menge von Argumenten und Beispielen einfallen, die das Gegenteil beweisen oder zumindest die gegenteilige Ansicht nahelegen: Um uns herum ist Ratlosigkeit, eine unklare Gesetzgebung, aber auch Depression bei vielen Menschen, Unmut und Hoffnungslosigkeit. Speziell für uns Evangelische ist es traurig geworden. Die meisten unserer Freunde haben uns verlassen, in vielen Fällen Geschwister, sogar die Eltern oder die Kinder. Wir sind oftmals sehr einsam, auf uns gestellt. Nein, als Zeit der Gnade empfinden wir unsere Zeit wirklich nicht.

Gewiss, es geht uns besser als vor zehn Jahren, können wir einräumen: Wir können mit unseren Freunden und Bekannten im Westen kommunizieren, wir sind nicht mehr so abgeschlossen, wir können in den Geschäften auch manches, wer Geld hat, auch vieles kaufen, die Konsumwaren werden langsam, aber stetig besser. Aber sagt das etwas über unsere Zeit aus? Kann man das schon *Zeit der Gnade* nennen? Steht dem nicht gegenüber, dass wir uns viel weniger leisten können, als wir meinen, unbedingt zu brauchen? Merken wir nicht, dass unsere Freiheit auch durch Mangel an Geld beschnitten wird? Gewiss, wir haben jetzt viel Freiheit, aber ihre Grenzen sind ebenso rasch deutlich. Es ist, so möchten wir meinen, dann doch immer noch zu schwer.

Es ist auch schwer. Aber gerade die Schwierigkeiten unserer Zeit zwingen uns, uns auf das Wesentliche zu konzentrieren. Weil die meisten unserer Freunde und Verwandten weg gegangen sind, haben wir neue Freunde gesucht, uns mit den Nachbarn neu verständigt. Soweit das ging, natürlich. Und es ging keineswegs immer. Manche Mühe, Freunde zu finden, mit den neuen Nachbarn auszukommen, ging in den Wind, war vergeblich. Es läuft keineswegs alles gut. Raum zum Besseren ist nicht nur allemal, sondern auch fast überall. Aber gerade dieses bringt uns dazu, nach dem Sinn unseres Lebens neu zu fragen, uns auf das Wesentliche auszurichten.

* Wort zum Sonntag in der ADZ (Allgemeinen Deutschen Zeitung) vom 3. November 1998.

So haben viele Menschen in dieser Zeit den Gottesdienst neu entdeckt. Aber auch den Wert von Freundschaften und Gemeinschaften. Wir sind näher zueinander gerückt und mussten bei alledem fragen, was diese Widerfahrnisse mit unserm Leben zu tun haben. Wir haben darüber nachgedacht, womit wir dies verdient haben, wohin es führen soll. Aber dies Nachdenken half uns nicht weiter.

Wohl aber hilft uns weiter, wenn wir die Augen aufmachen und sehen, wie sich nach dem völligen Zusammenbruch unseres Volkes, den wir 1990/1991 erlebt haben, unsere klein gewordene Gemeinschaft wieder erholt, wie an ganz verschiedenen Stellen Neues aufkeimt und wächst, wie wir als vertrauenswürdig angesehen werden, von uns etwas erwartet, erhofft wird, wie wir uns neu einbringen können ins Gespräch über unsere eigene Zukunft und jene des Landes. Während wir ratlos umherblickten, weil wir nicht mehr weiter wussten, haben wir uns offenbar fast unsichtbar erholt. Es wird, um uns und bei uns. Was wird, wissen wir nicht, bloß, dass es sehr bald sehr anders sein wird. Aber nicht ohne uns, sondern auch um uns herum. Wir können uns dies selber gar nicht zuschreiben, weil es nahezu ohne uns geschieht. Mir geht immer wieder das Wort durch den Kopf: *Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet zusehen*. Wir beobachten wie sich andere um uns kümmern, wir anderen interessant werden, Menschen uns neu einbinden, Werte bei uns entdecken, die ihnen lebenswürdig erscheinen, bei uns, den so Wenigen. Gott macht offenbar doch etwas aus uns. Sosehr wir das nur schwer für möglich halten. Und wir dürfen dabei sein. Im Kreuze erleben wir die Kraft der Auferstehung, das Neu-Werden mitten im Leiden und im Schmerz.

Ist das nicht Zeit der Gnade? Es gibt nicht viele Generationen, die an sich selber in solcher Weise dem Grund unseres Heils verbunden sind, dem Kreuze und der Auferstehung Jesu. Wir sind mitten drin. Lasst es Euch sagen: Wir leben in einer Zeit der Gnade.

Advent 1998

Sehen und verstehen,
hören und begreifen,
glauben und lieben,

immer gewiss,
Er kommt.

In das Durcheinander,
in Nacht und Kälte,
in Angst und Verzweiflung.

Die Hoffnung
hält durch.

Neue Hoffnung nach dem Leiden

Predigt über Jesaja 12,1–6*

Wir brauchen Zeichen der Hoffnung. Zu allen Zeiten, in Stunden des Hochgefühls und in Augenblicken der Traurigkeit. Ein solches Zeichen ist heute diese Feier, mehr noch, die viele Arbeit an der alten Kirche auf dem Berg, die schon so manche Not erlebt und durchgestanden hat, Armut und Niedrigkeit von Menschen, Aufblühen und Schrumpfen der Gemeinde.

Was war es denn für ein Aufbruch vor etwa 30 Jahren, als das Pfarrhaus gebaut wurde und in der Gemeinde mehr als die Hälfte der Bewohner Kinder unter achtzehn Jahren waren? Ein ganz anderes Zeichen der Hoffnung als heute. Niemand hätte damals gedacht, dass in so kurzer Zeit die Gemeinde so sehr schrumpfen werde. Es war ein biologische Zeichen der Hoffnung, nicht eines des Glaubens.

Heute aber nehmen wir ein Glaubenszeugnis wahr. Es ist der Wille der Gemeinde und ihres Kurators, der Wille der vielen Spender und Helfer, in dieser Zeit etwas zur Ehre Gottes zu tun und damit auf die Ewigkeit hinzuweisen, aus der allein die Kraft, die wirkliche Hilfe kommen kann. Denn alles, was natürlich ist, vergeht, aber was Gott gibt, bleibt, bleibt in Ewigkeit.

Aus solchem Wissen heraus konnte auch jener Text entstehen, den wir heute gelesen haben. Es ist der Abschluss des ersten Teiles des Jesaja-Buches, in dem so viel von Gericht und so wenig von Gnade gesprochen wird. Ich versuche darum, den Text in die Sprache von heute umzusetzen:

Es kommt die Zeit und ist schon heute, wo wir wieder danken können, Gott loben und sagen:

Ich danke dir Gott, dass du uns in die Nöte hinein geführt hast, denn wir haben gespürt, mit welcher Kraft du uns trägst. Du bist unsere Hilfe, du bist unsere Kraft. Auf dich verlassen wir uns. Deinen Namen wollen wir verkündigen, dir wollen wir die Ehre geben. Vor allen Menschen.

* Gehalten anlässlich der Wiedereinweihung der Kirche in Törnen am 1. Mai 1999.

Tatsächlich ist die Renovierung dieser Kirche ein solches Lob Gottes vor allen Menschen. Es zeigt, dass Ihr wieder etwas vorhabt, dass Ihr mit Gott rechnet, dass Ihr überzeugt seid, dass dieses Haus noch lange Menschen kennen wird, die in ihm Gott anbeten. Und so wird euer Lob und unser Lob zu einer Kraft für unser Leben. Bereits heute. Und in aller Zukunft wieder.

Wir sind heute in der gesegneten Lage, dass wir, wo wir überhaupt nicht wissen, was aus uns, aus unserer Kirche wird, uns gebraucht sehen. Alles Übrige können wir Gott überlassen. Darum können wir froh sein, wir können Gott danken. Und darum können wir auch sicher sein: Gott wird aus alledem etwas machen. Es wird gut werden. Für alle.

Reichtum in der Armut

Predigt über Offenbarung 2,8–10*

Dem Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe:
Das sagt der Erste und der Letzte
der tot war und ist lebendig geworden:
Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut.
Aber du bist reich ...
Sei getreu bis in den Tod,
so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Schwestern und Brüder,

ich musste zweimal Atem holen, bis ich mich an dieses Wort gewöhnt hatte, wenn es uns denn heute gelten soll. Gewiss, es ist nicht für uns, sondern für die Gemeinde in Smyrna vor 1900 Jahren geschrieben. Aber es spricht und trifft uns bis ins Innerste: *Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut*. Wir können sofort hinzufügen: und deine Einsamkeit und dein Gefühl der Verlassenheit und deine begründete Angst vor der Zukunft. Ich weiß, dass du dich ausgeliefert siehst, machtlos dem Zugriff der Unverschämten, Stärkeren, Rücksichtslosen. Ich weiß, dass du dein Leben nicht mehr ganz lebenswert ansiehst, in der Blockwohnung im Kalten oder auf dem Dorf inmitten von Leuten, die dir das Wenige wegnehmen wollen, das du dir hart erarbeitet hast.

Ich kenne deine Bedrängnis. Und deine Armut. Ich weiß um deine äußere und innere Not. Ich weiß, dass es kaum mehr auszuhalten ist. In vielerlei Hinsicht.

Aber ich weiß auch, und das wollen wir sehr gut hören: Du bist reich. Das zeigt sich nicht dort, wo du deine Strom- oder Gasrechnung kaum bezahlen kannst, nein dort bist du arm. Auch nicht dort, wo dir Menschen, das Wenige wegnehmen wollen, für das du schwer gearbeitet hast, das ist kein wahrer Reichtum. Es zeigt sich dort, wo Menschen dich brauchen, Menschen etwas von dir erwarten, Menschen auf dich sehen – und wenn sie nur einen kleinen Rat haben wollen.

* Gehalten am 13. Dezember 1999.

Auch als Gemeinschaft besteht unser Reichtum nicht in Kulturwerten, die aus unseren Kirchen zu verschwinden drohen, wie das Taufbecken aus Alzen und vieles andere. Das ist zwar auch ein großer Reichtum, aber nicht im Sinne dessen, der tot war und lebendig wurde. Er besteht dort, wo wir etwas haben, was uns nicht genommen werden kann, weil es im Himmel verankert ist. Und das ist unser Glaube, das Wissen, dass wir von Gott gehalten sind, dass uns niemand aus seiner Hand herausziehen kann, dass unser Leben dem Ziel zuläuft, das er ihm gesetzt hat. Das Wissen, dass auch das Leiden, das über uns gekommen ist, *zu etwas gut sein kann*, wie wir es in der Jugend sagten, oder dass es Kreuz Christi sein darf, wie wir es in der Bibel lesen. Unser Reichtum besteht in einer jahrhundertelangen Erfahrung mit Gott und seinem Christus, die uns hat durchhalten gelehrt, fest bleiben mitten in der größten Anfechtung, in dem Wissen, dass Gott etwas aus dem machen kann, was wir nur als Trümmerhaufen erleben.

Darum wollen wir treu bleiben. Ihm treu bleiben. Solange wir können. Das tun, was wir sollen. Ich glaube, dass wir den Segen noch irdisch erleben. Das liegt an meinem Optimismus. Aber darauf kommt es wirklich nicht an. Wenn wir nur treu bleiben, lohnt Gott es uns zeitlich und ewiglich. Darum wollen wir die Zusage für heute nicht vergessen: Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut. Aber du bist reich. Ich kommentiere: Weil ich dich reich sehe und reich machen will. *Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.*

Jahreswende 1999/2000

Orientierung verloren,
Unsicherheit um und um,
Altes nicht mehr gefragt,
Neues erst ansatzweise da.

Prognosen offen,
Berechnungen unstimmig,
Botschaften unsicher,
Mittelpunkt fehlt.

Gib uns dein Licht,
o Herr,
für jeden kleinen Schritt
täglich neu.

Von seiner Entstehung her hat das Christentum ein gebrochenes Verhältnis zur Macht. Es hat sich an die Armen und Schwachen, sowie an die Intellektuellen des Mittelstandes gewandt und ihnen Gottes Herrschaft als Alternative oder im Gegensatz zu den Mächtigen dieser Welt gezeigt. Darum konnte es sich nur sehr langsam daran gewöhnen, dass es selbst in Machtstrukturen hineinwuchs. In zehn Thesen möchte ich die damit verbundene Problematik besprechen und zu zeigen versuchen, wie in der Kirche Macht richtig gebraucht werden kann.

These 1:

Das Neue Testament stellt der Macht den Dienst gegenüber.

Der bekannteste Text ist Mk 10,42–44: *Die Großen üben Gewalt aus. So aber soll es unter euch nicht sein, sondern, wer groß werden will, sei aller Diener.* Nicht nur die Ausübung von Macht ist damit in Frage gestellt, man hat sogar Vorbehalte gegenüber Titeln wie Vater, Lehrer oder Leiter (Mt 23,8–10). Lukas umgeht das Wort *diakonos*, weil es amtlich missverstanden werden könnte, und spricht vom *Dienenden* (Lk 22,27). Titel gibt es für Gemeindeglieder nicht. Sie sind alle Brüder. Mit dem Hinweis auf eschatologische Erhöhung wird irdische Erniedrigung erwartet.

These 2:

Der irdischen Gewalt hält Jesus die Feindesliebe entgegen.

Wenn dich jemand zwingt, eine Meile mit ihm zu gehen, dann gehe zwei, und wenn dir jemand den Rock nimmt, dem gibst auch das Hemd, sagt Jesus (Mt 5,40f). Verzicht auf Macht besteht darin, dass freiwillig dem entsagt wird, was ein Gewalttätiger an sich reißt. Positiv ist das Erläuterung der Forderung nach Feindesliebe, eine Konkretion der Evangeliumsverkündi-

* Thesen zum Thema eines Symposiums über Kirche und Politik, Hermannstadt, den 15. Mai 2000.

gung als Angebot des Heiles an alle Menschen. Es geht um das Gewinnen der Vielen. Bei Verfolgung wird zur Flucht geraten. *Widersteht nicht dem Bösen, gebt Raum dem Zorn Gottes.* Jesus verteidigt sich im Prozess nicht, sondern schweigt. Das schließt die Möglichkeit aus, sich in Notfällen mit Gewalt zu verteidigen: *Stecke dein Schwert an seinen Ort. Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert fallen.* Widerstand gegenüber weltlicher Macht wird verworfen.

These 3:
**Paulus proklamiert die Macht Gottes,
die sich in menschlicher Schwachheit zeigt.**

Dem leidenden Apostel sagt der erhöhte Christus: *Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung* (II Kor 12,9). Wo Gott die ihm Dienenden ins Leid führt, wird am deutlichsten, dass nicht sie es sind, die Gottes Werk vorantreiben, sondern er selber. Darum ist Schwachheit der in Gottes Dienst Stehenden von zentraler Bedeutung. Nicht sie sind es, die etwas für Gott tun, sondern Gott tut sein Werk durch sie, so schwach sie sind. Gottes Werk will nicht durch Supermensen weitergebracht werden, sondern von solchen, die er selbst ins Kreuz hinein führt.

These 4:
**Menschen, die Gott dienen, dürfen auch das Wort
nicht als Machtmittel einsetzen.**

Das Wort kann eine Waffe sein. Man kann mit schlagenden Beweisen den Gegner vernichten. Das haben schon die Griechen gewusst, und die Rhetorik an der Stelle eingeführt, an der ehemals die Kampfübungen stattfanden. Man kann einen Menschen auch tot reden. Auf unsern Altären wird Paulus mit dem Schwert, gemeint ist dem des Wortes, dargestellt. Das Wort Gottes ist ein scharfes Schwert (Hebr 4,12). So griffig diese Formulierung ist, so gefährlich ist sie, wie alles, wenn es aus dem Zusammenhang herausgerissen wird. Denn mit dem Hauch des Mundes kann man Menschen töten, indem man Befehle erteilt, den andere ausführen. Das Wort wird zum Machtmittel, wenn der Redner nicht werbend Akzeptanz sucht, sondern sich selbst durchzusetzen bestrebt ist. Darum *richtet nicht, damit ihr nicht*

gerichtet werdet (Mt 7,1). Ein geistliches Machtwort gibt es nicht. *Sine vi, sed verbo* (ohne Gewalt, nur mir dem Wort) kann nur bedeuten: Der Machtdurchsetzung steht das Evangelium entgegen, das Rettung verkündigt. Christen üben auch mit dem Evangelium nicht Macht aus, sondern geben mit dem Evangelium innere Kraft zum Neuwerden des Menschen. Darum darf auch die *reine Lehre* nicht mit Macht durchgesetzt werden. *Cuius regio, eius religio* (wer das Regieren hat, der bestimmt über die Religion) ist eigentlich Verrat am Evangelium. Gottes Macht setzt sich in der Schwachheit durch, d. h. sie erscheint sichtbar immer machtlos, wie der gekreuzigte Christus, und wirkt in den Menschenherzen.

These 5:

Auch Schreiben als Machtmittel sind nicht Christus gemäß.

II Kor 1,24 hält Paulus ausdrücklich fest, dass er mit seinem Brief nicht über den Glauben der Korinther herrschen wollte, er wollte ihnen auch kein Leid zufügen (II Kor 2,2). Er weiß um die Macht des Wortes, das in einem Brief steht, geschrieben aus der Distanz, nicht gesprochen in der Gemeinschaft, und reagiert erschreckt auf dessen Wirkung. Auch III Joh 13 weiß davon, dass durch Tinte und Papier Kommunikation zerstört werden kann, wo sie doch aufgebaut werden sollte. Tatsächlich hat Paulus in I Kor 5 Macht ausgeübt. Er hat von den Korinthern gefordert, dass sie einen Menschen dem Satan übergeben, damit er sterbe. Das klingt unchristlich. Aber Paulus erwartet, dass die Gemeinde dies beschließt. Wir wissen nicht, ob sie es getan hat. Er hat den Vorfall dann nicht mehr verifiziert. Man möchte meinen, dass die Gemeinde ihm nicht gefolgt ist, dass er sich hat überzeugen lassen, den Fall nicht richtig beurteilt zu haben. Machtausübung durch aus der Distanz geschriebene Anweisungen ist in der Kirche zu hinterfragen.

These 6:

Auch Disziplinierungen sind Ausübung von Macht, die begrenzt werden müssen.

Mt 18,15–17 ist der Fall geschildert, wo ein Bruder sich gegen eine in der Gemeinde klare Vorschrift versündigt. Wie geht der Bruder vor? Er vermahnt den Bruder, wenn er nicht hört, bringt er einen Zeugen, dann lässt er

die Gemeinde entscheiden. Und nur dann wird der Ausschluss aus der Gemeinde ausgesprochen. Der Machtausübung sind eindeutige Schranken gesetzt. Nur die Gemeinde als ganze kann solche Macht ausüben, nie ein Einzelner, auf keinen Fall ein einzelner im Namen der Gemeinde. Wo nicht mitgelitten wird, kann Recht in der Kirche nicht gesprochen werden.

These 7:

**Das Evangelium hat Vertrauen geweckt und dazu geführt,
dass Christen in Machtpositionen hinein wuchsen.
Damit umzugehen haben sie nur schwer gelernt.**

Seit Konstantin weiß man es: Wer Macht hat, muss korrekt damit umgehen. Dazu gibt das Neue Testament wenig Anleitung. Die Christen haben nur langsam ein reflektiertes Verhältnis zur Macht bekommen. Und richtig wohl wird ihnen eigentlich nie, wenn sie Macht ausüben müssen. Es sollte dabei auch bleiben. Aber, wer Macht ausübt, muss die Gesetze der Macht kennen und um die Problematik der Macht wissen. Macht muss sinnvoll im Dienste der Vielen gebraucht werden. Machtgebrauch zur Machterhaltung ist im Dienste Jesu nicht möglich. Darum wird jeder Christ, jede Christin um Begrenzung der Macht ringen. Sie bedarf in der Kirche einer geistlichen Ausrichtung. Darum hatten die Könige im Mittelalter ihre Beichtväter als Berater. Dass auch diese Beichtväter zeitweise irrten, steht auf einem anderen Blatt.

These 8:

Macht in der Kirche kann nur im Sinne Christi gebraucht werden.

Die Kirche hat selbst Amtsträger, die mit Macht umgehen. Es wird so etwas wie Politik in der Kirche gemacht, und sei es nur Personal- oder Geldpolitik. Wesentlich scheint mir, dass die Kirche sich dieser Situation bewusst ist und Macht verantwortlich gebraucht.

Der sensibelste Punkt der Machtausübung, wenn man von einer der Kirche nicht angemessenen Form der Diktatur absieht, ist der Umgang mit dem *Nein!* Das Urbeispiel für mich ist Jesu Kindersegnung. Die Jünger wollen sie verhindern. So etwas gab es noch nicht. Jesus aber schilt seine Jünger. Und das positive Beispiel ist Philippus und der Eunuch: *Was hindert's?*, ist die entscheidende Frage. Und wenn nichts Hinderliches gefun-

den wird, nachdem wohlwollend und nicht ängstlich geprüft wird, ist der Initiative stattzugeben. Ich glaube, dass Mächtige in der Kirche grundsätzlich zuerst fragen sollten: *Warum nicht?*, und nicht: *Warum eigentlich?* Mächtige können blockieren, auch das Wehen des Geistes behindern.

These 9:

Richtige Machtausübung geschieht durch Initiativen.

Gut beraten ist ein Amtsträger als Christ oder Christin, der nicht Anweisungen gibt, sondern Initiativen zur Veränderung der Gesellschaft und zur Hilfe für die Vielen startet. Initiativen sind eine Form der Erniedrigung. Denn darin liefert sich der Hochgestellte, oder Mächtige aus, er/sie stellt ihre/seine Gedanken zur Diskussion und lässt Menschen, Gremien darüber befinden und beschließen, wobei zuweilen etwas ganz anderes heraus kommt, vielleicht gar nicht so gut, wie anfänglich gedacht oder konzipiert, aber akzeptiert.

These 10:

Macht richtig ausüben, heißt immer auch, jenen widerstehen, die Machtpolitik betreiben.

Wo Mächtige in der Kirche ihre Macht zur Diskussion stellen, Initiativen ergreifen und möglichst darauf verzichten, selbst zu sagen, wie es lang geht, kommen im Schatten solcher Selbstbescheidung der Macht Leute auf, die *wissen* wie es lang gehen soll, die Rezepte haben, die Macht unhinterfragt gebrauchen. So scheinen mir die Gegner des Paulus in Korinth verfahren zu sein. Paulus ist ihnen entgegengetreten und hat Widerstand geleistet. Wo Macht als Macht wahrgenommen wird, muss ihr widerstanden werden, möglichst von solchen, die reflektiert christlich mit Macht umgehen können. Dietrich Bonhoeffers Aussage im zweiten Weltkrieg, wonach ein Christ auch zur Beseitigung der Obrigkeit schreiten kann, ist ein Extremfall, der nicht nachgeahmt werden kann, der aber als Grenzsituation auch nicht vergessen werden sollte. Denn es muss gelten, dass Christen/Christinnen nur eine Demokratie oder ein ihr nahestehendes Machtsystem innerlich akzeptieren können. Eine Diktatur werden sie als eine ihr fremde Einrichtung tolerieren und aus ihr das Beste zu machen trachten. Aber einbringen können sie sich überall dort, wo im Gespräch miteinander und

in gemeinsamer Verantwortung Aktionen zum Wohle der Mitmenschen gestartet werden.

Christen/Christinnen werden darum zur Macht immer ein gebrochenes Verhältnis haben. Aber sie werden, wenn sie Macht bekommen, diese zum Wohle der Menschen gebrauchen, niemals als Diktatur, auch nicht als Diktatur des Wortes oder als Diktatur Christi, wohl aber als Starten von Initiativen, die dann von anderen wahrgenommen, beurteilt und umgesetzt werden. Der/die mit Macht ausgestattete Christ/Christin stellt sich anderen zur Beurteilung. Bloß dafür wird sie/er immer sorgen, dass diese Anderen nicht ihrerseits Machtmittel einsetzen, die nicht Christus gemäß sind. Aber auch darin wird er/sie nie Christi Geist verleugnen, auch wenn sie/er dafür leiden muss. Das Einsetzen von Machtmitteln kann nur im Bewusstsein geschehen: *Ich bin ein Narr geworden. Ihr habt mich gezwungen* (II Kor 12,11). So wird jeder, der Macht in der Kirche hat, immer wieder ein Narr um Christi willen, ein Mensch, der sich anderen unterordnet und damit ein Dienender bleibt, auch wenn er/sie im Ausnahmefall zur Begrenzung der Macht Machtmittel einsetzen muss.

Ein Ereignis, das unsern Weg bestätigt*

Seit dem 18. Juni 2000 hat Sibiu-Hermannstadt (so auf den Ortschildern seit einigen Wochen) in Klaus Werner Johannis einen evangelischen Bürgermeister. Er hat nahezu 70 % der Stimmen erhalten, die weitaus meisten (etwa 97 %) nicht die unserigen. Viele sind auf seine Freunde zurückzuführen. Aber die meisten gelten unserer Art und unserem Engagement für das Wohlergehen der Stadt in der früheren Geschichte und seit 1990 in Schule und Kirche. Gewiss war es auch ein Misstrauensvotum gegenüber den vorhergehenden Amtsträgern. Ebenso wird eine Erwartung an den neuen Bürgermeister und seine Mannschaft herangetragen, die auch noch andere Hintergründe hat. Aber dahinter steht das sichtbare Vertrauen in eine Gruppe von Menschen, die sehr klein geworden ist, und soweit sie das vermag, aus der Kraft des Evangeliums lebt und wirkt zum Wohl der Vielen. Ich kann es diesmal nicht anders sagen als: Gott hat den Weg unserer Kirche und ihrer Gläubigen bestätigt.

Mir liegt an diesem Gedanken viel. Denn wir sind es gewohnt und werden dazu angehalten, unsere Sünde, unsere Fehlerhaftigkeit vor Gott zu bedenken. Viel zu selten denken wir daran, dass Gott nicht nur unser Wesen und unsern Weg in Frage stellt, sondern auch liebevoll begleitet und ab und zu auch sein Wohlwollen dazu kundtut. Hier hat er es in einem geschichtlichen Ereignis getan, in den vielen Stimmen derer, die mit uns in irgendeiner Weise in Kontakt gekommen sind. Erwartet wird von dem Neugewählten und seinem Umfeld nicht mehr, aber auch nicht weniger, als dass sie das, was der Umwelt bekannt ist, jetzt zum Wohle der Allgemeinheit einsetzen.

Wir haben uns in den letzten Jahren so sehr geöffnet, dass die Frage, wo unsere Mitte ist, am Horizont aufleuchtete. Es gibt kaum einen Bereich, in dem sich nicht Gemeindeglieder oder Amtsträger engagiert haben und Verpflichtungen für die Zukunft eingegangen sind. Aber die Zeit, in der wir uns auf uns selbst besinnen dürfen, ist noch nicht gekommen. Eine ganz neue Tür wurde aufgetan. Man bedenke, ein Mann einer kleinen Minderheit, die kaum einen materiellen Rückhalt hat, wurde in das verantwortungsvollste Amt der Stadt gewählt. Man vertraut ihm und seinen Freunden,

* Abgedruckt in den LKI (Landeskirchlichen Information) vom 30. Juni 2000.

dass er die Stadt aufwärts bringt. In unserer langen Geschichte waren wir im Bereich unserer Verantwortung in der Mehrheit und hatten eine seriöse materielle Grundlage. Das ist jetzt anders. Es entspricht aber dem Weg Jesu, dem Evangelium: In der Schwachheit ist Christus mächtig, dort, wo nur das Engagement, der Einsatz bleiben.

Ich glaube, wir dürfen neu über uns und unsern Auftrag nachdenken. Dass Gott uns hier braucht, hat er jetzt ganz deutlich gezeigt. Wer Ohren hat zu hören und Augen zum Sehen, nimmt diesen Wink, diese Stimme Gottes wahr.

Seitdem angezeigt wurde, dass Rumänien dem Vereinigten Europa beitreten kann, werden wieder konkrete Planungen gemacht. Kein Wunder, wenn man dieses in der letzten Zeit nicht tat, man hatte von den Fünf-Jahresplänen genug. So hat es in der Zeit der Herrschaft Iliescus kein Regierungsprogramm gegeben. Man hat gewurstelt. Mit dem Wechsel im Jahre 1996 kamen Anzeichen, dass man sich Gedanken macht. Es hat Regierungsabsprachen gegeben, die man mehr oder weniger eingehalten hat. An der Schwelle des neuen Jahrtausends muss man sich im Lande Gedanken über mittelfristige Planungen machen. Das verlangt die EU. Und so sind Planungen bis 2007 gemacht worden, Rechnungen, die Entwicklungen, Perspektiven aufzeigen sollen.

Auch die größeren Unternehmen planen zunehmend. Man stellt Prognosen für die nächsten zehn Jahre auf, macht Markterhebungen, stellt Notwendigkeiten fest und versucht, sich auf künftige Gegebenheiten einzustellen. Natürlich weiß man, dass Prognosen von den Tendenzen der Gegenwart ausgehen und schon morgen wieder verändert werden müssen. Aber verändern kann nur, wer etwas zu verändern hat. Und je tiefer man sich mit den Problemen beschäftigt, desto leichter kann eine Adaptierung erfolgen.

Diesem Prozess kann sich auch unsere Kirche nicht entziehen. Die Zeiten, in denen uns die Ereignisse überrollten, sind vorbei. Wir können wieder größere Dinge ins Auge fassen, und wir tun es bereits. Es ist gut, wenn wir es gezielt tun, zumal auch für uns die Jahrtausendwende verschiedenste Überlegungen notwendig macht.

Die nun vorzutragenden Gedanken wollen zum Weiterdenken anleiten. Es ist klar, dass sich schon dadurch die Dinge verändern, weil dem Denken Schritte folgen, und seien sie in entgegengesetzter Richtung, insofern die hier vorgetragenen Gedanken als falsch abgelehnt werden. Es geht mir darum, vorhandene Linien auszuziehen, vielleicht auch Brüche anzudeuten. Ich möchte das in Ausführung von zehn Thesen tun.

* Arbeitspapier für die Sitzung des Landeskonsistoriums, Herbst 2000.

These 1:

Die durch die Auswanderung erfolgte Aushöhlung der mittleren Generation verschiebt sich. Die damals um 30 Jahre und darunter alt waren, wachsen in die Verantwortung hinein.

Die Auswanderung ist in den beiden letzten Jahren eigentlich zum Stillstand gekommen. Zwar fallen immer noch Gemeindeglieder durch Auswanderung aus, aber wir verlieren bereits mehr durch Tod. Unsere Gemeinden sind überaltert. Das wissen wir alle. Ich rechne damit, dass wir in den nächsten fünf Jahren noch weitere Gemeindeglieder verlieren und 2005 bei 14 000 Seelen zählen. Auf die genaue Zahl kommt es mir nicht an.

Die Altersstruktur der Landgemeinden wird sich weiter in dem Sinne verschlechtern, dass die Leute dort immer älter und weniger initiativ werden, viele durch Tod ausfallen. Wer 1990 65 Jahre alt war, ist 2005 80. Konnte er damals sich noch aktiv in das Gemeindeleben einschalten, so wird er um 80 relativ passiv sein. Das trifft für sehr viele unsere Gemeindegliedern auf den Dörfern zu.

Die große Lücke innerhalb der Bevölkerung zwischen den Altersstufen 30 und 45 im Jahr 1990 wird sich ebenfalls um 15 Jahre verschieben. Wer 1990 30 Jahre alt war, wird 2005 45 und kann sehr wohl Verantwortung übernehmen. Eigentlich steht einem 45-jährigen jede Leitungsstelle offen. Natürlich auch denen, die noch etwas jünger sind, aber mit 45 Jahren hat man die Reife erlangt, die auch große Lasten tragen kann. Die Generation, zu der ich mich als einer der Jüngsten zähle, kann im Jahre 2005 eigentlich ruhig den Herankommenden die Verantwortung überlassen. Sie muss es nicht, aber wir dürfen getrost sein, weil es dann möglich ist. Ich habe mir gewünscht, dass unsere *alte* Generation so lange bleibt, bis die Jungen die Sache übernehmen können. Diese Zeit rückt in diesen Jahren deutlich heran, eine große Entlastung für alle, die Verantwortung in unserer Kirche und Gemeinschaft tragen.

Auch noch Jüngere werden dann herangezogen werden können. Wer 1990 20 war, ist 2005 bereits 35 und durchaus belastbar. Auch werden wir 2005 eine Reihe von Jugendlichen haben, die von der schweren und dunklen Zeit der Diktatur kaum mehr etwas wissen, denen ein Vergleich mit dieser Zeit überhaupt nichts sagt, junge Leute, die uns nur an der Zeit messen, die seit 1990 vergangen ist. Es werden nicht übermäßig viele sein. Aber auch nicht ganz wenige. Gerade an der Tatsache, dass sich jetzt in allen Städten die Jugendlichen regen und miteinander kommunizieren, lässt darauf schließen, dass diese auch dann etwas wollen werden. Und jene, die

heute zu den Jugendlichen zählen, werden sich dann zu Wort melden. Wir registrieren es, erlauben es aber nicht genügend, wie anders die Jugendlichen durch die Freiheit und die vielen internationalen Beziehungen geformt werden.

Das wird einen Mentalitätswechsel mit sich bringen. Er lässt sich bereits jetzt bei den Jugendgruppen, auch bei den Studenten am Theologischen Institut feststellen. Was uns geprägt hat, ist von vielen Seiten in Frage gestellt, teilweise im Zuge eines sehr positiven Aufbruchs, teils aus Unverständnis, weil von anderen Voraussetzungen her.

These 2:

Die Personaldecke wird in dieser Zeit zunächst noch schmaler, doch erholt sie sich zunehmend.

So sehr die Tatsache, dass wir 1999 drei sehr junge Pfarrer in verantwortliche Stellen einführen konnten, uns froh machen kann und wir Ursache haben, darüber weiter froh zu bleiben, zeigt sich doch daran auch die Knappheit unserer Ressourcen an. Sie ist noch deutlicher im administrativen Bereich. Überall von Bukarest über Hermannstadt bis Bistritz zeigt sich dasselbe Bild: Kompetente Leute, die als Buchhalter oder Sekretärinnen angestellt werden sollen und deutsch können, findet man äußerst schwer. Aber die Sprache ist keineswegs das Wichtigste. Menschen, die in den von uns gewohnten Bahnen weiterdenken können, sind selten, und wenn sie vorhanden sind, können wir sie nicht sachgemäß bezahlen. Es gibt viele Institutionen, die das besser können. Das gilt nicht nur für die Kirche, sondern auch für das Forum und die Schulen, im Hinblick auf die Lehrer. Wir haben zwar für die kleine Zahl unserer Minderheit eine ungewöhnlich gute Repräsentanz, immer noch. Aber wir wissen, wie sehr es überall an Mitarbeitern fehlt, die in das hinein wachsen, was uns kennzeichnet.

Der Pfarrermangel wird in dieser Zeit vermutlich zu Ende gehen. Denn die kommenden Absolventen der Theologie werden dieses Loch wohl ausfüllen, vorausgesetzt, dass sie in den Pfarrdienst gehen. Das ist bei den Jüngeren von ihnen aber nicht sicher, auch darum, weil sich nicht klar genug abzeichnet, ob nicht mancher bei der Grundprüfung hängen bleibt. Wir bekommen immer noch zu wenige gute Abiturienten. Ich möchte nicht klagen, wir sind aus der Zeit der Diktatur gewöhnt, dass nicht die besten der Mittelschulen den Pfarrberuf erlernen, aber es wäre für unsere Kirche sehr wichtig, wenn auch sehr Gute Theologie studieren, schon darum, weil

sich die Aufgaben auch in unserer Kirche diversifizieren. Dennoch wird der Pfarrermangel in den nächsten fünf Jahren nicht unser größtes Problem sein. Und ein Überangebot von Theologen scheint mir für diese Zeit noch nicht gegeben. Und dass sie nicht die Besten sind, hat auch eine positive Seite. Wir brauchen Menschen, die die Leute verstehen, die nicht nur in der Theorie sehr gut sind und sich an wissenschaftliche Spezialfragen heranmachen, wir brauchen vor allem solche, die so sprechen und handeln, dass sie den Vielen zur Hilfe werden.

Verändern wird sich die altersmäßige Zusammensetzung der Landeskirchenversammlung 2002 und wohl einschneidender 2004. Die älteren Vertreter werden ausscheiden und jüngeren Platz machen. Auch im Landeskonsistorium wird das spürbar werden, wenn auch nicht in derselben Weise. 2002 werden wahrscheinlich wenige Laien ins Landeskonsistorium aus der Reihe der heranwachsenden Jüngeren kommen, weil die Übernahme von Jüngeren auch in den Presbyterien nur schrittweise vor sich geht. Jungpensionisten sind immer noch sehr gesucht. Um diese Zeit herum wird sich auch herausstellen, wer jene Repräsentanten der nächsten Generation sein werden, die die Verantwortung für die Kirche übernehmen. Noch zeichnet sich nicht eine besondere Tendenz ab, aber je mehr junge Pfarrer sich der 40er Grenze nähern oder sich mit diesem Alter zurecht finden, desto sicherer werden sie auch bestimmen wollen, wie die Leitung der Kirche aussieht. Und wenn sich auch noch nicht Personen abzeichnen, der Drang, die Dinge mitzubestimmen, wird von dieser Generation von Jahr zu Jahr stärker wahrgenommen werden. Denn es geht bei einem Generationswechsel immer auch um die Art und Weise, wie man an gewisse Dinge herangeht. Und die ist naturgemäß von Zeit zu Zeit verschieden.

These 3:

Die sozialen Schichten driften auseinander.

Es liegt an uns, die Mitte neu zu suchen und zu finden.

Weit schwerer als die beiden bereits behandelten Probleme lässt sich abschätzen, wie die soziale Entwicklung der Gemeindeglieder erfolgen wird. Wir waren früher etwa eine 9/10-Gesellschaft, wenn wir sagten, keiner sei Herr und keiner Knecht. Es gab sozial Schwache, wenn auch wenige, in fast jeder Gemeinde. Aber man sah aufeinander und mühte sich, etwa den gleichen Stand zu halten, auch wenn es vor 1945 reichere und weniger reiche Bauern gab. Nachbarschaften sorgten für Ausgleich. Und in der

Stadt war es in der Zeit der Diktatur nicht sehr anders. Die Armut wurde gleich verteilt. Aber seit 1989 entwickeln sich Schichten. Wahrscheinlich rascher als wir denken. Und wir sind nicht darauf vorbereitet.

a) In unsere deutschen Schulen kommen die Kinder aus dem intellektuellen Milieu von auswärts oft besser als unsere eigenen voran. Manches dieser Kinder wird zu unserer Kirche stoßen. Sie erwarten von unserer Gemeinschaft, dass wir sie der Elite näher bringen. Von daher ist damit zu rechnen, dass der intellektuelle Druck auf unsere Gemeinschaft wächst. Intellektuelle, wie unser Landeskirchenkurator, aber auch der Vorsitzende des Siebenbürgen-Forums, sind sehr gefragt für die Gesellschaft. Werden wir uns also zu einer elitären Minderheit hin entwickeln? Axel Azzola sieht es so kommen und drängt in diese Richtung. Und nicht nur er. Er ist Jude und die jüdische Gemeinschaft ist eine elitäre Minderheit. Sie stellt Minister. So können wir in die Gesellschaft einwirken. Wir können beitragen zum Wohl des Landes. Und alle, die aus dem Ausland zu uns kommen, haben im Hinterkopf eigentlich dasselbe. Wir sollen uns einbringen, Teil der Gemeinschaft des Landes werden, mitspielen und mitmischen auf den ihnen bekannten Ebenen. Und das ist die der Elite.

Auf der anderen Seite sind die vielen deutschen, halb- oder vierteldeutschen Kinder, die gar nicht so gut in der Schule sind. Die Schule hat bereits Lösungen gesucht, auch solche Kinder in die deutschen Klassen aufzunehmen. Aber das bleibt nicht sehr bedeutend. Die meisten der zu Hause noch deutsch sprechenden oder evangelischen Kinder gehen wahrscheinlich heute schon nur noch acht Jahre zur Schule. Sie gehen aus dem deutschsprachigen Raum in die rumänisch geprägte Arbeitswelt. Die Jugendgruppen nehmen sie, soweit erreichbar, auf und sprechen mit ihnen rumänisch. Nichts dagegen zu sagen. Das Problem ist nicht die Sprache, sondern der soziale Unterschied.

Dementsprechend ist die Jugendarbeit mit intellektuell geprägten Kindern und eher solchen die aus der Arbeitswelt kommen, sehr verschieden. Die intellektuellen Kinder suchen die Freiheit in Christus und finden sie faszinierend. Was ihnen die intellektuell geprägten Pfarrer vorleben, finden sie nicht anderswo. Sie werden motiviert. Sie suchen und finden Halt in Christus und damit in ihrem eigenen Gewissen. Die anderen aber brauchen Halt von außen und finden ihn bei fest geschriebenen klaren Ordnungen, die sie der Bibel entnehmen. Unsere Jugendarbeit ist bisher sehr stark von der zuletzt genannten Richtung geprägt gewesen und hat segensvoll gewirkt. Aber ich fürchte, dass sich die Jugendgruppen der größeren Städte

mit intellektuelleren Pfarrern immer mehr von denen der kleineren Ortschaften mit bibelgebundeneren Pfarrern entfernen.

Wir hatten wahrscheinlich durch die Jahrhunderte dieses Problem, aber wir haben Instinkte entwickelt, damit umzugehen. Jetzt kommt es, so will mir scheinen, massiv in neuer Gestalt. Werden wir die Einheit der Kirche finden? In einer unserer letzten Sitzungen wurde gesagt, dass die Kirche nicht in der Lage war, begabte Menschen zu integrieren. Ich glaube, dass dies sehr tief gesehen ist. Weil sie jahrhundertlang etwa nach Stephan Ludwig Roths Mühlbacher Trinkspruch lebte: *Der Adlige muss 'runter, der Bürger muss herauf*, hat die Kirche und auch unsere Gemeinschaft überhaupt die *Begabten* immer ein wenig beschnitten, das Mittelmaß zum Kern des Denkens gemacht, auch ein wenig das Spießerische. Dadurch hat sie die Mitte sehr vergrößert und kaum Außenseiter gehabt, so sehr es solche immer auch gab.

Aber werden wir jetzt die Kraft haben, wo wir von der rumänischen Gesellschaft und den Ausländern gedrängt werden, elitär zu werden, jene mit zu integrieren, die intellektuell nicht mitkommen? Man täusche sich nicht, wir können sie nicht mitnehmen, wir können auch nur sehr begrenzt für sie denken, weil sie die Dinge anders angehen. Können wir uns mit ihnen solidarisieren? Ich frage mich allen Ernstes: Durfte ich mich so lange in die Wissenschaft zurückziehen, wie ich es getan habe, um mir und anderen zu zeigen, dass wir hier nicht gerade die Letzten sind? War das richtig? Ich weiß es immer weniger. Dass es mir selbst geholfen hat, mich in den vielfältigen Ämtern zurechtzufinden, kann die Sache erklären, aber ich weiß nicht, wie unser Weg weitergehen soll. Wo liegt das größte Bedürfnis unserer Gemeinschaft und wer sorgt, dass die Mitte als solche wahrgenommen wird?

Es kommt das Nächste hinzu. Wir stilisieren uns gerne als Brücke nach Europa. Aber man kann mitnehmen nur den, den man kennt. Haben wir das darin liegende Problem eigentlich erkannt? Weiter: Wir bekommen immer mehr Gemeindeglieder, die in einer ganz anderen Welt als der unseren leben. Müssen wir uns nicht mehr auf sie zu bewegen, als wir das tun? Müßten wir nicht zumindest darüber reden?

These 4:

Die Geld- und Verwaltungsfragen bekommen einen neuen Stellenwert.

Wir haben den Schock des Verlustes so vieler Gemeindeglieder und damit Beitragszahler recht gut überstanden. Der Staat kommt uns jetzt mit der erhöhten Kongrua zu Hilfe. So werden wir wohl in den nächsten fünf Jahren wahrscheinlich nicht an Geldmangel leiden. Auch die vielen Hilfen werden weiterhin fließen. Aber wir müssen registrieren, dass die Pfarrer zunehmend neben dem eigentlichen Pfarrdienst wirtschaftliche und administrative Dinge zu erledigen haben. Es wird noch weit mehr in dieser Hinsicht auf uns zukommen. Es war eine für mich nicht verständliche Sache, dass die Pfarrer genau in dem Augenblick, in dem sich abzeichnete, dass die Bürokratie zunimmt, diese abschaffen wollten, nämlich 1990. Sie hat sich vervielfacht. Gemeinden werden in Zukunft noch mehr wie bisher zu Stellen der Güterverwaltung werden. An viel mehr Stellen, als wir es heute haben, wird es ohne Buchhalter, und sei es nur im Stundenlohn, nur schwer gehen, es sei denn, der entsprechende Pfarrer kniet sich in diese Dinge hinein und übernimmt sie selber. Wunderbar, wenn er es kann. Ausgebildet dazu ist er begrenzt.

Auch die Zentrale wird mit wirtschaftlichen Fragen mehr zu tun bekommen. Auch wenn das neue Kulturzentrum nicht sehr viele Mitarbeiter bringt, es wird eine Schwerpunktverlagerung erfolgen. Und wenn das Landeskonsistorium weitere Häuser und Liegenschaften zurück bekommt, wird der Apparat weiter anwachsen müssen, damit aber auch mit Fachleuten, die das Ganze übersehen. Und genau diese bekommen wir schwer. Wie werden wir diese zentrale Verwaltungsstelle erhalten können? Wo sind Menschen, die in solche Verantwortung hinein wachsen?

These 5:

Die Struktur der Gemeinde wird sich klären. Das macht eine Neubestimmung des Verhältnisses von Gemeinde und Zentrale notwendig.

Aus diesem Grunde scheint mir eine Neubestimmung des Verhältnisses von Gemeinden und Zentrale unvermeidlich. Die jetzige Situation hat sich aus Notwendigkeiten und Prägungen durch die Vergangenheit so entwickelt. Aber an der Basis geschehen jetzt schon ganz andere Dinge, als man sie 1990 oder ein paar Jahre später im Auge hatte. Die Gemeinden haben sich, soweit das überhaupt möglich war, konsolidiert. Sie haben Boden zurückver-

langt, Hilfsgüter sind gekommen, Reparaturen mussten angegangen werden. Dadurch ist eine viel stärkere Verwurzelung der Gemeinde in die Realitäten des alltäglichen Lebens erfolgt. Die Gesetze haben sich verändert. Aus schlechten Erfahrungen der Vergangenheit aber hat das Büro des Landeskonsistoriums kaum mehr mit Rundschreiben in das Leben der Gemeinde eingegriffen. Es hat sich darauf konzentriert, Probleme zu lösen. Viel Gutes ist dabei geschehen. Aber bei den jungen Pfarrern ist Unsicherheit gewachsen. Sie wissen viel zu wenig, wie es kommt, kennen die Gesetze nicht genügend und fühlen sich darum auf dem Gebiet der Verwaltung nicht sehr sicher. Wir werden darum zunehmend darüber nachdenken müssen, inwiefern die alte Form der Kommunikation vom Landeskonsistorium zu den Gemeinden wieder über mehr Rundschreiben einsetzt, oder die „Landeskirchlichen Informationen“ zum Amtsblatt werden lassen, in denen auf neuere Gesetze aufmerksam gemacht wird, und sich die Pfarrer zumindest in den größeren Gemeinden darauf einstellen. Die Inventare liegen im Argen, in kleinen Gemeinden gibt es kaum Kassagebarungen. Über all diese Dinge werden wir vermehrt reden und auch Richtlinien ausarbeiten müssen.

Dabei ist eine schrittweise Verlagerung der Verantwortlichkeiten in die Gemeinden unvermeidlich, schon darum, weil wir die Kräfte dazu nicht haben. Es kommt ein Nächstes hinzu: Wenn eine Unterlassung an der Basis geschieht, kann sie sofort bereinigt werden, die Leute sind zur Stelle und lernen, auch wenn sie nicht besonders ausgebildet sind. Geschieht sie aber an einer höheren Stelle für eine Gemeinden an der Basis und man merkt die Defektion unten, bedarf es viel Zeit und vor allem Kraft, die Sache in Ordnung zu bringen. Darum kann es nur im Sinne des Landeskonsistoriums sein, so viel wie möglich an Verantwortung und Administration wieder hinunter zu verlagern, an die Bezirke und die größeren Gemeinden, die Kanzleien haben. Vor allem aber bekommt dann die Zentrale ihre eigentlichen Aufgaben wieder zurück, die des Koordinators und Überprüfers. Von oben kann man leicht herunter kontrollieren, wenn die Dinge oben gemacht werden, ist Kontrolle sehr schwer. Darum sollte zunächst wieder auf die interne Finanzkontrolle durch die Bezirke gedrängt werden. Aber auch ein Kassarevisor der Zentrale ist unvermeidbar. Wenn die Zentrale nur noch die Gehaltslisten schreibt und per Fax durchgibt, wenn Änderungen eintreten, wird die Kanzlei entlastet, zumindest ab und zu mal auch für interne Finanzkontrolle zu sorgen.

Aber all dieses sage ich nicht als eine Forderung, ich sehe es kommen. Und das einfach darum, weil wir, die wir Verantwortung tragen, auf die Dauer heillos überfordert sind, wenn wir nicht abgeben.

These 6:

Die Ausarbeitung der die Kirchenordnung begleitenden Vorschriften steht an.

Es gibt eine ganze Reihe von Vorschriften, die neu erarbeitet werden müssen. Für die Disziplinarvorschrift hat es die Landeskirchenversammlung bereits festgelegt. Die muss in diesem Jahr bearbeitet werden. Dasselbe gilt wohl für die Vorschrift für das Pfarramt. Es ist sehr viel zu tun. Seit Jahren bemühen wir uns um eine Klärung der Gemeindeverhältnisse, und – hart gesagt – hat jeder Pfarrer seine eigene Ordnung, es gibt fast so viele Gemeindetypen wie Pfarrer. Mit der neuen Gehaltsregelung werden wir uns ein wenig um Klärung bemühen. Aber das geht nicht ohne Abstriche, die auch weh tun. Wir werden in irgendeiner Weise ein Punkt-System erarbeiten müssen, das klarstellt, wo ein Pfarrer überfordert, und wo er nicht ausgelastet ist, auch wenn er sich Arbeit sucht.

Natürlich geht das nicht nur von der Zentrale her. Ich glaube, dass die Pfarrversammlungen der richtige Ort sind, hier das Ganze voranzutreiben. Wir dürfen nicht auf die staatlichen Gesetze warten, die uns zu einer gewissen Uniformierung nötigen, wir wollen selber hin wirken, dass der von uns angebotene Dienst optimal ist. Dazu bedürfen wir eines inneren, festen Kernes, den die Glaubensgespräche unter Brüdern und Schwestern abklären müssen, und wir brauchen ebenso einen Zaun, der uns die Grenzen markiert. Wir müssen innerhalb der Grenzen unserer Eigenheit bleiben, eine Eigenheit, die sich selbstverständlich täglich verändert, aber nach den ihr inhärenten Gesetzmäßigkeiten.

These 7:

Die ökumenische Öffnung wird Gefährdungen deutlich machen.

Es ist wunderbar zu beobachten, wie aus der fest geprägten Volkskirche in kürzester Zeit eine ökumenisch offene Gemeinschaft geworden ist. Ich sage es immer wieder auch mit großer Freude: Wir sind überall offen. Wir sind wirklich nicht festgefahren. Und wenn es einige Festgefahrne unter uns gibt, wollen wir sie gerne so nehmen, wie sie sind. Sie bilden keine Mehrheit. Sie sorgen allenfalls, dass wir uns nicht zu schnell und nicht ohne sie fortbewegen in ein Gebiet, das wir noch nicht kennen und in dem wir uns darum auch noch nicht richtig bewegen können.

Nicht deutlich ist den meisten von uns, dass die Offenheit unserer Gemeinschaft an ganz verschiedenen Stellen sehr unterschiedlich wahrgenommen wird. Offen kann man nur dann wirklich sein, wenn man einen sehr festen Standpunkt hat. Wenn aber in einer Kirche die Selbstverständlichkeiten variieren und die Offenheit an ganz verschiedenen Stellen praktiziert wird, verliert diese Kirche ihre Eigenheit, ihre Identität. Das erzeugt Angst. Und diese ist das eigentliche Problem. Wir werden damit umgehen lernen. Aber wir müssen wissen, dass in Zukunft viele Diskussionen an diesen Fragen aufbrechen werden, weil nicht nur Meinungen vorhanden sind, sondern Entwürfe von Zukunft, Vorstellungen über den Weg, und auch Wege beschritten, Bindungen eingegangen worden sind. Es wird uns nicht erspart bleiben, in den nächsten zehn Jahren in harten Diskussionen den Weg unserer Kirche neu zu definieren. Aber keine Angst davor. Spannungen erhöhen, wenn sie ausgetragen werden, die Glaubwürdigkeit auch einer Kirche. Es liegt an uns, so fest im Glauben zu stehen, dass wir Andersartiges ertragen. Und wir sind auf dem besten Weg in diese Richtung.

These 8:

Die Erhaltung des Kulturerbes wird uns dem Kulturprotestantismus näher bringen.

Die Kultur wird weiterhin im Schlepptau der Kirche bleiben. Das ist nicht unproblematisch. Grundsätzlich sind die Bibel und speziell das Neue Testament kulturindifferent, um es milde zu sagen. Aber im Laufe der Geschichte ist in unserer Kirche eine Symbiose mit der Kultur entstanden. Man erwartet von uns, dass wir zu unserer Geschichte und ihren Kulturprodukten stehen. Das zieht uns von der Verkündigung ab, ab von den Menschen. Und dennoch erwarten dieselben Menschen, dass wir uns um diese Werte kümmern. Ich bin sehr unsicher, wie dieses Problem bei uns gelöst wird, bis ins Jahr 2005 sicher nicht. Gut ist, dass wir uns nicht entscheiden müssen. Denn Leute, die uns darin helfen, gibt es viele. Aber es kann nur dann wirklich gelingen, wenn sich unser Leben nicht zuerst an der Vergangenheit ausrichtet, sondern am Evangelium, und wenn gleichermaßen Neues gebaut, unternommen, gefördert wird. Wir können nicht nur Kirchenburgen erhalten, nicht immer nur darum zittern, dass man uns nichts stiehlt oder nimmt. Irgendwo muss im Verhältnis zum Kulturerbe das paulinische *ὡς μὴ* – *haben, als hätten wir nicht*, seine Bedeutung behalten. Nur dürfen wir uns nicht darauf berufen und uns damit aus der Verantwor-

tung stehlen. Denn wir sind, was wir sind immer auch durch das und mit dem Erbe der Väter. Dass es uns nicht erdrückt, dafür müssen wir sorgen, ebenso aber auch, dass es erhalten bleibt. Freude soll uns das Evangelium machen, die Arbeit mit den Menschen, die aber auch durch die Geschichte kulturell wie wir geprägt sind oder sich in bestimmter Weise prägen lassen wollen.

These 9:

Eine gründliche theologische Reflexion über unsere Identität wird immer notwendiger.

Ich meine damit nicht eine immer intellektuellere, sondern eine sachgemäße Reflexion, die die Lage unserer Kirche in ihrem Spezifikum zum Ausgangspunkt und Ziel der Überlegungen macht. Wir können nicht alles, was an Gedankengut und an Schriften auf uns zukommt, aufnehmen und verarbeiten, wir brauchen einige Denkmodelle, die für uns spezifisch sind und die gleichzeitig zum Raster werden, das anzunehmen, was uns fördert, und das beiseite zu lassen, was uns hindert oder einfach zu viel Zeit raubt. Hinderlich und bremsend sind auf jeden Fall Ratschläge von außen, die Gebotscharakter haben. Weil wir offen und im Suchen sind, sind wir bereit, auf viele Menschen zu hören und von vielen zu lernen. Auch machen uns die vielen neuen Wege unsicher. Darum sind wir rasch bereit, aus Erfahrungen anderer zu lernen. Aber solche Erfahrungen sind für uns nur lebensfördernd, wenn sie von uns rezipiert und unserem Leben angepasst wurden. Die wichtigste Erfahrung ist, dass es von anderen Voraussetzungen aus auch ganz anders und gut geht. Es ist darum nötig, dass wir unsere Voraussetzungen aufdecken, sie unserem Leben adaptiert neu verankern und von da aus denken und handeln. Wir brauchen also eine Hermeneutik, ein Konzept, in das wir all das aufnehmen, was uns fördert, und fallen lassen, was das Leben als Kirche hindert, auf dem uns von Gott gewiesenen Weg in seine Zukunft zu bleiben. Darum brauchen wir unbedingt die theologische Diskussion. Sie sollte in den Pfarrerversammlungen intensiviert und durch Publikationen stimuliert werden. Der Ausbau der „Beihefte der Kirchlichen Blätter“ in ein solches Gesprächsinstrument ist gewiss förderlich. Wichtig ist aber, dass wir den Rahmen der unreflektierten Selbstverständlichkeiten durch reflektierte Aussagen füllen. Zur Kirche gehörte bis zur jüngsten Vergangenheit, wer dazu gehörte, in irgendeiner Weise mitmachte und sei es nur mit dem Entrichten der Kirchenbeiträge. Wir werden

auf lange Sicht unsern Glauben konkreter artikulieren müssen, wie es in der Präambel der Kirchenordnung bereits geschehen ist. Nur noch konkreter. Damit wird keine Glaubensuniformierung angestrebt, wohl aber ein bewussteres Engagement für die Sache der Kirche in ihren vielfältigen Möglichkeiten und Öffnungen. Aber von einer klaren Position her.

These 10:

Das gemeinsame Leben im Achten und Hören aufeinander kann uns weiterführen.

Die Veränderungen von 1989 haben zentrifugale Kraft gehabt. Jeder war mit sich beschäftigt. Gemeinsame Aktionen sind dabei zu kurz gekommen. Es hatte auch niemand Zeit dazu. Und die Nachbarn fehlten. Zu einer Kirche gehört aber das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, das sich im Achten und Hören aufeinander konkretisiert. Weit mehr prägt uns aber gemeinsames Leben. Darum werden in Zukunft Zusammenkünfte wichtiger, besonders in kleinen Kreisen, in denen man sich wirklich näher kommen kann. Wir werden Möglichkeiten suchen und finden, das Zusammenleben zu intensivieren. Sehr schön ist bereits die Art und Weise, wie sich die Gemeindeglieder am Gottesdienst beteiligen. Aber aus der Kraft des Evangeliums werden, wenn es recht ist, auch neue Formen des Gespräches, des gemütlichen Beisammenseins und des gegenseitigen Austausches wachsen. Das Evangelium als Maßstab der Kirche wirkt sich in Lebensformen aus. Es mag sein, dass diese Lebensformen für manche das entscheidende Kennzeichen unserer Kirche sind. Das darf auch sein. Man sieht auch sonst eher die Hülle als den Kern. Zu achten ist darauf, dass die Hülle dem Kern entspricht. Dies wird unsere Aufgabe für die Zukunft sein, weit über 2005 hinaus.

Gott hat Trost zugesagt

Predigt über Jesaja 40,1–8*

Ich höre diesen gewaltigen Text, der Jahrhunderte hindurch Menschen Mut gemacht, Hoffnung vermittelt und Kraft gegeben hat, so:

Macht Mut den Christen.
Gebt Hoffnung den Menschen;
hat Gott gesagt:

Sagt den Leuten:

Die Zeit des Druckes ist endgültig vorbei.
Ihr braucht euch nicht mehr zu grämen;
die Talsohle ist erreicht.
Schlagt euch nicht mehr in die Brust:
Gott nimmt sich eurer an.

Eine Stimme sagt:

Zeigt den Weg durch die Finsternis.
Helft mit, dass er hell werde.
Verschwinden soll, was dem Dunkel angehört,
klar soll der Weg vor euch sein.

Ich sagte:

O Herr, das kann nicht werden, ich kenne die Menschen.
Sie brauchen das Zwielflicht, suchen die trüben Wasser,
das Durcheinander. Es wird nicht mehr, wir sind es satt,
wir haben unsere Erfahrungen, es ist immer dasselbe.

Da kam als Antwort:

Du hast Recht, viele suchen das Dunkle,
fischen im Trüben.
Aber ich will das nicht; ich stehe euch bei.
Und meine Zusage bleibt ewig.

* Gehalten am 17. Dezember 2000.

Durch solche Verfremdung wird dieser Text ein wenig aktueller, aber seine Kraft und Wucht kann keine Übertragung ins Heute wiedergeben. Wenn ich es dennoch versucht habe, dann, weil es mir darum geht, dass wir solche Texte nicht nur bestaunen, sondern hören, heute hören und neu hören. Auch der Dichter unseres Gesangbuchliedes hat das getan. Aber er hat sich nicht getraut, den Wortlaut umzugestalten, er hat ihn nachgedichtet. Versuchen wir also, langsam nachzubuchstabieren, was in diesem Text enthalten ist. Wir wollen dann bedenken, wie dieser Text zur Zeit Jesu gehört wurde, und damit die Brücke finden für unser Hören heute.

1) Das Wort der Schrift ist als ein Gespräch im Himmel und dann mit dem Propheten gestaltet. Es beginnt wie in Goethes Faust, wie im Buch Hiob mit einem Prolog im Himmel: *Tröstet, tröstet mir mein Volk, spricht euer Gott*, rufen sich Engel untereinander zu. Gott hat gesagt: *Tröstet mein Volk*, und das geht als Botschaft an die Engel weiter. Sie bekommen den Auftrag, dem Volk Israel Trost zuzusprechen, Trost zu bringen. Das ist Gottes Befehl: *Tröstet mein Volk, redet freundlich mit Jerusalem und sagt ihr, dass ihre Missetat vergeben ist*. Gemeint ist: Gottes Zuwendung hat begonnen oder ist zumindest beschlossen. Gott straft jetzt nicht mehr. Er hat sich aufgemacht, dem Volke Heil zu bringen. Es soll jetzt alles gut werden. Und damit soll eine Straße durch die Wüste gebaut werden. Israel darf wieder heim aus der Gefangenschaft. Dazu will Gott die ganze Schöpfung verändern. Die Wüste wird zur Prozessionsstraße nach Jerusalem. Alles, was dazu nötig ist, wird geschehen, Täler werden erhöht, Berge erniedrigt. Wo Gott zu wirken anfängt, macht er das Unmögliche möglich. Dies hört der Prophet und hat dazu einiges zu sagen. Vor allem betont er die Vergänglichkeit der Menschen. Gemeint ist, dass das Gehörte nicht stimmen kann. Das vergängliche Volk, die Menschen, die von heute auf morgen leben, stehen zu Gottes Wirken in krassem Missverhältnis. Und gemeint ist. Das kann nicht werden. Die Antwort nimmt die Klage über die Vergänglichkeit des Menschen auf, betont aber fester: Gottes Wort, gemeint ist seine Verheißung, bleibt in Ewigkeit. Sie gilt.

2) Diese gewaltige Vision im Himmel hat sich nie so erfüllt. Zwar haben die Israeliten Freiheit bekommen und durften heim. Aber vor ihnen lag nicht eine Straße durch die Wüste, sie kamen auf den gewohnten Wegen nach Hause. Und es war schwer genug für sie, als sie ankamen. Und doch haben sie die Verheißung des Propheten als erfüllt angesehen und haben den Text aufgeschrieben. Vielleicht kommt das noch, dachte sie. Und dann

haben fromme Leute am Toten Meer dieses Wort neu gehört: Sie bezogen den Text auf sich, verinnerlichten ihn und meinten: Gott will von uns, dass wir in der Wüste ihm den Weg bereiten, wir müssen ein heiliges Leben in der Wüste führen. Und das versuchten sie. 1947 hat man in Tongefäßen ihre Schriften gefunden. Und nicht weit von ihnen predigte Johannes der Täufer, der das Wort anders verstand: In der Wüste soll man predigen. Er sah sich als solcher Prediger in der Wüste. Und das: *Bereitet dem Herrn den Weg*, deutete er so, wie wir es im Liede singen: *Bereitet doch fein tüchtig, den Weg dem großen Gast*. Und Martin Luther hat die Aussage: *Gottes Wort bleibt ewiglich*, auf das Evangelium bezogen und ihm damit eine neue Nuance abgewonnen. Auch Jesus hatte doch gesagt: Meine Worte vergehen nicht.

So hat jede Generation auf ihre Weise aus diesem Worte Kraft geschöpft. Und dass es sich nicht genau so erfüllt hat, wie es ausgesagt war, hat niemanden gestört. Wer Gottes Hilfe, Kraft aus der Höhe, erfährt, braucht nicht wörtliche Erfüllung, es reicht, dass er selber aufgerichtet wurde. Verheißung und Erfüllung decken sich nie, wie sich Erwartung und Erlebnis nicht decken. Aber das Erlebnis kann die Erwartung zurückstellen. Und dies ist es, was Gottes Wort zu allen Zeiten will. Wer von ihm Kraft erhält, weiß, dass er zu seiner Zusage steht, dass er die Seinen nicht verlässt, auch wenn die Erfüllung nicht die Erwartungen abdeckt. Darum möchte ich zum Schluss die Zusage Gottes, so wie ich sie heute höre, wiederholen: *Macht Mut den Christen ...*

Advent 2002

Wenn sich der Westen
neu orientiert,
sieht der Osten
voll Hoffnung
in die Abendsonne;
Venus und Jupiter leuchten
strahlend im Januar,
die düsteren Tage im November
erscheinen heller.
Aber die Rechnungen im Winter
zeigen den Unterschied an
zwischen dem orientierten Westen
und dem occidentierten Osten.
Wo der größere Segen liegt,
weiß nur Gott.
Jesus kam im kalten Winter
und großer Armut
in diese Welt.

[...] Als wir vor rund fünfzehn Jahren Rechnungen und Prognosen für unsere Kirche im Jahre 1993 anstellten, ergab sich uns nach den statistischen Zahlen der zurückliegenden letzten zehn Jahre, dass unsere Kirche im Jahre 2007 keine Mitglieder mehr haben wird. Im Laufe des Jahres 2003 hätte wir, unserer damaligen Rechnung zufolge, die Zahl von 15 000 Mitgliedern erreicht, die wir heute haben. Aber im Verhältnis zu der 1987 geschätzten Situation sieht unsere Lage anders aus. Damals meinten wir, dass ab 1993 das Theologiestudium auf drei Jahre beschränkt werden müsste, weil die Studenten nicht länger studieren sollen, wenn wir damit rechnen könnten, dass sie auch in dieser Kirche Dienst tun. Ein volles Studium erschien uns nicht mehr notwendig. Im Jahre 2003 sollten die letzten Kandidaten ihr Theologiestudium beenden.

Man könnte angesichts der erfolgten Veränderungen schließen, dass solches Planen wenig nützt. Man sollte vielmehr im Augenblick die Situation richtig erkennen und entsprechend entscheiden. Aber ohne Perspektive? Der Mangel an tragfähigen Zukunftsvisionen hat uns in den ersten Jahren nach der Wende fast völlig gelähmt. Wer Pläne macht, kann sie auch ändern, weil er weiß, wo die Drehpunkte sind. Darum scheint es mir heute wichtig, dass wir auf Zukunft hin leben und planen. Und am liebsten möchte ich dazu aufrufen, die Posaune zum Aufbruch zu blasen: Es lohnt sich, hier zu leben, weil das Leben hier Sinn macht, weil es Perspektive hat, auch wenn wir viel zu wenige sind für die großen, möglichen Aufgaben.

Aber die ersten Schritte in dieser Richtung sind längst getan. In unserer Kirche sind die Hälfte der eigenen Pfarrer nach der Wende ordiniert, das Landeskonsistorium ist kürzlich zur Hälfte erneuert und verjüngt worden. In den großen Städten tragen ausschließlich junge Pfarrer die Hauptverantwortung ... Die Perspektiven für das Jahr 2003 sind also gut. Wir haben allen Grund, freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen ...

In alledem sehe ich dieselbe Hand, die seinerzeit mit Jesus von Nazareth in die Welt kam. Es ging und geht in der Kirche, aber auch im Leben jedes Einzelnen, nicht ohne Brüche, nicht ohne Kreuz. Wir brauchen es

* Aus einer Ansprache beim Empfang des Bischofs am Neujahrstag 2003.

nicht zu suchen, es kommt von selbst. Aber im Kreuz fest bei Gott bleiben und sei es mit dem Schrei: *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*, das ist die Art und Weise, wie Christen Sinn finden. Und wenn die Zeit des Segens anbricht, wohin wir jetzt, wie ich es kommen sehe, hinsteuern, dann gilt es, zuversichtlich und freudig anzupacken und zu gestalten, etwas aus den neuen Chancen zu machen. Das geschieht bereits in unserer Kirche, überall wo ich hin blicke. Und das ist es, was glücklich machen kann. Ich wünsche Dir, Herr Bischof, allen Anwesenden und allen Gemeindegliedern, allen Bürgern dieser Stadt und unseres Landes, dass wir mutig den Weg neu gestalten, den Gott uns führen will.

Gottes Angebot der Versöhnung mit der Geschichte*

Gottes Geist schafft neues Leben und eröffnet neue Möglichkeiten sinnvollen Lebens, wo immer er wirkt. Das ist die Botschaft an jedem Pfingsttag. Was das konkret in der entsprechenden Situation bedeutet, muss der Prediger herausfinden. Dazu soll der Text der Bibel ihm Anleitung geben. Er spricht davon, dass Gottes Geist an alles erinnert, was Jesus gesagt hat, und, dass er lehren wird. Erinnerung an alles, was Jesus gesagt hat, heißt konkret: Er bindet die Gemeinde an die biblische Botschaft, im Lehren aber führt er weiter in die Gegenwart und eröffnet Zukunft. Das bedeutet, dass wir heute angehalten werden, durch Lehre uns Zukunft und neue Perspektiven eröffnen zu lassen.

Wenn ich mich von solcher Frage bewegt umsehe und umhöre, was Gott mit uns vorhat, wie er Perspektiven eröffnen will und bereits eröffnet hat, möchte ich das so formulieren: Gott bietet uns Versöhnung mit unserer Geschichte an, nicht nur uns Siebenbürger Sachsen, sondern auch dem rumänischen und dem deutschen Volk sowie den vielen Völkern Mittel- und Osteuropas, die mit den Brüchen in ihrer Geschichte nicht zurecht kommen, den Ungarn, den Völkern des früheren Jugoslawien, den Polen, den Tschechen und Slowaken und noch vielen anderen. Er tut es in den politischen Ereignissen, die sich gegenwärtig im Hinblick auf die Einigung Europas vollziehen, genauso wie er diese durch die politischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts verwundet und aus der Bahn geworfen hat. Ich wiederhole: Gott bietet uns in den politischen Ereignissen, die wir erleben, Versöhnung mit der Geschichte an. Ich möchte das in zwei Schritten erläutern, in einem ersten, in dem ich von der Notwendigkeit der Versöhnung mit der Geschichte spreche, und in einem zweiten, in dem ich davon reden will, dass solche Versöhnung mit der Geschichte dem Wirken Gottes entspricht, wie es in der Bibel bezeugt ist. Denn nur daher entnehme ich die Vollmacht, in dieser Weise heute zu lehren und zu verkündigen.

Zunächst also: Wir haben Versöhnung mit der Geschichte nötig. Ich kann die Erläuterung sehr kurz machen, weil ich annehmen darf, dass Ihr

* Vorbereitete Ansprache zum Pfingsttreffen der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl am 8. Juni 2003.

über Euch genug wisst. Wir kommen doch hier in Dinkelsbühl und daheim in Birtlhalm darum zusammen, weil wir etwas zu verarbeiten haben. Wir haben im vergangenen Jahrhundert viel verloren, Ihr die irdische Heimat und die Nachbarn, wir daheim die Nachbarn und das früher sehr gut ge-regelte Leben. Diesen Bruch mit unserer Geschichte haben wir noch nicht ganz verarbeitet, auch wenn wir uns mit den neuen Verhältnissen arrangiert haben, Ihr hier, wir dort. Es sind Wunden geblieben. Gut ist es und hilfreich, wenn wir sehen lernen, dass viele Menschen, nicht nur wir, im 20. Jahrhundert verwundet wurden und damit nicht zurecht kommen. Auch viele Völker haben Wunden. In unserem Leiden sind wir uns selbst und den Nachbarn fremd geworden, jenen, die wir oder andere in verschiedener Weise verwundet haben. Wer Wunden hat, beschäftigt sich mit sich selbst. In solchem Falle hat man keine Zeit und keinen Blick für die Nächsten. Dies wiederum führt zu Anschuldigungen, sei es, dass sie nach innen gehen und Gewissensbisse bewirken, sei es, dass sie sich nach außen wenden und andere anklagen. Versöhnung aber bedeutet Befriedung, Heilung der Wunden.

Wir sind gewöhnt, das Wort *Versöhnung* innerhalb der Kirche auf die eigenen Sünden zu beziehen. Die Politik gebraucht das Wort im umfassenderen Sinn. Gerade eben wird gesagt, dass sich die Politiker nach dem Streit über den Irakkrieg wieder versöhnen wollen oder zu versöhnen trachten. Versöhnung in solchem Sinne meine ich. Sie ist von Gott dem Gottesvolk am Ende der langen Deportation nach Babylon angeboten worden. Nach dem Bericht des Jesajabuches hört der Prophet Gott davon sprechen, dass das Volk doppelt gelitten hat für seine Schuld (Jes 40,2). Das kann Gott bewirken: doppeltes Leid. Aber es ist nicht endlos. Etwas später spricht Gott durch den Propheten: *Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, d. h. aus meinem Schutz entlassen, aber mit endloser Gnade will ich dich wieder sammeln* (Jes 54,7). Gott bietet eine neue Chance an. Das ist nicht *restitutio in integrum*, die Wiederherstellung des Alten, es ist etwas Neues, so noch nicht Dagewesenes, ja gar nicht Erkanntes. Viele hundert Jahre hat Israel auf den Messias gewartet, als er kam, war er anderes als erwartet, nicht der irdische König Israels, sondern der himmlische Herr aller Völker, und damit brachte er Heil und Segen für die ganze Welt.

Jetzt erleben wir, wie die Völker, die jedes auf seine Weise im letzten Jahrhundert gebeutelt wurden, zusammenwachsen. Diesen Prozess haben Politiker begonnen, und sie treiben ihn voran. Aber wer ein wenig von Menschen und Völkern versteht, weiß, dass dieses Werk nicht gemacht werden kann. Es gelingt, oder es gelingt nicht. Es ist ein Prozess, der dem

Wachsen in der Schöpfung Gottes entspricht. Dieser Prozess ist immer neu gefährdet, von jedem Terroranschlag, von jedem kleinen oder großen Misserfolg. Wenn dieses Zusammenwachsen der Völker gelingt, ist es allein Gottes Werk, so sehr er sich der Menschen bedient, die, im Bild gesprochen, begießen und beschneiden können, aber in der Hand haben sie es nicht. Darum spreche ich vom Angebot Gottes, dem Angebot der Versöhnung mit der Geschichte. Versöhnung mit der Natur müssen wir machen, die Natur reagiert darauf, aber sie kann nicht entgegenkommen, das Gelingen dieser Tendenz liegt an uns. Aber Versöhnung mit der Geschichte, Versöhnung der Völker und Menschen kann man nicht machen, die kann man anbieten, sie kann werden und wachsen, man kann sie in ihrem Wachstum fördern. Darum meine Bitte: Lasst Euch beunruhigen von dem Gedanken, dass Gott uns Versöhnung mit der Geschichte anbietet, besser noch, lasst Euch begeistern, damit Ihr neu sehen und hören lernt, dass Ihr Euch neu motivieren und Eurem Leben eine neue Perspektive geben lasst. Gott bietet uns Versöhnung mit der Geschichte an. Was das für die Siebenbürger Sachsen bedeutet, wissen wir noch nicht. Aber dass dieses begonnene Segenshandeln Gottes uns alle umschließen will, das ist gewiss. Lasst Euch in diesem Sinne versöhnen mit Gott und der Geschichte. Lasst Eure Wunden heilen. Macht Euch keine Gewissensbisse mehr. Gott hatte und hat etwas vor, auch mit den Brüchen in der Geschichte. Wir müssen nicht wissen, was er vorhatte oder vorhat, das werden wir später sehen. Aber das Angebot der Versöhnung können wir heute schon annehmen. Ich bin sicher, dass der Heilige Geist uns in diesem Sinne heute trösten, erinnern und lehren will. Mit dem großen Angebot der Versöhnung mit der Geschichte. Dazu helfe uns allen dieser Tröster, der Heilige Geist.

Zur Jahreslosung 2004*

Jesus Christus spricht: *Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen* (Mk 13,31).

In vielen unserer Siebenbürgischen Evangelischen Kirchen kann man am Altar oder an der Kanzel die der Jahreslosung sehr verwandten Worte in lateinischer Sprache lesen: *verbum Domini manet in aeternum*, oder seine deutsche Übersetzung: *Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit*. Sie stehen im Buch des Propheten Jesaja (40,8) und werden im 1. Petrusbrief (1,25) aufgenommen. Der Spruch war unsern Vätern und Müttern in ganz bestimmten Lebenslagen und damit auch unter unterschiedlichen historischen Bedingungen wichtig. Gottes Wort bot Stabilität in einer sich wandelnden Welt, auch unter Bedrängnissen und Nöten an. Gewöhnlich haben sie damit das Wort der Heiligen Schrift gemeint gesehen und dann doch auch das Wort der Predigt.

Jesu Wort, das hier als ewig gültig beschrieben wird, meint die Botschaft Jesu, das Evangelium. Das verwandte Wort aus dem Jesajabuch (40,8) bezieht sich auf die Verheißung Gottes, seinem Volk in der Zeit des Unheils (Gefangenschaft) Hilfe zu bringen und irdisches Heil (Heimführung) zu vermitteln. Und das Zitat dieses Spruches im 1. Petrusbrief (1,25) bezieht das *Wort des Herrn* auf das Wort, *das euch verkündigt wurde*, die christliche Botschaft, das Evangelium. Dies ist und bleibt für uns wichtig. Jesu in Ewigkeit gültig bleibenden Worte sind Worte der Verheißung, des Trostes und der Zusage, sie beinhalten die eine frohe Botschaft, dass Gott sich aufgemacht hat, den Menschen zu helfen, seine Herrschaft auf Erden durchzusetzen und das Böse zu begrenzen.

Wie die Sache im Markusevangelium gemeint sein kann, ergibt sich schön aus einem Vergleich mit einem ähnlichen Wort im Matthäusevangelium. Dort lesen wir das Jesuswort: *Solange Himmel und Erde stehen, wird nicht ein Jota oder Tüpfelchen vom Gesetz vergehen, solange alles besteht*.

* Erschienen im Jahrbuch 2004, Siebenbürgisch-sächsischer Hauskalender (Hg. K. Franchy), 49. Jg., Starnberg 2003. Der Beitrag wurde im Juni 2003 geschrieben und steht darum an dieser Stelle.

(Mt 5,18). Das bedeutet: Das Gesetz, die Botschaft des Alten Testaments, insofern sie sittliche und rechtliche Aussagen macht, bleibt bestehen, solange die Welt steht, Jesu Worte aber gelten auch in Ewigkeit. Jesu Worte haben ewigen Wert und ewige Dauer auch über das Bestehen der Welt hinaus, die Worte des Alten Testaments haben nur zeitliche Dauer.

Es liegt mir nichts daran, die Botschaft des Alten Testaments damit gering zu machen, es liegt mir aber viel daran zu betonen, dass Gottes Verheißung ewigen Wert und ewige Dauer hat. Hier ist wirklich eine Stabilität, eine ewige Stabilität ausgesagt. Und eine Kontinuität, die über unseren Tod hinaus reicht. Es ist die Kontinuität der Zusage, der Verheißung, nicht irgend eine andere Kontinuität.

Wir möchten gerne selbst Kontinuitäten schaffen, uns eine Welt bauen, in der wir uns häuslich und auf Zeit niederlassen, die den wechselnden Ereignissen des Lebens standhält, wo alles im Wandel ist. Darum bauen wir uns ein Haus und hoffen, lange darin zu wohnen, darum suchen wir einen Arbeitsplatz, der dauerhaft ist. Beamtet sein, ist ein hohes Ideal, weil es Sicherheit und Stabilität vermittelt.

Und doch gibt es auf dieser Erde und in unserm Leben keine Stabilität. Eine solche lässt sich auch nicht künstlich schaffen. Es gehört für mich zu den schrecklichen Dingen, wenn man zusehen muss, wie Werke von Menschen gemacht, nicht wandlungsfähig sind. Dass auch die ganz großen mit Stahl, Glas und Beton errichteten Gebäude zerstört werden können, haben wir vor einigen Jahren erleben müssen. Es gibt auch keine ewig gültigen Normen. Die Gesetze ändern sich und müssen sich ändern, weil sie dem pulsierenden Leben Rechnung tragen wollen und müssen. Es ist spannend, aber auch beunruhigend, wie viel unter uns geschieht und sich verändert. Wir kommen mit dem Wandel kaum mit und haben dann doch auch immer wieder viel Freude daran.

Gerade darum ist es wichtig zu hören: Meine Worte vergehen nicht. In allen Veränderungen dieser Zeit ist Gottes Zusage stabil. Diese Zusage lautet etwa: *Fürchte dich nicht, ich bin mit dir*, oder: *Ich will euch tragen bis ins Alter hin*, oder: *Sorgt nicht für euer Leben*, oder: *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben*. Die Zusage Gottes durch Jesus, dass er uns in Freud und Leid nahe ist, gilt ewig. Das bedeutet, dass er uns auch immer wieder annimmt, wie der Vater den verlorenen Sohn angenommen hat. Natürlich gehört dazu auch, dass wir uns darum bemühen, nach den Anweisungen Jesu, die in der Bergpredigt zusammengefasst sind, zu leben. Natürlich müssen auch diese immer neu aktualisiert werden. Doch schon Matthäus, der davon überzeugt war, dass die Gebote der Bergpredigt ge-

halten werden können, wusste auch, dass kaum ein einzelner Mensch solchen Normen in jeder Hinsicht entsprechen kann. Es bleibt dabei: *Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist* (Mt 5,48), aber wenn wir dahinter zurückbleiben, beten wir um Vergebung der Schuld und dürfen mit Vergebung rechnen, wenn wir selber anderen vergeben. Auch darin bleiben Jesu Worte ewig gültig. Sie halten uns beim Vater in einer Gemeinschaft, die in Ewigkeit nicht aufgegeben wird. Für mich spricht also das Wort, dass Jesu Worte nicht vergehen, die Verheißung aus, dass ich im Leben und im Sterben in der Hand meines lieben Gottes bin und nichts mich ewiglich von ihm scheiden kann, wenn ich nur bei Jesu Worten bleibe. Die Gewissheit dieser Zusage schenke euch Gott jeden Tag neu im ganzen Jahr 2004 und weit darüber hinaus.

Europa eine Seele geben^{*}

Je mehr die Staaten Europas zusammenwachsen, desto sicherer wird die Notwendigkeit empfunden, die gewachsenen Unterschiede zu integrieren. Europa kann nicht ein Gebilde der Politiker oder Wirtschaftsleute sein, es kann auch nicht nur von gewissen Interessen einiger oder mehrerer Mächtiger zusammengehalten werden, sondern muss, soll es sich tatsächlich als eine Einheit sehen oder verstehen, von einer inneren Kraft zusammengehalten werden, ganz gleich, ob diese jemals benannt wird oder nicht.

In solchem Zusammenhang erscheint mir die Rede davon, dass Europa eine Seele gegeben werden soll, sehr sinnvoll. Aber es muss gleich einem Missverständnis gewehrt werden: Man kann Europa nicht eine Seele geben, wie man ihm eine Hymne gegeben hat, so sehr Hymnen bereits einheitliche Tendenzen markieren, oder wie man ihm eine Verfassung ausarbeitet und dann beschließt, auch wenn diese zur Konsolidierung des Einheitsgedankens beiträgt und administrative Weichen für das Zusammenwachsen stellt. Eine solche Seele geben kann eigentlich nur Gott, von dem es am Anfang der Bibel heißt, dass er den Menschen den Atem eingehaucht habe und sie so zu lebendigen Seelen wurden (1. Mose 2,7).

Wohl aber können sich Menschen nach einer solchen Seele ausstrecken, sie suchen, denn es könnte sein, dass sie längst da ist, dass sie nur aufgedeckt, vergrößert, geliebt werden muss.

Ich gehe im Folgenden von dieser Prämisse aus, dass Europa eine zumindest noch verborgene Seele hat und frage darum danach, wie wir sie finden, bewusst machen und dann auch pflegen können.

Mir scheinen dazu drei Schritte zu bedenken sinnvoll: 1) das Wissen um die Geschichte; 2) das Angebot der Gegenwart und 3) die Vision für die Zukunft.

^{*} Vortrag, gehalten auf einer Tagung der Evangelischen Gesellschaft für Ost-West-Begegnung e.V. in Heiligenstadt/Eichsfeld am 16. August 2003.

1. Das Wissen um die Geschichte

Nur wer die Traditionen kennt, kann sinnvoll in der Gegenwart für die Zukunft wirken. Dieser Satz ist so selbstverständlich, dass er kaum hervorgehoben werden muss. Denn alles, was wir tun, basiert auf den Erfahrungen in der Geschichte, sei es der jeweiligen Person, sei es einer Gruppe oder eines Volkes. Man braucht, um Menschen zu bewegen, nicht nur eine Situationsanalyse, so wichtig diese auch ist, man bedarf auch des Gespürs, was möglich ist und wie es von den Mitmenschen verstanden wird. In die Zukunft führt nie ein ganz neuer Weg, so sehr es immer wieder Zeiten gegeben hat und geben wird, in denen ein neuer Aufbruch proklamiert wurde und werden wird. In Wirklichkeit wurden Traditionen aufgegriffen und umgedeutet, umgeleitet oder umfunktioniert. Alle Wege in die Zukunft erweisen sich als Variationen vorhandener oder bisher gegangener Pfade oder Stege, auch ganz neue Erfindungen werden aufgrund des bisher Bekannten und Bewährten gemacht und dann im Zusammenhang desselben erklärt oder gedeutet. Menschen sind geschichtliche Wesen, und Verstehen ist ein Vorgang, der nur möglich ist, wenn das Neue in die bisher bekannten Kategorien eingeordnet werden kann.

Diese Einsicht steht m. E. sogar hinter der Wendung *Europa eine Seele geben*. Gesucht wird etwas, was den gemeinsamen Erfahrungen samt deren Deutungen entspricht.

Und hier ist der schwierige Punkt: Denn die Geschichte Europas ist voll von Abgrenzungen und Kriegen gegeneinander. Man könnte auch sagen: Kommunikation und Abgrenzung halten sich die Waage. Die Tatsache, dass sich noch bis in die Neuzeit hinein sogar die einzelnen Dörfer voneinander abgegrenzt haben, ist für diese Gedanken noch nicht wichtig genug, denn es gab Gruppen- oder Volksbewusstsein darüber hinaus, man wusste dann doch auch um viele Gemeinsamkeiten. Aber bereits dieser Faktor zeigt, dass die Hemmschwelle im Hinblick auf das Neue sehr hoch ist. Die vielen Kriege, die Europa geschüttelt haben, machen zur Genüge deutlich, wie sehr das Unterschiedliche eine Rolle gespielt hat. Einen natürlichen Wachstumsprozess, der Gruppen und Völker hat zusammenwachsen lassen, hat es nur begrenzt gegeben. Meistens wurden Völker in Kriegen geeinigt oder auseinander gerissen. Die gegenwärtigen Grenzen der Länder sind Ergebnisse von gewaltsamen Ereignissen und haben nicht nur Lösungen, sondern auch neue Probleme gebracht. Man kann zwar Entwicklungen anführen, die dazu führten, dass alte Völker wie Hunnen, Gepiden, Awaren, Kelten, die alten Preußen u. a. in neuen Völkerschaften untergingen oder in

sie integriert wurden, man kann darauf hinweisen, dass größere Gebilde auch auf friedlichem Wege entstanden, aber solche Ereignisse sind selten, die Entstehung der großer Staaten ist weitgehend mit Krieg und Blutvergießen einher gegangen, in denen Wunden geschlagen wurden, die in Jahrhunderten schwer oder nicht heilten. Aber gewaltsam waren nicht nur Kriege, sondern ebenso die Machtanwendung bei der Durchsetzung der Religion. Dass z. B. Böhmen und Mähren katholisch werden mussten, hat zu den Befreiungsbewegungen unter Jan Hus, dann zur Entstehung der Brüdergemeinden und letztlich zur Ablehnung allen christlichen Glaubens durch große Menschenmengen geführt. Der evangelische Glaube ist als Protest gegen eine selbstsichere, mächtige Kirche entstanden, wobei die Lehre der Reformatoren nicht das allein ausschlaggebende Motiv war. Soziale und wirtschaftliche Faktoren spielten erheblich mit, aber auch unterschiedliche Mentalitäten zwischen Süd und Nord, andere Lebensgewohnheiten und damit zusammenhängende Traditionen und der 30-jährige Krieg haben über die Zugehörigkeit zu einer Konfession in einer Weise entschieden, dass viele Christen damit heute noch nicht ganz zurechtkommen.

Die Geschichte lehrt: Kein Volk lässt sich ganz von bestimmten, ihm fremden Mentalitäten oder Kräften leiten. Es geht zwar eine Zeit lang vieles. Aber zumindest eine innere Auswanderung erfolgt, wenn der Druck von außen dem inneren Lebensgefühl nicht entspricht. Für die letzte Zeit kann man das am Zusammenbrechen des Sozialismus erkennen, in dem mit Druck ein fremdes System zu begründen und aufrecht zu erhalten versucht wurde. Sollen also die Völker zusammenwachsen, muss das ein Prozess werden, der den ganz verschiedenen Traditionen und Eigenheiten Rechnung trägt.

Die Väter der Europäischen Union haben das längst erkannt. Man weiß, dass es zumindest auf längere Sicht nicht zu einem Gebilde kommen kann, das sich Vereinigte Staaten von Europa nennt. Es kann sich nur eine doch sehr lockere Union herausbilden, die den einzelnen Staaten sehr viel Freiraum geben wird. Und was noch nicht genug thematisiert ist, aber bestimmt noch eine große Rolle spielen wird, sind die großen Differenzen in der Mentalität und Lebensgewohnheit einerseits zwischen Nord und Süd, sehr stark klimabedingt, und ebenso zwischen Ost und West, den damaligen Satellitenstaaten der Sowjetunion und den Ländern des sogenannten freien Europa. Noch ist das Lebensfremde des Sozialismus so dominant, dass sich diese Völker nach einer anderen Lebensordnung sehnen, aber die Prägung durch 40 Jahre ist nicht einfach über Bord zu werfen. Es wird eine längere Zeit mit größeren oder kleineren Spannungen geben. Hoffentlich

nicht zu große, sondern nur solche, die auf dem Wege von Verhandlungen ausgeräumt werden können.

2. Das Angebot der Gegenwart

Was Politiker angefangen haben und weiter treiben, dürfen wir als Gottes Werk ansehen. Das mag auf den ersten Blick verwunderlich klingen. Aber ich sehe alles, was ich selber nicht entscheidend beeinflussen, bei dem ich mich aber nützlich einbringen kann, als Gottes Werk an. Und wenn man beginnt, das große Einigungswerk „Europa“ aus Gottes Hand anzunehmen, kann man einen Schritt weitergehen und dieses Werk als Gottes Angebot der Versöhnung mit der Geschichte ansehen. Der Gedanke der Versöhnung spielte bereits am Anfang des Einigungsprozesses eine große Rolle. Adenauer und de Gaulle hatten sich vorgenommen, den Bruderstreit zwischen Frankreich und Deutschland zu begraben und die beiden Völker zu versöhnen. Das sah noch nach Menschenwerk, nach der Tat zweier großer Männer aus. Aber diese Initiative ist längst nicht mehr das Werk einzelner, freilich auch nicht einer Bürokratie, etwa in Brüssel. Durch die politischen Maßnahmen, die gegenseitigen und multilateralen Verträge sind sich Menschen, Gruppen und dann auch Völker näher gekommen, es ist ein großes Geflecht von Gemeinsamkeiten entstanden, das bereits durch sich selbst zu tragen beginnt.

Ich sage es nochmals: Ich sehe darin Gottes großes Angebot der Versöhnung der Völker mit ihrer Geschichte. Und ich meine damit, dass uns in diesem Einigungswerk Gott die Chance anbietet, dass die Wunden, die in Europa im 20. Jahrhundert entstanden sind, geheilt werden. Gerade in Mittel- und Osteuropa sind erhebliche Wunden entstanden. Wenn ich nur denke, welche Emotionen die Träume von Großdeutschland, Großungarn, Großrumänien, Großserbien wecken, wird manches deutlich, ebenso aber auch der Rückblick auf die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, sowie der folgenden sowjetischen Herrschaft. Alle Völker Mittel- und Osteuropas haben tiefe Wunde erhalten, die nur mit der Zeit heilen. Aber jetzt scheinen sich Chancen der Genesung zu ergeben.

Das bedeutet für mich, dass wir zunächst sehen und erkennen, dass in dem Einigungsprozess Europas Gott am Werke sein kann. Es ist derselbe Gott, der auch im 20. Jahrhundert verwundend eingegriffen hat. Daraus ergibt sich mir, dass wir tatsächlich in diesen Ereignissen die von Gott gegebene Chance zur Verständigung der Menschen und Völker wahrneh-

men. Das bedeutet, dass wir uns selber gerufen sehen, an dem großen Versöhnungswerk Gottes mitzuwirken. Es ist ein anderes Versöhnungswerk als jenes, das er den Seinen im Tode Jesu Christi angeboten hat. Dort wurde die Versöhnung mit den bis dahin Fremden, den Zöllnern und Sündern und dann auch den Völkern, angeboten und zwar jedem Einzelnen, hier handelt es sich um ein Geschichtshandeln Gottes, das ganze Völker umschließen will. Und trotzdem ist es dem Heilshandeln Gottes in Jesus Christus vergleichbar, insofern Ferne und Nahe zusammengebracht werden, damit sie miteinander Gott loben. Man kann darum dieses Handeln mit der im Epheserbrief beschriebenen Heilstat Gottes vergleichen, der Juden und Heiden in die gleiche Kirche zusammenbringt und zu dem einen Gottesvolk macht (Eph 2). Aber mir liegt nicht viel an dem Aufweis von Parallelitäten. Wichtiger ist mir, dass wir in dem Handeln der Politiker Gottes Angebot für uns erkennen und dementsprechend handeln.

Fragen wir danach, was wir dazu tun können, dann ergeben sich eine Fülle von Möglichkeiten, von denen ich einige nur sehr kurz skizziere:

a) Treffen Jugendlicher. Damit hat man in der letzten Zeit sehr gute Erfahrungen gemacht. Junge Menschen, die von den Vorurteilen der Älteren nicht sehr belastet sind, lernen sich kennen, es entstehen Freundschaften und eine gewisse Achtung vor der Andersartigkeit der Nachbarn. Darüber muss ich nicht weiter sprechen. Das ist besonders in diesem Rahmen sehr gepflegt worden.

b) Partnerschaften zwischen Institutionen, Gruppen, Universitäten und Städten tragen bei, dass sich Menschen nicht nur kennen lernen, sondern gewisse Dinge gemeinsam machen. Das kann über

c) gemeinsame Projekte laufen, in denen Sportler aller Art Gemeinsames unternehmen, Jugendliche bei einem Workshop zusammenarbeiten, Universitäten oder Fakultäten nicht nur ihre Erfahrungen austauschen, sondern eng zusammenarbeiten, was mit den neuen Möglichkeiten der Information möglich ist. Das führt zu

d) gegenseitigem Austausch von Informationen über Forschungsprojekte und deren Ergebnisse, von Literatur und didaktischen Materialien;

e) Besinnung auf die Werte der jeweiligen Gruppe. Es ist nun einmal so, dass die verschiedenen Völkern und Gruppen Europas verschiedene Gaben entwickelt haben. Man hat Erfahrungen verschiedener Art gemacht, wie das Leben verschönert und gemeistert werden kann. Dabei hat man Grundwerte des Lebens und der Gemeinschaft geschaffen, entdeckt und gepflegt. Als Beispiel solcher Werte sind uns die in Amerika entstandenen Menschenrechte bekannt geworden. Wir aber haben in Europa die Würde

des Menschen als Wert entdeckt. Es werden weitere Grundwerte hinzukommen: Rücksicht auf Schwachstellen der Anderen, Förderung der Benachteiligten und vieles andere. Es werden gemeinsame Werte sein, die vermutlich immer christliche Werte als Basis haben, denn das Christentum ist unser aller Mutter, ganz gleich, welcher Konfession wir angehören, oder ob wir unkirchlich sind.

f) Das führt zu einer ökumenischen Einstellung, zur Förderung von Toleranz. Wenn ich recht sehe, ist im 20. Jahrhundert die Idee, dass es eine für alle Menschen gültige Lehre, ein richtiges sozial-politisches Gefüge gibt, zu Grabe getragen worden. Wir wissen heute, dass es niemals gelingen wird, alle Sehnsüchte der Menschen in einem einzigen gedanklichen oder sozialen System zusammen zu binden. Es wird immer Alternativen geben und geben müssen. Darum ist ein versöhntes Miteinander bei aller Verschiedenheit die einzige Möglichkeit des friedlichen und spannungsarmen Miteinanders der Völker Europas.

Dies alles wäre konkret auszuführen, aber heute ist mehr nicht notwendig, weil schon die Kurzdarstellung der einzelnen Themen, die vermehrt werden könnten, Assoziationen bewirkt, die den meisten von euch bekannt sind. Mir liegt nur daran, dass wir die Chancen als solche wahrnehmen und Schritte tun, die das Gemeinsame fördern und zu einem Leben in versöhnter Verschiedenheit führen.

Damit wir uns aber nicht zu große Illusionen über die realen Möglichkeiten machen, aber auch die Freude an den nächsten Schritten nicht verkleinern, möchte ich ein Beispiel des Zusammenlebens verschiedener Gruppen betrachten und kurz das Leben in Siebenbürgen im Laufe der letzten Jahrhunderte ins Auge fassen:

Siebenbürgen ist immer ein multiethnisches und multikulturelles Gebilde gewesen. Es haben hier jahrhundertlang Ungarn (Szekler), Rumänen, Deutsche, Armenier, Juden und Zigeuner miteinander zusammengelebt. Sie hatten nicht die gleichen Rechte. Das Sagen hatten seit 1437 erklärtermaßen die ungarischen Adligen, die Szekler und die Sachsen. Sie waren die staatstragenden Formationen und hatten die wirtschaftliche und politische Kraft und damit auch die Macht. Aber diese und andere Gruppen oder Völker, wie man sie damals nannte, haben neben einander gelebt, nicht in derselben Weise durchdrungen wie heute. Jede Gruppe hat ihre Rechte hochgehalten und sie durchzusetzen versucht, soweit sie dazu in der Lage war. Im übrigen hat man sich gegenseitig in Ruhe gelassen. Es gab z. B. auch Siebenbürger Sachsen auf ungarischem Adelsboden. Diese unterstanden den Rechten und Pflichten der übrigen freien Sachsen nicht. Sie waren

untertänig wie die Rumänen. An deren Schicksal etwas zu ändern, dachte man wenig. Die Rumänen waren teilweise Hirten, die man gewähren ließ, wenn sie ihre Steuern zahlten, teilweise waren sie Leibeigene. Um Rechte kämpften sie vor der Aufklärungszeit kaum mit Erfolg, mit Erfolg erst 1848. Juden und Armenier waren weitgehend Händler in den Städten und unterstanden dem Fiskus, die Zigeuner waren rechtlos, konnten aber mit Rechten sowieso wenig anfangen, sie hatten eigene Lebensgepflogenheiten. Man hat Siebenbürgen als *Land der Duldung, jedes Glaubens sicherer Hort*, bezeichnet, was weitgehend richtig war. Aber die Rechte und Pflichten waren ungleich. Das hat man hingenommen, solange keine Aussicht auf Änderung bestand und die jeweiligen Gruppen weitgehend voneinander getrennt lebten. Es änderte sich mit dem Aufkommen neuzeitlicher Gedanken und Möglichkeiten. Und so hat man am Vorabend des Aufstandes von 1848 davon sprechen können, dass der Adlige runter, der Bürger rauf soll. Das zeigt das Erwachen des sozialen Bewusstseins an. Aber um die wirklich Rechtlosen mühte sich niemand. Es ist immer der aufstrebende Mittelstand, der um Rechte kämpft. So ist es nicht verwunderlich, dass die Entwicklung nicht zu Gunsten des Adels ging – das war 1848 bereits deutlich –, aber auf lange Sicht auch nicht zu Gunsten des aufstrebenden Bürgertums, wiewohl dieses erst nach dem Zweiten Weltkrieg die Rechnung bezahlen musste. Recht bekamen mit dem Ersten Weltkrieg zunächst die Nationen (Staaten), wobei soziale Unterschiede in den Hintergrund traten. Aber die Zeit zeigte, dass auch dies keine Lösung war, denn die Nationalitäten (Minderheiten) wurden vernachlässigt, was neue Probleme mit sich brachte.

Dennoch: Es gab in Siebenbürgen im Laufe der Geschichte ein fruchtbares Nebeneinander der Völkerschaften, und dies war nicht ohne Segen. Und dieses schöne Fleckchen Erde hat eine Seele gehabt und hat sie heute noch, bloß kann man sie nicht beschreiben, wohl aber spüren, wenn man durch Siebenbürgen reist. Niemand hat Siebenbürgen diese Seele gegeben. Sie ist geworden, gewachsen auf dem Boden christlicher Ideale und dem Bemühen seiner Bewohner, diesen Idealen nachzueifern.

3. Visionen von Zukunft

Solche Gedanken zusammen genommen, bedeutet, dass wir gerufen sind, in dem Wissen um die gnädige Führung und Bewahrung durch Gott und im Vertrauen auf seine Verheißungen getrost und freudig aufeinander zuzugehen, und zwar im Sinne des Evangeliums, d. h. in der Gewissheit, dass

Gottes Weg uns seinem Ziel näher bringt. Dies führt uns auf den Weg, auf dem die Seele Europas zu spüren ist.

Das Wissen darum, dass Gott der Herr der Geschichte ist, auch wenn es leidvolle Stunden gibt, ist jüdisch-christliches Erbe und auch für den Islam eine durchaus vertretbare Sicht der Dinge. Das Vertrauen auf seine Verheißung gehört in die gleiche Tradition, ist uns Christen aber vom Apostel Paulus und dann bei der Reformation von Martin Luther besonders ans Herz gelegt worden. Die Verheißung gilt grundsätzlich der gesamten Schöpfung, aber sie wird aktuell dort, wo Gott beim Wort genommen wird und sich daraus ein Leben in Hoffnung ergibt, die geduldig Rückschläge ertragen kann, weil sie um die Erfüllung weiß. Solche Erfüllung ist uns zwar nur punktuell zugesagt, weil sie der Ewigkeit Gottes eignet, aber sie ist zu erleben möglich und wirkt sich dann als Kraft zur Neugestaltung dieser gegenwärtigen Welt aus. Und weil ich von dieser Verheißung angesteckt bin, träume ich von einem Europa, in dem sich immer deutlicher zeigt, dass Gott Gedanken des Friedens mit uns hat und nicht des Leides.

Ich träume davon:

- dass die Grenzen verschwinden und die Straßen und Bahnen uns näher zueinander führen;
- dass sich Jugendliche immer näher kommen und gemeinsam Visionen haben, die sie in ihrem Leben verwirklichen;
- dass die Erwerbsmöglichkeiten sich annähern, nicht, damit alles gleich wird, sondern dass jedes Land in Europa eine Stabilität der Bevölkerung erlebt zumindest so, dass die Flucht von Ost nach West aufhört;
- dass Leute aus dem überbevölkerten, gut bezahlten Westen im Osten Raum und Freunde, aber auch neue Möglichkeiten sinnvollen Lebens entdecken;
- dass die Begegnung von Gruppen aus Ost und West bei niemandem mehr Wunden spürbar werden lässt, wohl aber Narben ganz heilen;
- dass die verschiedenen Gruppen und Völker ihre eigene Sprache bewahren, die Sprachfähigkeit aber Verständigung über die Sprachgrenzen möglich macht.

Ich träume aber auch davon:

- dass es in Europa insgesamt zu einer Dreiviertel-Gesellschaft kommt, in der es zwar Arme gibt, aber nicht mehr, als die Sozialsysteme auffangen können und sehr Reiche nicht mehr, als ein gesundes, nahezu neidfreies Auge verträgt;
- dass sich der Mittelstand immer mehr ausweitet und weder der Gebildete auf den weniger Gebildeten, noch der Wohlhabende auf den Ärmere

- ren herabsieht, sondern jeder den Anderen in seiner Unterschiedlichkeit schätzt;
- dass der Neid zu einer positiven Kraft der Veränderung führt, zu einem Stimulans der Nacheiferung, nicht zur Missgunst, aus der Bekämpfung wächst;
 - dass die Unterschiede in Sprache, Tradition, Lebensgefühl und Lebenshaltung als Bereicherung der Gesellschaft empfunden werden können.

Ich weiß, dass solche Träume nie volle Realität werden, aber ich weiß auch, dass sie, einmal ausgesprochen und angeeignet, ein Eigenleben haben und Menschenherzen verändern können.

An einem Punkt scheint mir bereits die Seele Europas sichtbar geworden zu sein: in dem *Nein!* zum Irakkrieg. Da gab es bereits die Reaktion aus der sogenannten *neuen Welt* in Form der Formulierung: *das alte Europa*. Wer Ohren hatte, konnte in dieser Kennzeichnung etwas Spezifisches erkennen. Das *alte Europa* mit seinen Erfahrungen mit Gott als dem Herrn der Geschichte will nicht mehr auf gewisse Werte verzichten. Es ist hier m. E. etwas anderes deutlich geworden als Kriegsmüdigkeit. Hier meldet sich das Gewissen, das im 20. Jahrhundert vernachlässigt, z. T. sogar mit Füßen getreten wurde.

*

Damit komme ich zum Schluss: Die Seele Europas wird, soll sie in die Zukunft führen, begleitet werden von einem geschärften Gewissen. Und wie man ein Gewissen nicht geben, sondern nur auf es hören und es sensibilisieren kann, so kann man Europa die Seele nicht geben, aber man kann sie spüren und dafür sensibel werden.

Das wünsche ich besonders euch Jungen von Herzen. Gebe Gott, dass ihr diese Seele spürt und wachsen lasst. Ihr werdet selbst Freude daran haben.

Advent 2003

Nebel schwinden,
Vorhänge gehen auf,
Licht flutet
in die Räume
und erhellt
finstre Ecken

In deinem Lichte
lass uns neu sehen
deine Herrlichkeit,
und deine Werke,
o Herr.

Anhang: Volkes Stimme aus Gottes Hand

Zu den Lokalwahlen in Hermannstadt 2004¹

Am Sonntag, dem 6. Juni 2004, hat sich in Hermannstadt etwas ganz Unerwartetes zugetragen: 88,6 % der Wähler der Stadt haben den evangelischen Bürgermeister Klaus Werner Johannis nach vierjähriger Amtszeit wiedergewählt.² Das ist eine ganz ungewöhnlich hohe Zahl. Sie ist erklärlich, insofern er mit dem Einsatz seiner vollen Arbeitskraft und seiner ganzen Person in vier Jahren das Aussehen der Stadt verändert hat.

Aber noch ungewöhnlicher ist, dass über 60 % das Deutsche Forum gewählt haben, das nun mit einer Zweidrittelmehrheit in den Stadtrat einzieht. Dabei gehören der deutschen Minderheit nur 1,5 % der Bevölkerung an. Es kommt hinzu, dass sowohl in Mediasch als auch in Heltau unsere Kandidaten in die Stichwahl eingezogen sind und dass unsere Formation im Kreis Hermannstadt mit 30 % die stärkste Fraktion stellt. Sie wurde auch in vielen rein rumänischen Dörfern gewählt.

Wir nehmen diese Stimme des Volkes aus Gottes Hand an und sehen in ihr ein Zeichen dafür, dass Gott nach uns gegriffen hat. Es ist faszinierend und erschreckend zugleich, wie immer, wenn Gott den Menschen nahe kommt.

Die Frage drängt sich sofort auf: Kann man darin wirklich Gottes Willen erkennen? Und die Antwort ist: So wie man in allen geschichtlichen Ereignissen Gottes Willen erkennen kann. Es kommt darin nicht der Heils-wille Gottes zum Ausdruck, den erkennen wir im Wort, wohl aber der dunkle, vieldeutige. Weil wir aber die lange Zeit des Bangens und der Not als Kreuz Christi angenommen haben, dürfen wir auch diese Stimme des Volkes, der großen Mehrheit der Stadt, aus Gottes Hand annehmen und darin einen Teil der Kraft erkennen, mit der er Jesus von den Toten auferweckt hat. Bereits Hanna hatte gesungen: „Der Herr macht tot und macht lebendig ... er erniedrigt und erhöht“ (I Sam 2,6–7).

1 Geschriben für LKI (Landeskirchliche Informationen) vom 15. Juni 2004.

2 Noch in der Nacht des 6. Juni schrieb ich per E-Mail an Freunde und Bekannte, auch an den Martin-Luther-Bund: „Wir erleben wiederum Geschichte, zumindest in unserer Stadt. Die ersten Prognosen für die heutige Wahl ergeben für den Bürgermeister Klaus Johannis 91 %, für das deutsche Forum 63 %. Das ist eine ungeheure Vertrauenerklärung und eine neue Riesenaufgabe!“

Das Zeichen bleibt zweideutig. Eindeutig ist nur die Tatsache, dass wir Vertrauen empfangen haben und mit großen Aufgaben betraut wurden. Ich kann dieses für mich immer noch nicht fassbare Ereignis nur im Zusammenhang der Geschehnisse der letzten Jahre deuten. Nachdem wir über viele Jahre hinweg viele Freunde, Bekannte und Verwandte verloren haben, haben wir in einer Nacht sehr viele Freunde, Schwestern und Brüder erhalten. Jetzt müssen wir die uns anvertrauten Gaben zum Wohl der Vielen einsetzen. Und wir erkennen jetzt, daß wir bereits in der Tiefe im Segen des Kreuzes standen.



Christoph Klein: Auf dem andern Wege.

Aufsätze zum Schicksal der Siebenbürger Sachsen als Volk und Kirche
224 S., Leinen gebd., € 12,50; ISBN 3-87513-050-2

Christoph Klein: Ausschau nach Zukunft.

Die Siebenbürgisch-Sächsische Kirche im Wandel
387 S., kart., € 18,-; ISBN 3-87513-114-2

Christoph Klein: Um die elfte Stunde.

Predigten aus Siebenbürgen
351 S., Efa lin gebd., € 12,50; ISBN 3-87513-082-0

Hans Klein|Berthold W. Köber|Egbert Schlarb (Hg.):

Kirche – Geschichte – Glaube.

Freundesgabe für Hermann Pitters
347 S., kart., € 20,-; ISBN 3-87513-109-6

Über den Martin-Luther-Verlag erhältlich:

Christoph Klein: Kontrapunkt Freude

Predigten aus der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien
zu besonderen Tagen und Anlässen 1990–2000
hora Verlag, 266 S., Efa lin gebd., € 18,-; ISBN 973-8226-04-X



Martin-Luther-Verlag

Fahrstr. 15 · D-91054 Erlangen · T (09131) 78 70-0 · Fx (09131) 78 70-35 · EM: verlag@martin-luther-bund.de

